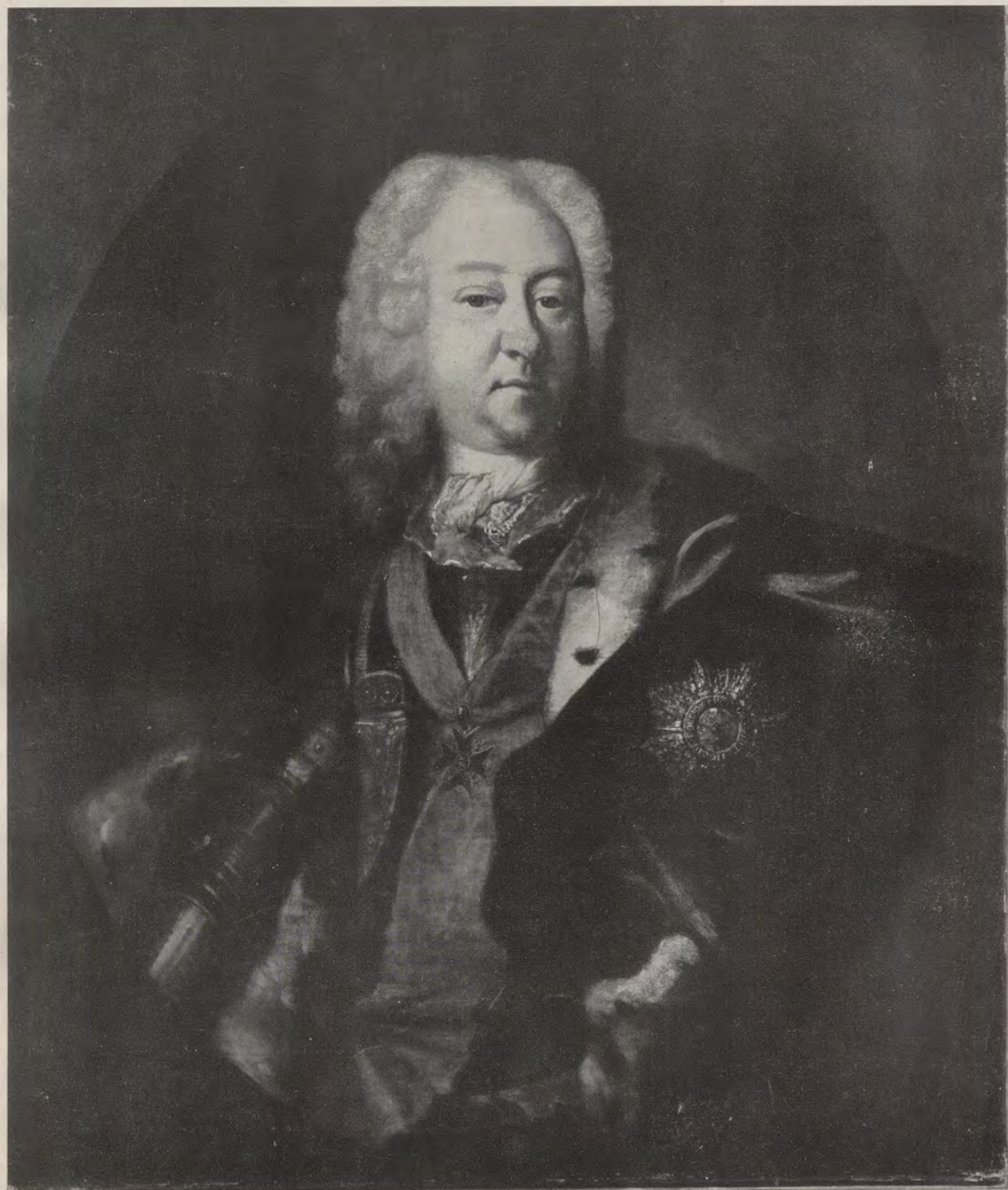


# SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / MAI 1959

2/3



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart



# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller*

1959

10. Jahrgang

Zweites und drittes Heft — März / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER  
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER  
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE  
für Geschichte

RUDOLF LEMPP  
für Architektur

OTTO LINCK  
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER  
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieheren an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Carlo Carlone(?), Bildnis des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, Bayerische Staatsgemäldesammlungen München

## INHALT

Fünfzig Jahre Heimatschutz Von Wilhelm Kohlbaas .....	41
Herzog Eberhard Ludwigs Reise nach Mömpelgard Von Walter Grube .....	44
Die Geburt einer Stadt Von Eugen Stemmler .....	49
Die Zwingburg des Absolutismus Von Ernst Müller .....	54
Zwei Idealrisse von Schloß und Stadt Ludwigsburg von Paolo Frisoni Von Werner Fleischhauer .....	74
Stadtplanung von Ludwigsburg Von Paul Keller .....	76
Vom Favoritepark Von Otto Feucht .....	80
Ludwigsburger Porzellan – Ludwigs- burger Rokoko Von Hans Andreas Klaiber .....	85
Neckarwasserstraße und Landschaft Von Walther Schnapper .....	94
Häßlichkeiten im Ortsbild Von Adolf Schabl .....	98
Die Leichenhalle auf dem Friedhof von Sankt Peter zu Bietigheim Von Hans Volkart .....	109
Die Wohnplatznamen des Kreises Ludwigsburg Von Willi Müller .....	113
In Ludwigsburg vor 100 Jahren Aus den Jugenderinnerungen der Tony Schumacher .....	117
In der Vaterstadt: Ludwigsburg Gedichte von F. Th. Vischer .....	120
Jugend-Erinnerungen Von Oscar Paret .....	121
Das Schwabenland und seine Beziehungen zu Joseph Haydn und seiner Heimat Von Hermann Mall .....	129
Theodor Haering zu seinem 75. Geburtstag Von Dr. Ernst Müller .....	131
Willy Hornschuch 70 Jahre alt .....	132
Buchbesprechungen .....	133
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	140



## Fünfzig Jahre Heimatschutz

Ein halbes Jahrhundert mag in unserer so schnell sich wandelnden Gegenwart mit Fug und Recht anders gewertet werden als die entsprechende Zeitspanne anderer Epochen. Wie langsam bahnten sich noch in den fünfzig Jahren zwischen der Gründung des Deutschen Bundes nach dem Sturz Napoleons und der heute fast vergessenen ersten deutschen Teilung 1866 in einem äußerlich kaum veränderten Rahmen die Wandlungen an, die erst nach den Auseinandersetzungen um die mitteleuropäische Neuordnung in dem abermaligen äußeren Beharrungsstand des über vierzigjährigen Bismarckfriedens der totalen Umwälzung entgegenführten, in deren Strudel wir heute stehen.

Schon damals empfand mancher, daß auch die Ruhe jener Epoche eine trügerische, spannungsgeladene war; mit dem zunehmenden Wohlstand, mit dem Ausgreifen nach den Reichtümern aller Welt hatten sich zugleich die ungeheuren Probleme des Bevölkerungszuwachses, der Verlagerung der wirtschaftlichen Schwerpunkte von Bauernstand, Handwerk und Kleingewerbe auf die Industrie, und damit eine Fülle nie gekannter sozialer Fragen mit Macht in den Vordergrund geschoben. Nichts wäre falscher als die Annahme, die Schöpfer und ersten Schrittmacher unserer Heimatschutz-Bestrebungen vor 50 Jahren hätten sich in starrer Verneinung dieser Entwicklung einzig die Bewahrung des immer Gewesenen zum Ziel gesetzt – im Gegenteil! Wenn wir heute ihrer im Sinne aufrichtiger Pietät gedenken, wie er aus den alten Rechts-Weistümern unseres Volkes klingt,

„das haben die Alten auf uns 'bracht,  
unsre guten Vorefahren“ –

so sei, neben dem Gedenken jedes Einzelnen an Eltern, Lehrer und Freunde, an deren Hand er die ersten Schritte ins Gebiet der Heimatkenntnis und Heimatliebe tat, von diesen Wegbereitern gesprochen als lebensstüchtigen, fortschrittlich aufgeschlossenen Männern. Sie waren keine rückwärtsgewandten Ver-

neiner ihrer Zeit, jener unternehmende Verlagsbuchhändler Meyer-Ilschen aus Westfalen, der Volkswirtschaftler Johannes Fuchs und der streitbare Kunsthistoriker Konrad Lange, oder unser erster Vorsitzender Professor Paul Schmohl als schaffender Architekt – sie und ihre Nachfolger standen voll im praktischen Leben, und ebenso als Förderer ihrer Ideen die Forstmeister Dr. Emil Speidel und Elwert von der staatlichen Seite des Naturschutzes her. Eben darum wußten sie so genau, wo der Schuh drückte und fernerhin drücken müsse, wenn nicht irgendwie eingegriffen würde. So haben sie nicht erst Aufgaben geschaffen, sondern klarblickend und entschlossen in die Lücke hineingestoßen, die sich damals zwischen dem Heimatinteresse und der zu rücksichtslos vorschreitenden Prosperität aufgetan hatte. Klingt diese Erinnerung nicht nahe an heutige Diskussionen an? Ja und nein:

So selten auch heutzutage Kunstgeschmack und Zukunftsgestaltung in der Vorstellung eines jeden übereinstimmen – (wann wäre das je denkbar gewesen?!), –, so besteht doch eine ungewöhnliche Einmütigkeit in der Betrachtung jener Zeit, die als die „wilhelminische“ unter der betonten Pracht gewaltiger Fassaden so viele Schwächen barg. Und wenn wir heute manchmal Sorgen zu äußern haben, ob bei großen öffentlichen Planungen die Rechte des Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes genügend gewahrt werden, so gab es *damals* überhaupt keine verankerten Rechte dieser Art; eben diese Gefahr, daß ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit jeder individuelle Einfall ungehemmt in die Gegend gesetzt werden konnte, führte die Gründer des Bundes zu dem Entschluß, die Öffentlichkeit zur Mitwirkung am Schutz alles Erhaltungswürdigen aufzurufen.

Das geschah damals nicht in Württemberg allein – ein „Deutscher Bund Heimatschutz“ war unter Vorkämpfern wie Rudorff und Schultze-Naumburg schon 1905 hervorgetreten, und die Beteiligung des Deutschen Heimatbundes und seiner Landesverbände bei



unserer Ludwigsburger Jubiläumsfeier soll uns Anlaß geben, dieses gemeinsamen Fühlens und seiner ersten Träger zu gedenken! Inmitten einer satten, den unwägbaren Werten vielfach abgewandten Zeit war es damals doch, als werde nur auf den Anstoß, auf einen Aufruf zum idealen gemeinnützigen Denken gewartet. Wir erinnern uns dieser Impulse aus der spontanen Volksbegeisterung für die Leistung eines Zeppelin im Jahre 1908, sie sprachen aus dem raschen Anwachsen der Jugendbünde, die damals mit Lied und Wandern die Jugend erfaßten; mag dabei in der Betätigung einer späten Romantik hier und dort des Guten zu viel getan worden sein, so dürfen wir doch nur mit Achtung und Wehmut von jenem Aufschwung glücklicher Heimatverbundenheit sprechen, dessen Blüten dann der nahe Sturm so früh zerstörte.

Sollen wir aus der Heimatarbeit, die Bestand behielt, noch einzelne Namen nennen, so sei es der eines Felix Schuster, der ihr bis ins hohe Alter tätig verbunden blieb und den wir zuletzt noch vor uns sehen, wie er mit spähenndem Zeichner-Auge die Reste des zerstörten Heimatbildes zu erfassen suchte, – es waren nach Professor Schmohl als Vorsitzende von 1914 bis 1922 Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen, von da bis 1939 und wiederum von 1947 bis 1949 Konrad Graf Degenfeld-Schonburg, dazu unter den vielen, die mit Rat und Tat, in Wort und Schrift ihre Kraft für die vielseitigen Ziele des Heimatdienstes einsetzten, vor allem ein Dr. Eugen Gradmann, ein Peter Goessler als Gründer des Landesamts für Denkmalspflege, und Hans Schwenkel als Koryphäe des heimatlichen Naturschutzes und der Friedhofspflege. Als Ehrenmitglieder aus jener frühen Zeit tatenfroher Heimatarbeit dürfen wir heute noch unsern stets rührigen Forstmeister Dr. Feucht, die Professoren Dr. Baum und Dr. Paret, Dr. Heinrich Klumpp, den Maler Strich-Chapell und im Deutschen Heimatbund Dr. Werner Lindner unter so vielen anderen verdienten Förderern mit besonderer Herzlichkeit nennen.

Mancherlei hat sich seit jenen ersten Tagen in Aufgabenstellung und Arbeitsweise gewandelt; vor allem in dem maßgebenden Punkte, dem Verhältnis zur staatlichen Mitwirkung. Einst konnte ja nicht die Rede davon sein, etwa gegen ein maßloses Ausgreifen der öffentlichen Hand auf den Plan treten zu müssen – es war vielmehr der schrankenlose Individualismus Einzelner, während in der Gegenwart der Einzel-Initiative wie auch der Kritik durch den zum größten Unternehmer gewordenen öffentlichen Planer und Bauherrn weit strengere Schranken gezogen sind. Als

Symptom dafür, wie damals auch in Behörden – man möchte sagen: weit mehr! – die Betätigungsfreiheit der Allgemeinheit als selbstverständlich erachtet und gefördert wurde, darf erwähnt werden, daß die Gründung des „Bundes für Heimatschutz“ am 12. März 1909 genau abgestimmt war mit der auf den gleichen Tag festgesetzten Konstituierung eines „Landes-Ausschusses für Natur- und Heimatschutz“, in dem, gewissermaßen als Dachorganisation, die Spitzen des neuen Vereins mit den auf verwandten Gebieten arbeitenden Wander-Organisationen und den beteiligten amtlichen Stellen vereinigt tagen sollten. Es führt zu weit, von der ursprünglichen Abgrenzung dieser Aufgaben und der bald danach einsetzen- den Verschiebung der Schwerpunkte zu sprechen – zunächst jedenfalls hat der sparsame Staat von einst mit seinen wenigen Ministerialbeamten diese Sorgen, wenn auch unter Wahrung seines Mitspracherechts, gerne einem privaten Zusammenschluß überlassen, dem es beim damaligen allgemeinen Wohlstand auch nicht an Mitteln aus reichlich fließenden Spenden gebrach. Diese Grundlagen freiwilliger Beisteuer und Mitarbeit wurden zwangsläufig schon durch den ersten Krieg und seine Folgen erschüttert. Kriegsbedingte Zweckmäßigkeit hatte zur Schaffung staatlicher Stellen für Denkmalspflege und Naturschutz geführt, ihre Notwendigkeit blieb auch hernach sachlich und vor allem finanziell bestehen, und nach dem Verschwinden so zahlreicher Mittelstandsvermögen fielen mit so manchen Aufgaben auch diese kulturellen verstärkt dem Staat als dem Repräsentanten der Allgemeinheit zu. Diese Tatsache festzustellen, heißt nicht, sie zu kritisieren: denn welcher Verein – es sei denn, daß er seine Ortsgruppen bis in den letzten Winkel erstreckte, was der Heimatbund seiner Natur nach nie anstreben konnte! – welcher private Zusammenschluß konnte mit ebensolchem Informationsmaterial und in gleicher Autorität im Bedarfsfall so unverzüglich in Aktion treten? Daß dennoch ein ausreichend großer Aufgabenkreis – notfalls auch die Pflicht, gegenüber staatlichen und kommunalen Maßnahmen die Bedenken eines Kreises freier Staatsbürger zu erheben – noch immer verblieben ist, ergibt sich aus der Erfahrung, daß fast überall verschiedene Meinungen möglich sind, deren begründete Geltendmachung und Abwägung dem 50jährigen Jubilar bei keiner Gelegenheit abgesprochen werden konnte.

Durch eine Zeit der Bevormundung und Uniformierung der Meinung hatte allerdings auch unser Bund für Heimatschutz hindurchzugehen: als in den dreißiger Jahren der Gauleiter auch in die Organisations-



fragen unseres Vereins eingriff und unter anderem, wohl weil man den „Heimatschutz“ nach damaliger Sprachregelung als Sache des monopolisierten Staates ansah, die Änderung des Namens in „Schwäbischer Heimatbund“ gefordert wurde. Der damals als Vereinsleiter eingesetzte Dichter August Lämmle hat den Bund unter dem neuen Namen bis nach dem Zusammenbruch weitergesteuert. Mit einer Mitgliederversammlung am 29. November 1947 nahm der Verein seine Tätigkeit aufs Neue auf, und es zeugt von der Kraft des Heimatgedankens selbst in jener trübsten Zeit, daß sich rund die Hälfte der alten Mitglieder wieder meldete, sowie die alten Vorkämpfer wie Felix Schuster und Hans Schwenkel wieder zur Sammlung riefen. Graf Degenfeld stellte sich, obwohl bereits leidend, nochmals als Vorstand zur Verfügung; ihm folgte Präsident i. R. Dr. Neuschler, der sieben Jahre lang mit Umsicht und Hingabe den Wiederaufbau des Vereins betreute. Von hohem Wert war, daß der langjährige verdiente Schatzmeister Notar Auwärter, der an der Wiederbegründung des Vereins maßgebend beteiligt war, sein dornenvolles Amt wieder übernahm und bis heute beibehalten hat.

Die Betrachtung der damals im Wege stehenden Schwierigkeiten führt unwillkürlich zu all dem Elend jener Tage zurück: die meisten Unterlagen vernichtet, das Vermögen entwertet, Arbeitsräume zunächst in einem Behelfsbüro bei einem befreundeten Architekten im Stuttgarter Waisenhaus, dann in der Wohnung von Prof. Schwenkel und im Verlagshaus Kohlhammer, bis eine Unterbringung im Dachstock des Bürogebäudes in der Charlottenstraße 15 im Hinterhaus möglich wurde. Seit Juli 1948 ist als Sekretärin Frau Wittek, seit September 1949 als Geschäftsführer Dr. Schahl in der neuen Geschäftsstelle tätig. Die Entscheidungen trifft ein Vorstand, dem heute 18 Herren aus den verschiedensten Fachgebieten der Heimatkunde und Heimatpflege angehören. In der Erwägung, daß der Verein sich nicht lediglich dem Schutz des Bestehenden, sondern auch der vorausschauenden Pflege des Werdenden zu widmen habe, wurde auch 1949 jene Änderung der Bezeichnung „Bund für Heimatschutz“ in „Schwäbischer Heimatbund“ bestätigt. Zugleich wurde an Stelle des einst von dem Mitbegründer Meyer-Ilschen geschaffenen, lange Jahre unter der Schriftleitung von Prof. Schuster als Vereinsgabe herausgegebenen jährlichen „Schwäbischen Heimatbuches“ eine in kürzerer Folge erscheinende Zeitschrift als Vereinsorgan geschaffen, die unter dem Titel „Schwäbische Heimat“ nun im 10. Jahrgang erscheint.

Das von manchem alten Mitglied bedauerte Verschwinden der Devise „Heimatschutz“ aus dem Vereinsnamen hat, wie die Tätigkeit des Vereins in den seitherigen Jahren beweist, keinen Verzicht auf diese Aufgabe bedeutet, die nach wie vor im Vordergrund steht und der auch die Zeitschrift in erster Linie dient. Dem Heimatschutz in weiterem Sinne dient auch der Erwerb einer Reihe vereinseigener Naturschutzgebiete. Die weitere Tätigkeit des Vereins, seine Vorträge, Lehrfahrten und Jahrestagungen, seine Denkschriften und die zumeist in kameradschaftlichem Zusammengehen mit anderen gleichgerichteten Bestrebungen erfolgten Schritte zur Wahrung seiner Zwecke und Ziele werden an dieser Stelle auch heute keiner betonten Wiederholung bedürfen. Geblieben ist durch den Wandel der Zeiten das Bestreben, den Bund im Geiste seiner Gründer und so vieler ausgezeichneten Männer, die ihm ihre ganze Kraft gewidmet haben, in einem wahrhaft gemeinnützigen Sinne im Dienst der Heimat fortzuführen. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß, wie über Vergangenes von verschiedenen Standpunkten geurteilt zu werden pflegt, auch über künftige Gestaltungen nicht immer gleiche Meinungen herrschen. Sie sachlich zu Wort kommen zu lassen, um das wirklich Beste aus Vergleich und Diskussion zu erkennen, entspricht nicht nur der Tradition unserer eigenen internen Praxis, sondern wir halten dies ebenso für die vornehme Pflicht der Autoritäten, die verantwortlich über die Gestaltung unseres Heimatbildes zu bestimmen haben. Wir sind dem Land, auch wenn naturgemäß gar viel zu wünschen übrigbleibt, für manche Förderung während der 50jährigen Vergangenheit unseres Bundes dank schuldig; wenn wir uns am Schlusse dieses Rückblicks dazu von Herzen bekennen, so geschieht es im aufrechten Bewußtsein, daß auch so manche Warnung, mancher Vorbehalt, den wir, nach den furchtbaren über unsere Heimat hingegangenen Zerstörungen gegen manche zu kühn erscheinende Neuerung oder gegen ein zu einseitiges Überwiegen reiner Zweckmäßigkeitsgedanken erheben mußten, stets von wohlüberlegter ernster Prüfung und Abwägung bestimmt war. Will der Schwäbische Heimatbund seinen Sinn erfüllen, so wird er sich auch künftig von dieser Bahn nicht durch den billigen Vorwurf der Rückschrittlichkeit abbringen lassen dürfen. Die Namen, die wir aus Vergangenheit und Gegenwart unseres Bundes zu nennen haben, bedeuten Leistung im Dienste des Ganzen. Wir wissen, daß unsere Zukunft in dieser Verpflichtung liegt.

*Wilhelm Kohlhaas*





Staatskutsche Herzog Eberhard Ludwigs. Ausschnitt aus dem Idealriß des Schlosses Ludwigsburg 1726. Stuttgart, Graphische Sammlung Aufnahme Landesbildstelle

## Herzog Eberhard Ludwigs Reise nach Mömpelgard

*Von Walter Grube*

Mit der Regierung Herzog Eberhard Ludwigs (1693 bis 1733) verbindet sich für die Nachwelt in erster Linie der Gedanke an Schloß und Stadt Ludwigsburg. In der Tat ist diese barocke Neugründung das sichtbarste, das wahrhaft bleibende Denkmal eines langen Herrscherlebens. Die militärischen Lorbeeren, die sich dieser erste württembergische Barockfürst zuvor im Dienste des Reichs am Schellenberg und bei Höchstädt geholt hatte, sind seit langem verwelkt, und was man sonst von ihm in weiteren Kreisen heute noch weiß, scheint wenig rühmend: Jagden, Soldatenspielerei, Mätressenwirtschaft und beispiellose Zerrüttung der Staatsfinanzen. Über der Regierung des glänzenden Grandseigneurs liegt mehr als zwei Jahrzehnte der dunkle Schatten der großen Kurtisane, die den Herzog und durch ihn das Land beherrscht. Jenen Zeitabschnitt, der Wilhelmine von Grävenitz, die spätere Landhofmeisterin und Reichsgräfin von Würben, auf der Höhe ihres Einflusses sieht, hat der Prälat Pahl in seiner einst vielgelesenen „Geschichte von Württemberg“ 1830 „einen der kläglichsten in den Jahrbüchern des Vaterlandes, ein schrecklich warnendes Bild moralischer Nichtswürdigkeit“ genannt. Man wird dies sittliche Werturteil noch heute stehen lassen.

Aber viel mehr als der biedermeierliche Prälat, mehr auch als die brillante Studie Gustav Rümelsins von 1864 weiß die Landesgeschichte heute doch die positiven Leistungen der Regierung Eberhard Ludwigs zu würdigen, die Ansiedlung der Waldenserflüchtlinge, den grundlegenden Um- und Ausbau der Staatsverwaltung, die große, um Gerechtigkeit bemühte Reform der Steuergesetzgebung. Draußen in den Ämtern, in den „Stadt- und Amtsversammlungen“ regt sich seit Eberhard Ludwig und nicht ohne sein Einwirken eine ganz neue Teilnahme am öffentlichen Leben. Auch die stufenweise Umbildung des patriarchalisch-altständischen Württemberg zu einem modernen absolutistischen Staat ist in seiner Art ein bedeutender politischer Erfolg; es ist nicht die Schuld dieses Herzogs, daß wenige Jahre nach seinem Tode der Absolutismus wieder vor einer landständischen Restauration kapitulieren muß. Schließlich wird man nicht vergessen dürfen, daß Eberhard Ludwig es war, der 1722 die volkstümlichste Feier unserer evangelischen Landeskirche eingeführt hat, die Konfirmation. Wo immer man sich in die bisher weithin unerschlossenen Quellen zur Regierungszeit Eberhard Ludwigs vertieft, da spürt man, wie sehr dies eine Wendezeit in der Entwicklung Altwürttembergs gewesen ist.



Wenn einmal die Geschichte dieser Regierung geschrieben wird, sind wohl manche gängigen Vorstellungen zu korrigieren – über den Herzog selbst wie über seine Mitarbeiter.

Man wird etwa den Premierminister und Oberhofmarschall Friedrich Wilhelm von Grävenitz, den Bruder der Mätresse, nicht zu ausschließlich nach der haßerfüllten „Apologie“ seines Todfeindes, des von der Grävenitzschen Hofpartei gestürzten Marschalls Forstner, beurteilen dürfen. Grävenitz war trotz seiner Bildungs- und Charaktermängel ohne Zweifel gewandter und klüger als der gewöhnliche Typ des adeligen Abenteurers an den Barockhöfen jener Tage. Daß dieser rasch avancierte Offizier mehr Hofmann als Staatsmann war, gerade das machte ihn dem Herzog so unentbehrlich. Eberhard Ludwig war im Bewußtsein seiner fürstlichen Würde ungemein empfindlich gegen jeden Versuch wohlmeinender Schulmeister, und eben darum ertrug er den Jugendfreund Forstner trotz aller Verdienste zuletzt nicht mehr. Grävenitz war der bessere Psychologe, dazu als geschickter Organisator prunkvoller Feste und Staatsaktionen geradezu der geborene Hofmarschall. Man weiß, welch vortreffliche Figur er machte: „ich habe nicht leicht einen schöneren Mann gesehen“, so urteilt noch über den Fünfzigjährigen ein zeitgenössischer Besucher des Ludwigsburger Hofes. Gewiß war dem zum Reichsgrafen Erhobenen die Welt der höfischen Kabale vertrauter als die der hohen Diplomatie. Daß er aber, ein Mann von Geistesgegenwart und Entschlußkraft, auch auf politischem Felde nicht ohne Geschick war, erwies sich, als er für seinen Herrn den Streit um die Mömpelgarder Erbfolge durchzufechten hatte.

Die Grafschaft Mömpelgard an der burgundischen Pforte, schon im Spätmittelalter durch eine dynastische Heirat für Württemberg erworben, war bis dahin in mehrfachem Wechsel Sekundogenitur von Seitenlinien und unmittelbarer Besitz der Stuttgarter Linie des Fürstenhauses gewesen. Der letzte Sproß des 1617 zur Herrschaft gelangten Mömpelgarder Zweiges, Herzog Leopold Eberhard, hatte es in seinem Ländchen schlimm getrieben. Die Mätressenwirtschaft an diesem Liliputhof übertraf damals alles, was jenes galante Zeitalter hinzunehmen gewohnt war; noch mehr aber verdachten die Mömpelgarder, an alten Freiheiten zäh festhaltend, ihrem Landesherren die Gewaltmethoden, mit denen er ein absolutistisches Regiment aufzurichten suchte. Soweit ihm das in dem von Frankreich rings umschlossenen Lande gelang, geschah es mit französischer Hilfe. Denn für

die Krone Frankreich bot der Streit des deutschen Duodezfürsten mit seinen Untertanen den nicht unerwünschten Anlaß, in die Mömpelgarder Verhältnisse einzugreifen. Die französische Politik behielt ihre Hand auch im Spiel, als Herzog Leopold Eberhard im März 1723 ohne legitime Erben starb.

Um den Heimfall des Landes an die Stuttgarter Hauptlinie durchzusetzen, entsandte Eberhard Ludwig sogleich seinen Minister Grävenitz als württembergischen Bevollmächtigten nach Mömpelgard. Grävenitz verstand es, den Widerstand der Bastarde Leopold Eberhards auszuschalten und mit Hilfe bewaffneter Mömpelgarder Bauern die Hauptstadt des Ländchens rasch in Besitz zu nehmen. Freilich gelang dieser Handstreich nur bei der eigentlichen Grafschaft Mömpelgard, die unbestritten Reichslehen war; die zugehörigen, insgesamt umfangreicheren Nebenlande, nämlich sieben Herrschaften in Burgund sowie die elsässischen Herrschaften Horburg und Reichenweier, blieben einstweilen von Frankreich besetzt, weil man sich in Ludwigsburg nicht bereit fand, für diese Gebiete die französische Oberhoheit anzuerkennen. Was Eberhard Ludwig jetzt zurückgewann, war mithin wesentlich bescheidener als Württembergs linksrheinischer Besitz noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Aber für den Herzog verstand es sich von selbst, daß dieser einzige bedeutende Landerwerb seiner Regierung „Lustre und Splendeur“ des fürstlichen Hauses zu erhöhen hatte. Die feierliche Erbhuldigung in Mömpelgard sollte vor den neuen Untertanen den ganzen barocken Prunk des Ludwigsburger Hofes entfalten.

Vorbereitung und Durchführung dieser Huldigungsfahrt lagen, wie einige im Staatsarchiv Ludwigsburg erhaltene Papiere erweisen (Signatur A 3, Büschel 35; A 266, Büschel 464), wiederum wesentlich in der Hand des Ministers Grävenitz. Auch dem Vielgewandten bereitete es manches Kopfzerbrechen, daß sein Herr nach Mömpelgard nur durch französisches Gebiet gelangen konnte; denn mit Frankreich lag man ja im Streit um die von diesem noch festgehaltenen Mömpelgarder Nebenlande. Die Reise durfte also im Elsaß die alten, zur Zeit entfremdeten Besitzungen Horburg und Reichenweier nicht berühren. Außerdem gewannen wegen der ungeklärten Rechtslage die Formen des Zeremoniells, jenem Zeitalter ohnehin ein ganz wesentliches Lebenselement, eine noch erhöhte politische Bedeutung. Für jede Reisestation wurden die wechselseitigen Ehrenerweisungen vorher immer wieder erwogen; die Ludwigsburger Hofbeamten trieb es fast zur Verzweiflung, daß der Herzog seine Pläne täglich mehrmals (insgesamt





Miniatur von 1721 im Landesmuseum Stuttgart:  
(vermutlich) Reichsgräfin Wilhelmine von Würben,  
geb. von Grävenitz

„wohl mehr als fünfzig Mal“) änderte, bis alles im einzelnen festgelegt war. Eberhard Ludwig wünschte vor allem unmißverständlich darzutun, daß er „noch nicht im französischen Vassalagio“ stehe. Als sich herausstellte, daß man ihn in Straßburg nicht so empfangen werde, wie er es als Reichsfürst erwartete, strich er die Fahrt durch diese Stadt von seinem Reiseplan.

Der Herzog, der eben damals daran ging, in Württemberg ein stehendes Friedensheer zu halten, wollte auch in Mömpelgard mit militärischem Gepränge auftreten. Aber es schien nach Lage der Dinge aussichtslos, die Genehmigung Frankreichs für einen Marsch württembergischer Truppen durch das ganze Elsaß zu erlangen. Eberhard Ludwig verfiel auf den Ausweg, seine berittene Leibgarde, jene durch ihre Pracht in ganz Deutschland berühmte Truppe, auf rechtsrheinischer Route in Marsch zu setzen; dabei waren dann nur zwischen Basel und Mömpelgard noch einige wenige französische Orte zu passieren. Am 25. Juni brach die Schwadron in Ludwigsburg auf: zwölf Offiziere, 140 Unteroffiziere und Mannschaften mit 186 Pferden. In dreiwöchigem Ritt, vier Rasttage eingerechnet, sollte sie über Pforzheim, Offenburg, Lahr, Müllheim und Tannenkirch Möm-

pelgard erreichen, um dort die Ankunft des Landesherrn zu erwarten. Allein die französischen Behörden im Elsaß versteiften sich darauf, daß die württembergische Garde auch während der kurzen Passage des französischen Territoriums zwischen Basel und Mömpelgard Wehrgehänge und Karabiner abzuliegen habe. Diese und andere französische Zumutungen veranlaßten Eberhard Ludwig, im letzten Augenblick auf die Teilnahme der Garde an den Huldigungsfeierlichkeiten zu verzichten; die Schwadron erhielt noch vor Überschreiten der Reichsgrenze Befehl, in die Heimat zurückzukehren.

Die Schwierigkeiten mit seiner Garde brachten es dem Herzog noch vor dem Regierungsantritt in Mömpelgard zum Bewußtsein, wie sehr die Herrschaft über das abgelegene Land seit den Tagen Ludwigs XIV. nur noch eine Herrschaft von Frankreichs Gnaden war. Dieser Eindruck mußte sich verstärken angesichts der Demonstrationen militärischer Kraft, die er während der Reise durch das französische Elsaß zu sehen bekam. Auch blieb es Grävenitz natürlich nicht verborgen, daß die Franzosen die Mömpelgarder Nebenlande durch starke Gendarmerieabteilungen hatten sichern lassen, um jeder Bewegung der Bevölkerung anläßlich der Fahrt des württembergischen Landesherrn zuvorzukommen. Im übrigen legte jedoch Frankreich dem zivilen Hofstaat des Herzogs auf seiner Reise keinerlei Hindernisse in den Weg.

In zwei großen Kolonnen brach man in Ludwigsburg auf. Am 1. Juli ging die schwere Bagage voraus; dabei befand sich ein Teil des Hofes mit 188 Personen und 276 Pferden. Dieser Zug reiste in zwölf mäßigen Tagemärschen (mit nur zwei Rasttagen) von Kehl ab linksrheinisch fast die nämliche Route, die hernach der Herzog selbst wählte. Eberhard Ludwig legte mit seinem persönlichen Gefolge die Strecke weit rascher, allerdings auch kostspieliger zurück; er reiste mit häufigem Pferdewechsel – 156 Pferde hatten auf jeder Poststation bereitzustehen – und benötigte so nicht einmal fünf Tage. Die „Suite“ des Herzogs war überaus glänzend. In seiner Begleitung befand sich der Erbprinz Friedrich Ludwig mit seiner Gemahlin, der ranghöchsten Dame des Ludwigsburger Hofes. Selbstverständlich, daß die Herzogin Johanna Elisabeth, damals verlassen im Stuttgarter Alten Schloß residierend, dort zurückblieb; ebenso selbstverständlich, daß ihre Stelle auch auf dieser Reise durch die „Nebenherzogin“, die Landhofmeisterin von Würben, eingenommen wurde. Das Gefolge, insgesamt über hundertzwanzig Personen, bestand aus dem auch unterwegs unentbehrlichen Teil des Hofstaats. Vierzig davon waren beritten, darunter



die Edelknaben, der unvermeidliche Leibmohr und ein Teil der Dienerschaft; die übrige Hofgesellschaft verteilte sich auf siebzehn meist sechsspännige Chaisen.

Ein ungenannter Teilnehmer hat über diese Fahrt eine handschriftliche „Beschreibung derer Serenissimo auf der Rais nacher Mömpelgard erwiesenen Honeurs und den in Mömpelgard gehaltenen Einzug betreffend“ hinterlassen. Das Interesse des Berichterstatters gilt also weniger dem politischen Zweck der Fahrt als ihrem höfischen Zeremoniell. Die Kanonenschüsse und die Ehrensalven, die den Herzog unterwegs begrüßen, zählt er ebenso gewissenhaft wie die wahrhaft fürstlichen „Verehrungen“ und Trinkgelder, die sein Herr allerwärts spenden läßt. Im übrigen weiß er, wenngleich er lediglich dem äußeren Ablauf der Ereignisse folgt, doch manches bezeichnende Detail zu erzählen, und im ganzen vermittelt sein bisher unbekannt gebliebener Bericht ein recht anschauliches Bild, wie ein württembergischer Landesherr in der Barockzeit reiste.

Am 14. Juli 1723 morgens um vier Uhr, so berichtet die „Beschreibung“, brach der Zug des Herzogs in Ludwigsburg auf und gelangte an diesem Tage mit zweimaligem Pferdewechsel – in Enzweihingen und Pforzheim – bis in das badische Städtchen Ettlingen, wo man zum erstenmal „pernoctierte“. Mit leiblicher Nahrung hatte der Hoffourier nur einen Teil der Reisegesellschaft zu versorgen: die fürstliche Tafel, die Marshallstafel, den Pagentisch, den Küchenmeistertisch und den „Cammer-Mädlins-Tisch“. Die übrige Begleitung war auf Kostgeld gesetzt und hatte für ihre Verpflegung selbst zu sorgen. Das Ziel des zweiten Reisetages, Rheinbischofsheim, erreichte man über Rastatt und Stollhofen schon um zehn Uhr vormittags. Während der Herzog selbst mit seinem Gefolge hier rastete, reizte die hohen Damen die Nähe Straßburgs, das nicht auf dem offiziellen Reiseprogramm stand: die Erbprinzessin und die Landhofmeisterin, die übrigens die ganze Reise in der gleichen Chaise zurücklegten, begaben sich für den Rest des Tages mit zwei Hofkavalieren inkognito nach Straßburg, „umb sowohl die Stadt zu besehen als auch einige Emplettes (Einkäufe) alda zu machen“.

Als sich der Zug am 16. Juli vormittags dem Fort Kehl näherte, stand die dort stationierte Kavallerie des Schwäbischen Kreises in Parade bereit, um Eberhard Ludwig, den Reichsgeneralfeldmarschall und Feldmarschall des Kreises, zu empfangen. Der Festungskommandant, Generalfeldmarschall-Leutnant von Rodt, geleitete zu Pferde den Herzog und

seine Begleitung bis in das Fort, wo sämtliche Kanonen abgefeuert wurden und die ganze Garnison auf dem Paradeplatz angetreten war. Nach einem „herrlichen Frühstück“ verließen die Herrschaften die Festung, und die Kanonen ertönten zum zweitenmal. Der Herzog ging mit dem Erbprinzen und dem männlichen Gefolge vom Fort aus zu Fuß über die lange Rheinbrücke, von „einer großen foule von Volk begleitet“; die Damen folgten in den Kutschen. Am Ende der Brücke begrüßte an Stelle des durch eine diplomatische „Erkrankung“ verhinderten französischen Gouverneurs der Königsleutnant Montmorel, umgeben von vielen Offizieren, den Herzog im Namen Ludwigs XV. Nachdem Eberhard Ludwig auch noch die Komplimente des in Straßburg residierenden Intendanten entgegengenommen hatte, bestieg er mit seiner Begleitung wieder die Reisewagen und fuhr durch ein Spalier präsentierender Dragoner, während von der Zitadelle und den Wällen die Kanonen donnerten, an Straßburg vorbei gen Süden. Man kam an diesem Tage noch bis Benfeld, damals dem Kardinal Rohan gehörig; auch hier wurde Eberhard Ludwig mit Ehrensalue und Gewehrsalven der Bürgerschaft begrüßt. Das Nachtlager hielt der Herzog „nebst denen Dames und denen Vornehmsten von der Suite“ in einem „wohl meublirten“ Landhaus des Kardinals.

Am nächsten Tage wurden Schlettstadt und Kolmar ebenso umgangen wie zuvor Straßburg. Vor Schlettstadt stand ein französisches Kavallerieregiment in Paradeaufstellung, und von der Stadt her erscholl wiederum Kanonendonner. Der französische Kommandant begrüßte den Herzog mit wohlgesetzter Rede und begehrte von ihm „par complaisance et une distinction particuliere“ die Parole. Die „Beschreibung“ hält es für wichtig anzumerken, daß Serenissimus bei dieser militärischen Förmlichkeit seinen Wagen nicht verließ, sondern lediglich aufstand und die Portieren öffnete. Hernach hielt auch der Schlettstadter Syndikus eine Ansprache im Namen des Magistrats. Bei Kolmar wurde Eberhard Ludwig, wieder vor den Toren, vom ersten Präsidenten und den Räten des königlichen Gerichtshofs bewillkommen. Die Kolmarer hatten ein übriges getan und in ihrer Stadt dem Herzog ein Frühstück vorbereitet; aber Eberhard Ludwig ließ sich mit der Eile der Reise entschuldigen und fuhr an diesem Tage noch weiter bis La Chapelle, wo man die deutsch-französische Sprachgrenze erreichte und zum letztenmal zu übernachten hatte. Am nächsten Morgen – es war Sonntag, der 18. Juli – rollte der Zug durch die Festung Belfort, wo die französische Garnison wieder stark in Er-





Das Schloß in Mömpelgard.  
Lichtbild in Cl. Duvernoy, Monbéliard au dix-huitième  
siècle, 1891, nach einem Ölgemälde.  
Reproduktion Hauptstaatsarchiv Stuttgart

scheinung trat: zwei Regimenter waren aufmarschiert, und von den Wällen wurde gewaltig kanoniert. Vor Mittag noch ging es dann über die Grenze der Grafschaft Mömpelgard. Auf einer Anhöhe oberhalb des Dörfchens Nommay erwartete die Ankommen den der württembergische Bevollmächtigte für Mömpelgard, Graf von Grävenitz, mit den Spitzen der Mömpelgarder Behörden. Ein berittenes Bürgerkorps aus der Stadt und ein Kommando Mömpelgarder Landmiliz zu Fuß begrüßte den neuen Landesherrn mit dreifacher Salve. Auf der Höhe waren Zelte aufgeschlagen, unter denen sich sodann der Herzog mit seiner Reisebegleitung „durch verschiedene liqueurs rafraichiret und ein wohl praeparirtes Mittagmahl eingenommen“. Währenddessen wurde auf der Straße alles, einschließlich der mit der schweren Bagage schon vorher angelangten Galakutschen, zum festlichen Einzug aufgestellt; nach Aufhebung der Tafel setzte sich die Kolonne unter Trompeten- und Paukenschall in Marsch. Zwar fehlte nun des Herzogs ganzer Stolz, die silberstrotzende Leibgarde,

aber der durch Grävenitz wirkungsvoll arrangierte Zug war mit mehr als zwei Kilometern Länge immer noch stattlich und glänzend genug. Man zog durch die Mömpelgarder Dörfer Nommay und Sochaux; von Nommay bis zu den Mömpelgarder Stadtgärten waren alle tausend Schritt bewaffnete Bauerntrupps aus der Grafschaft postiert, „welche bey Passirung Serenissimi Salve gaben und das Vivat ausrufeten“. Von den Stadtgärten bis zu den Stadttoren hatten Abteilungen der Stadtbürgerschaft diese Aufgabe übernommen.

Als der Zug sich der Stadt näherte, ertönten zum erstenmal die Kanonen vom Mömpelgarder Schloß und die Glocken begannen zu läuten. Beiderseits der Straße drängte sich das Volk, und die Kinder warfen Blumen in die vorbeifahrenden Kutschen. Am äußeren Stadttor stand die Geistlichkeit und der Stadtmagistrat mit den Schlüsseln der Stadt. Am Tor durchfuhr man eine „Ehrenpforte von verdures und mit Pyramiden ausgezieret“, sodann das Spalier der unter Gewehr stehenden Bürgerschaft. Unterhalb des Schlosses teilte sich der Zug. Die Staatskarosse des Herzogs und die Kutschen der Damen nahmen den Weg unmittelbar hinauf ins Schloß; als Eberhard Ludwig dort einfuhr, wurden ihm die Schlüssel der ehrwürdigen Feste auf einer Schüssel überreicht, wobei sich die Geschütze zum zweitenmal vernehmen ließen. Das übrige Gefolge zog erst nach einer Rundfahrt durch die Stadt im äußeren Schloßhof ein, wo eine Kompanie Landmiliz in neuer gelber Montur mit fliegender Fahne und klingendem Spiel eine dreifache Salve abgab, und dann dröhnten die Kanonen zum drittenmal. Hiernach marschierten auf einer Wiese unter dem Schloß fünfhundert Mann aus der Bürgerschaft auf, die nochmals drei Salven abschossen und „dabey mit Aufwerfung der Hüte das Vivat rufen“. Der „Einzugsactus“ endete schließlich bei Nacht mit offener Tafel; die grüne Ehrenpforte und die ganze Stadt waren noch drei Abende nacheinander illuminiert.

Damit schließt die „Beschreibung“ unseres Reise teilnehmers. Von den Ereignissen der folgenden Tage und Wochen, von der feierlichen Huldigung der Mömpelgarder Untertanen, der Bestätigung ihrer alten Freiheiten, der Reorganisation der Mömpelgarder Verwaltung unter Grävenitz als Gouverneur soll hier nicht mehr die Rede sein. Mit dem Einzug Eberhard Ludwigs begann in der vierhundertjährigen gemeinsamen Geschichte von Württemberg und Mömpelgard jener letzte Abschnitt, der mannigfache Fäden gerade auch zwischen Mömpelgard und Ludwigsburg knüpfen sollte.



# Die Geburt einer Stadt

Zur Gründungsgeschichte von Ludwigsburg

Von Eugen Stemmler

Hat Ludwigsburg auch keine lange Vergangenheit wie so manche württembergische Stadt, die ins hohe Mittelalter zurückreicht, so hat es dafür den Vorzug, daß sein Geburtsschein etwas genauer ausgefüllt ist als bei jenen. Wir sind besser unterrichtet über die Beweggründe, die zu seiner Gründung führten, und über die Vorgänge seiner Entstehung, die wir mit Datum und Urkunden belegen können.

Es ist reizvoll, diesen Vorgängen nachzuspüren und dabei die Überraschung zu erleben, daß diese Stadtgründung eigentlich ganz andere Wege ging, als man gemeinhin von mittelalterlichen und gar erst von neuzeitlichen Städten gewohnt ist. Man pflegt Ludwigsburg als eine „geplante“ Stadt zu bezeichnen und mit den zeitgenössischen Stadtgründungen Mannheim, Erlangen, Kassel, Darmstadt oder Karlsruhe zu vergleichen. Aber alle diese Vergleiche hinken in dem einen oder anderen Punkt, zum mindesten aber hinsichtlich der Entstehungsgeschichte von Ludwigsburg, und können nur für die städtebauliche Einreihung verwendet werden.

## 1. Die Zeit

Wie sah es denn zu jener Zeit, d. h. um die Wende des 17. Jahrhunderts, im Lande aus? Es war keine friedliche und keine ausgeglichene Zeit. Aber wie viele Städte sind schon gegründet worden ohne den günstigen Mutterboden einer ruhigen und ungestörten Anfangsentwicklung! Die Gegensätze treten schon in der Person des Fürsten zutage. Wir stellen ihn an den Anfang, rankt sich doch um ihn die ganze Gründungsgeschichte von Ludwigsburg. Herzog Eberhard Ludwig war 1693 mit 16 Jahren in Württemberg zur Regierung gelangt. Er wird als schön gewachsener Jüngling geschildert, der alle Eigenschaften der damaligen höfischen Erziehung in sich vereinigte: ein glänzender Kavalier, ein ausgezeichnete Reiter, ein leidenschaftlicher Jäger, mit umfassender Bildung und großem Kunstverständnis. Neben Duldsamkeit und hoher politischer Einsicht stand bei ihm aber auch Eigenwille und Unbeherrschtheit in allen Lebensäußerungen, hochstrebender soldatischer Ehrgeiz und Maßlosigkeit in dem Verlangen, es den großartigen Fürstenhöfen des Absolutismus in Eng-

land, Holland und Frankreich, die er auf seinen Reisen kennengelernt hatte, gleichzutun an Prachtentfaltung und Machtbekundung. Verständlich ist es auch, daß er hinter dem glanzvollen Rastatter Hof seines Waffengefährten, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, des Türken-Louis, nicht zurückstehen wollte.

Das Land, auf der anderen Seite, hatte zwar die schlimmsten Schäden des Dreißigjährigen Krieges allmählich überwunden, aber der frühere Wohlstand war noch nicht wieder erreicht. Und nun wütete gerade beim Regierungsantritt Eberhard Ludwigs schon wieder ein Eroberungskrieg Ludwigs XIV. auch in Württemberg mit Sengen und Brennen, mit Durchmärschen und Besetzung. Angst und Unruhe drückten die Bevölkerung, und mancher verheißungsvolle Aufbauplan war in Nichts zerronnen. In der Zita-delle von Metz warteten 14 Geiseln darauf, daß das erschöpfte Land die von den Franzosen geforderte Kriegskontribution von 600 000 fl aufbringe; dabei konnte 1695 nicht einmal die ordentliche Steuer aufgebracht werden. Flüchtlinge strömten ins Land und wurden, obwohl anderer religiöser Richtung, von dem toleranten Herzog angesiedelt, so 1699 die Waldenser in der Gegend von Maulbronn und reformierte Hugenotten 1700 in Cannstatt. Herzog Eberhard Ludwig bemühte sich wohl, den Wiederaufbau des Landes durch Steuerbefreiungen und Straßenverbesserungen zu fördern und den Wohlstand zu heben. Allein, wie sollte eine durchgreifende Besserung der Verhältnisse erreicht werden, da gleich darauf der Spanische Erbfolgekrieg dem Land neue Kriegsschäden zufügte, die schon 1707 auf 15 Millionen fl berechnet wurden? Für Eberhard Ludwig aber stand im Vordergrund seine Person, die Person des absolutistischen Fürsten, seine Leidenschaft für das Militär – und für die Jagd.

Die Jagd, von jeher ein Lieblingsvergnügen der württembergischen Herzöge, führte sie häufig in die Gegend des heutigen Ludwigsburg, wo sie das frühere Bebenhauser Klostergut, den Erlachhof, als Absteigequartier benützten. Die heute so waldarme Gegend läßt nicht mehr ahnen, daß sich hier eines der schönsten Jagdreviere des Herzogtums befand,



das zudem günstig in der Nähe der Residenz lag. Ein klägliches Rest des früheren Mönchswaldes, der sich von Hoheneck bis zur Hohen Stange zog und sich mit dem größeren Bietigheimer Forst verband, ist im Favoritepark erhalten. Das Lerchenholz, die Fischweiher, das Röhricht für die Entenjagd sind verschwunden.

Auch der am Rand des Jagdreviers gelegene Erlachhof war 1693 der Zerstörungswut der französischen Truppen zum Opfer gefallen. Eberhard Ludwig ging alsbald daran, ihn wiedererstehen zu lassen. Durch die neueren Forschungen von Fleischhauer und Heß sind nun auch diese frühen Bauarbeiten vor dem eigentlichen Schloßbau gründlicher erhellt worden. Von 1697 an, als man mit dem Bau einer zweistöckigen Jägerwohnung an der Stelle des heutigen Ordensbaus begann, war der Platz jahrzehntelang eine große Baustelle. Kurz danach erstand von 1700 bis 1701 da, wo heute der Riesenbau steht, ein dreistöckiges Jagdschloß, das Herrschaftshaus, an das sich 1701/02 nach Süden hin ein Kavalierbau anschloß. Die ganze Anlage wurde 1702 im Norden durch eine Altane über dem Steilabhang abgeschlossen, die den Blick auf das Waldgelände freigab.

Nun konnte das fröhliche Jagen beginnen. Der 1702 als Jagdorden gestiftete Hubertusorden gab immer wieder Anlaß zu großen Festen, – und schon ein Jahr nach der Fertigstellung der Anlage genügten die Gebäude für die zahlreichen Jagdgäste nicht mehr. Also mußte gleich wieder gebaut werden.

## 2. Das Schloß

Aus allerlei Wurzeln wuchs der Wunsch und Entschluß, ein neues, größeres, prunkvolleres Schloß zu bauen. Das Bedürfnis nach weiteren Unterbringungsmöglichkeiten gab nur den Anstoß. Aber die Lust zum Bauen saß tiefer. Ob sie altererbt war, wie Belschner meint, mag man füglich bezweifeln; sicher aber lag sie in der Luft. Es gehörte für einen Fürsten im Zeitalter des Absolutismus schlechthin zum guten Ton, seine unumschränkte Macht in unerhörter Pracht, sei es in der Hofhaltung oder im Festefeiern oder in Bauten, auszudrücken.

Auch Herzog Eberhard Ludwig hatte nun Geschmack am Bauen gefunden, vor allem nachdem ihm sein Baumeister Matthias Weiß und der Kirchenratswerkmeister Johann Ulrich Heim auf dem Erlachhof wie auch andernorts ansprechende Gebäude erstellt hatten. Aber sein Geist ging auf Größeres aus. Ende 1703 beauftragte er den Theologen Philipp Josef Jenisch, den er in Mathematik und Physik hatte ausbilden lassen und auf Studienreisen geschickt hatte,

mit dem Entwurf zu einem „rechten Jagdlusthaus zu Erlachhof“. Die Bezeichnung läßt klar erkennen, daß im Anfangsstadium der Planung andere Erwägungen als die der Vergrößerung des Jagdschlusses noch nicht mitbestimmend waren. Freilich reichte das altmodische, unbequeme Renaissanceschloß in Stuttgart für eine aufwendige Hofhaltung, wie sie die Zeit jetzt von einem Fürsten verlangte, nicht mehr aus; aber der Gedanke, das Jagdschloß auf dem Erlachhof zu einer neuen Residenz auszubauen, gewann erst im Verlauf der Bauarbeiten einige Jahre später Gestalt. Zunächst wurde am 7. Mai 1704, schon wieder in Kriegszeiten, feierlich der Grundstein zum „Fürstenbau“ gelegt, dem dreistöckigen Hauptbau über dem Nordabhang, an den sich, dem alten Herrschaftsbau gegenüber, eine weiterer Kavalierbau auf der Westseite anschließen sollte. Der östliche Kavalierbau wurde schon zwei Jahre nach seiner Vollendung wieder abgerissen, da er den Hof beengte. Am 11. Mai 1705 taufte der Herzog das ganze Schloßanwesen auf seinen Namen „Ludwigsburg“.

Immer kühner wurden Eberhard Ludwigs Pläne. In der Umgebung des Schlosses mußte ein Lustgarten mit Pomeranzenhaus und Menagerie angelegt werden. Jenischs Entwürfe erschienen dem Herzog dann aber offenbar noch zu nüchtern, noch zu sehr im alten Stil verhaftet. Er berief daher 1707 den Geniehauptmann Johann Friedrich Nette zum Oberbaudirektor, der mit seiner eingehenden Kenntnis der herrschenden Baumode, vor allem der Wiener und der italienischen Architektur, aber auch französischer Schloßbauten und des nahen Rastatter Schlosses, den hochfliegenden Plänen Eberhard Ludwigs eher zusagte. Dabei machte aber stets der Herzog selber seinen Willen entscheidend geltend, und auch der maßgebende Berater des Herzogs in Bausachen, der Hofmarschall Georg Friedrich von Forstner, wirkte an den Planungen mit eigenen Vorschlägen mit.

Es ist kennzeichnend für die ganze bauliche Entwicklung des Schlosses, und nicht nur dieses, sondern auch der gärtnerischen Umgebung und der Stadt, daß sie nicht aus einer einheitlichen künstlerischen Konzeption heraus Gestalt annahmen; die allgemeinen Verhältnisse lieferten immer wieder Gesichtspunkte, welche die Planung beeinflussten und änderten. So drängte sich jetzt mehr und mehr der Wunsch in den Vordergrund, die gesamte Hofhaltung aus den engen Stuttgarter Schloßverhältnissen heraus in die Ludwigsburg zu verlegen, um so mehr, als 1706 jenes unheilvolle Verhältnis Eberhard Ludwigs mit dem Fräulein Wilhelmine von Grävenitz begann, die ihn 25 Jahre lang im Bann hielt und dem



Land ungeheuren Schaden zufügte. Begreiflich, daß der Herzog lieber abseits von Stuttgart residieren wollte, wo die Herzogin ihren Sitz hatte.

Verfolgen wir in schnellem Überblick noch den Fortgang des Schloßbauwesens, bevor wir uns der Entstehung der Stadt Ludwigsburg zuwenden. Nettes Beauftragung am 3. März 1707 wies dem Schloßbau eine völlig neue Richtung; er war es, der den Herzog für den Bau eines großen Schlosses an Stelle eines Jagdlusthauses gewann. Offenbar hatte er dem Herzog völlig neue Pläne unterbreitet, die diesen hellauf begeisterten. Zu Seiten des Fürstenbaus wurde der Ordensbau und der Riesenbau aufgeführt, beide durch Spiegelgalerien mit dem Hauptbau verbunden; der alte Herrschaftsbau und der westliche Kavalierbau wurden, kaum vollendet, wieder abgebrochen. Nette sah als Abschluß nach Süden einen Kavalier- und einen Kanzleibau vor, so daß die ganze Anlage einen tiefen offenen Ehrenhof, ähnlich dem Rastatter Schloß, gebildet hätte. Er starb aber 1714 vor Ausführung seiner Pläne auf einer Reise nach Paris in Nancy.

Zu seinem Nachfolger bestimmte Herzog Eberhard Ludwig 1715 Donato Giuseppe Frisoni, der schon 1709 von Nette als Stukkateur nach Ludwigsburg berufen worden war. Ein feinfühligster und anpassungsfähigster Künstler, bewährte er sich auch als Architekt; wie Nette holte auch er sich seine Anregungen von überallher, erwies sich aber deutlich als der modernere. Ihm fiel sogleich die Aufgabe zu, „zur Logierung eines so numbreusen Hoffes“ gewaltige Erweiterungspläne auszuarbeiten. Frisoni fügte den Bauten Nettes die Schloßkapelle, die Ordenskapelle, den östlichen und westlichen Kavalierbau, die beiden Galerien und als Abschluß nach Süden das große neue Corps de Logis in leichten französischen Formen hinzu. Beim Tod des Herzogs Eberhard Ludwig am 31. Oktober 1733, nach 29jähriger Bauzeit, war das Schloß im wesentlichen vollendet.

### 3. Die Stadt

Wenden wir uns nun wieder zurück zu jenem entscheidenden Frühjahr 1707, als Nette vom Herzog mit der Weiterführung des Schloßbaus betraut wurde und das Bauwesen an der Ludwigsburg durch ihn die große Wendung erfuhr. Damit war zwangsläufig die ganze weitere Entwicklung in nuce vorausbestimmt. Statt eines Jagdlusthauses ein Schloß – gut, aber wie sollte ein so großartig geplantes Schloß mit ausgedehnten Gartenanlagen in einsamer Gegend wirken, wie ein glänzender Hofstaat seine Pracht entfalten, wenn die Staffage der Untertanen fehlte, wo

sollten die Hofbediensteten und das Militär, die vom Hof benötigten Handwerker und Gewerbetreibenden untergebracht werden? Zu einer fürstlichen Residenz der Barockzeit gehörte auch eine Stadt. Sie wäre wahrscheinlich mit der Zeit auch ohne des Herzogs Machtwort entstanden. Schon 1706 war mit dem Material des eben abgebrochenen Kavalierbaus ein Wirtshaus à la Trompe d'Or für Gäste und die am Bau beschäftigten Künstler begonnen worden; es ist das heutige Gasthaus zum „Waldhorn“ westlich vom Schloß, das erste Haus der künftigen Stadt. Dazu kamen die ärmlichen Behausungen der Bauarbeiter in dem sogenannten Neuweiler (heute Bauhofstraße), verächtlich Kravattendörfle (= Kroatendörfle) genannt. Aber wenn die neue Stadt wirklich dem repräsentativen Schloß den nach Ansicht der Barockzeit notwendigen und adäquaten Rahmen verleihen sollte, durfte man dann ihre Entstehung, ihre Anlage, die Form ihrer Häuser, die Zusammensetzung ihrer Bewohner dem Zufall überlassen? Herzog Eberhard Ludwig nahm also auch dies in eigene Hand.

Am 17. August 1709 erließ er seinen ersten Aufruf, in welchem er „zu mehrerer Aufnahm und Erweiterung allhiesigen Lust-Schlusses“, d. h. zur Erhöhung seines Glanzes und seiner Wirkung in die Breite, Bauwillige zur Niederlassung einlud, ihnen Bauplatz und -material „gratis und ohne Entgelt“ sowie Befreiung von allen Lasten auf 15, später sogar auf 20 Jahre versprach. Da der Erfolg ausblieb, folgten kurz danach am 31. März und am 1. Oktober 1710 und am 25. September 1712 wichtige Ergänzungen, vor allem die Zusicherung freier Religionsübung, etwas für das Land und die Zeitananschauung Unterhörtes. Drei Jahre später tat sein Nachbar, der Markgraf von Baden-Durlach, bei der Gründung von Karlsruhe das gleiche. Wirtschaftliche Vergünstigungen sollten Commercien, Manufakturen, Handelsleute und Künstler anziehen; sie brauchten keine Ackerflächen – es war ja auch keine Markung vorhanden –, außerdem verschafften sie der Stadt ein höheres soziales Niveau und einen vornehmeren Anstrich. Damit Ludwigsburg „nicht mit unvermögenden Einwohnern angefüllt werden möge“, war ein Vermögen von 1000 Reichstalern nachzuweisen. Nun hatte aber Württemberg keine überschüssige Bevölkerung, und trotz der vielversprechenden Zusicherungen – die Schiffbarmachung des Neckars gehörte auch dazu – waren die Zukunftsaussichten der Ansiedler nichts weniger als gesichert. So waren bei Nettes Tod 1714 tatsächlich nur insgesamt sechs Häuser fertig.

Wohl gleichzeitig mit dem ersten Aufruf des Her-



zogs zur Niederlassung in Ludwigsburg entwarf Nette in seinem Auftrag einen Bebauungsplan für die neue Stadt. Da waren nun gleich verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden, die Nette jedenfalls nicht meisterte. Die größte lag im Gelände, das sich einer zeitgemäß monumentalen, das Schloß als beherrschenden Mittelpunkt herausstellenden Gliederung der Stadt widersetzte. Das Schloß lag auf einer Bergnase, die nach Süden zu anstieg und an deren westlicher Flanke jenseits einer Schlucht sich das Gelände über das Schloß hinaus erhob. Aus diesem Grunde blieb es ihm versagt, als majestätische Krönung des Ganzen zu wirken. Ja, wenn Schloß und Stadt gleichzeitig und einheitlich von vornherein verbindlich geplant worden wären! So war noch nicht einmal der endgültige Plan für das Schloß ausgereift, der erst 1725 von Frisoni festgelegt wurde, da der Herzog dauernd Änderungswünsche hatte. Nettes Bebauungsplan für die Stadt mußte sich daher zunächst den zwei schon bestehenden, der Hauptachse des Schloßbaus parallelen Straßen (der heutigen Schloß- und Mömpelgardstraße) unterordnen. Von einer Planung der östlichen Seite, die als Landhausgebiet für die „reichsten und schönsten Häuser“ vorbehalten wurde, nahm man vorläufig Abstand. In der westlichen Hälfte dagegen störte der 1710 planlos angelegte, 1713 in Stein erneuerte Marstall jede großzügige Planung für immer.

Nettes Anteil am endgültigen Stadtplan scheint nicht bedeutend zu sein. Die künstlerische Lösung des von vornherein verdorbenen Problems gelang dann Frisoni, der 1715/16 Riß und Projekt der Stadtanlage ausarbeitete, die nun den weiträumigen, arkadengesäumten Marktplatz in den Mittelpunkt stellte, größere längliche Baublöcke und klare Trennung von Haupt- und Nebenstraßen vorsah und durch die Kaffeebergstraße die Verbindung mit dem Schloßkomplex herstellte. Eine zweite Querstraße, die heutige Wilhelm- und Schorndorfer Straße, verband westliche und östliche Stadthälfte im Süden der Schloßgartenanlage. Frisoni entwarf auch die Baubestimmungen, welche die „Regularität und erforderliche Gleichheit“ der Häuserzeilen gewährleisten sollten. Die Ludwigsburger Baudeputation, welche die Baugesuche zu genehmigen hatte, wachte darüber, daß die sozialen Grenzen eingehalten wurden: Adelige und Hofchargen durften sich in der Umgebung des Schlosses, Amtshäuser in der Marktplatzgegend, Bürgerliche in den Nebenstraßen ansiedeln.

Trotz der zahlreichen Privilegien entwickelte sich die Stadt nur sehr langsam. Es klingt fast wie Hohn, wenn „wegen täglich zunehmender Bürgerschaft und

Leute“ am 9. August 1714 ein Wochenmarkt angeordnet wird. In einem weiteren Aufruf vom 18. Februar 1715 wurden dazu noch zwei Jahrmärkte verheißen. Aber erst der in diesem Aufruf kundgegebene Entschluß des Herzogs, künftig in Ludwigsburg zu residieren, hat eine anziehende Wirkung ausgeübt. Es wird in diesem Zusammenhang ausdrücklich versichert, daß der Hof, der bekanntlich nombreux und dessen Consumtion groß sei, seine Seidentücher, Eß- und andere Waren am Ort kaufen werde, und daß die zu Ludwigsburg Etablierten bei der Besetzung der Hofämter bevorzugt würden. Ja, der Herzog ging noch weiter in dem Bestreben, seine Liebingschöpfung zu fördern, indem er am 25. Mai 1717 die Absicht aussprach, nicht nur den Hof, sondern auch sämtliche Kanzleien nach Ludwigsburg zu verlegen. Die Schwierigkeiten der Unterbringung und die Bedenken der „Kanzleiverwandten“ und des Geheimen Rats schreckten ihn nicht, über den Unwillen seiner Hauptstadt Stuttgart ging er hinweg.

Die Sanktionierung seiner Absichten geschah in dem Privileg vom 3. September 1718, in welchem Eberhard Ludwig die „nach seinem Namen betitulierte“ Siedlung zur Stadt erhob und sie gleichzeitig zur Residenz- und dritten Hauptstadt des Landes – Stuttgart und Tübingen waren die beiden anderen – machte. Aus besonderer Gnade durfte sie als Wappen die Reichssturmflagge aus dem herzoglichen Wappen führen, dazu den Namen des Gründers und die Jahreszahl 1718. Trotz ihrer noch bescheidenen Größe (in diesem Jahr zählte die Stadt etwa 600 Einwohner) wurde sie gleich mit allen Vorrechten der anderen Hauptstädte ausgezeichnet: sie erhielt Sitz und Stimme im Engeren Ausschuß der Landschaft, ihr Stadtgericht den Rang eines Obergerichts, an das aus allen Teilen des Landes appelliert werden konnte. Das erforderte einen rechtskundigen Bürgermeister als Stadtvorstand. Gleichzeitig wurde ein Amt Ludwigsburg gebildet, dem die Ämter Markgröningen und Hoheneck sowie einige Orte des Amtes Cannstatt und ritterschaftliche Orte einverleibt wurden. Erster Obervogt wurde Freiherr von Pöllnitz, der bisherige Leiter der Ludwigsburger Baudeputation.

Mit diesem Hoheitsakt Eberhard Ludwigs war die Geburt der Stadt Ludwigsburg vollzogen. Da der Herzog beinahe ständig dort residierte, nahm ihre Entwicklung jetzt einen raschen Aufschwung. Als 1723 die Regierungsbehörden nach Ludwigsburg verlegt wurden und 1724 der Herzog die Stadt zur alleinigen und ständigen Residenz erklärte, hatte sich ihre Einwohnerzahl seit 1718 bereits verdoppelt. Der



Tod des Gründers (31. Okt. 1733) und damit der Abzug des Hofes und der Kanzleien brachte die Stadt aber plötzlich an den Rand des Ruins, die Seelenzahl fiel von 5668 auf 2343.

Ludwigsburg ist eine teure Stadt geworden. Für das Schloß mußte nicht nur die Rentkammer und vor allem der Kirchenrat, da ja der Erlachhof zum Kirchengut gehörte, riesige Geldsummen aufbringen. Das ganze Land mußte an den Baulasten mittragen, sei es durch die Baubeiträge der Ämter, sei es in der Form von Arbeits- und Fuhrfronen, die aber wieder mit Geld abgelöst werden konnten. Auch zum Bau der Stadt leistete das ganze Land seinen Beitrag, indem die einzelnen Ämter und Städte dem Herzog als Geschenk repräsentative Häuser zu bauen hatten, die dieser den Herren seines Hofes schenkte oder verkaufte; es sind die acht, meist von mehreren Ämtern gemeinsam erstellten sog. Amtshäuser.

#### 4. Andere Stadtgründungen

Mit treffenden Worten charakterisiert Dehio den Bau des Schlosses, der damals ganz Württemberg jahrelang in Atem hielt und über die Grenzen hinaus Aufsehen erregte: „Ludwigsburg ist unter allen im Wett-eifer mit Versailles entstandenen Schloßanlagen die räumlich größte, für das kleine und arme Württemberg von damals ein unsinniges Unternehmen, aber doch nicht bloß vom Größenwahn eines einzelnen Tyrannen eingegeben. Es liegt etwas von höherer Gewalt darin, daß die deutschen Fürsten im Verlauf weniger Jahre, man kann sagen gleichzeitig, ihre Riesenbauten in Angriff nahmen.“ –

Zu einem Vergleich laden vor allem die zwei gleichzeitigen und benachbarten Fürstengründungen Ludwigsburg und Karlsruhe ein. Die Parallelität zwischen beiden ist in der Tat in manchen Punkten frappant. Nicht nur, daß in denselben Jahren an beiden Städten gebaut wurde; bis in die Familie der Gründer kann man gleichlaufende Linien verfolgen, da Herzog Eberhard Ludwig die Markgrafentochter Johanna Elisabeth von Baden-Durlach, eine Schwester Karl Wilhelms, und dieser sieben Wochen danach eine Schwester Eberhard Ludwigs, Magdalene Wilhelmine, heimgeführt hatte.

Bei näherem Zusehen bemerkt man aber doch, daß die beiden Schwäger ihre Stadtgründungen nicht einfach beieinander abgeguckt haben, sondern daß die Entstehungsgeschichte der zwei Städte durchaus individuelle Züge trägt. Das gemeinsame Grundelement ist der fürstliche Absolutismus, der als Ausdruck der Repräsentation und der Macht ein Schloß und eine Stadt aus dem Boden stampfte. Während aber Eber-

hard Ludwig bei seinen Bauten finanzielle Rücksichten nicht kannte und sich durch keine Geldverlegenheit zu einer Einschränkung seiner Baupläne bewegen ließ, soll Karl Wilhelm, genau und sparsam in der inneren Staatsführung, wenn auch persönlich ein Liebhaber kostspieliger Dinge, auf die Frage, warum er sein Schloß nur mit Riegelwänden und nicht wenigstens mit Backsteinen erbaut habe, geantwortet haben, er wolle lieber, daß man von ihm sage, er wohne übel und sei schuldenfrei, als daß es heiße, er habe ein prächtiges Residenzschloß erbaut und stecke voller Schulden. Zudem war der Markgraf zum Bauen mehr oder weniger gezwungen, da seine Residenz, die Karlsburg in Durlach, von den Franzosen zerstört und nur notdürftig zu einem Viertel wieder aufgebaut worden war. Diese Entschuldigungsgründe, wenn man aus der Sicht der Steuerzahler so sagen will, hatte Eberhard Ludwig nicht; wenn auch hüben wie drüben die Landstände praktisch ausgeschaltet waren, hatte er doch die größeren Widerstände, den Unwillen der Bevölkerung zusamt der Regierungsbehörden zu überwinden.

Der württembergische Herzog hat auch nicht das Glück gehabt, wie sein badischer Schwager Schloß und Stadt nach einem einheitlichen Plan in einen leeren und geeigneten Raum hineinkomponieren zu können. Wir haben gesehen, daß die ganze Entstehungsgeschichte von Schloß und Stadt Ludwigsburg, dazu das für eine geplante Barockstadt ungünstige Gelände von einem bestimmten Zeitpunkt an die weitere Entwicklung in gewisser Hinsicht einfach zwingend vorschrieb. Daß trotzdem eine künstlerisch befriedigende Lösung sowohl beim Schloß wie bei der Anlage der Stadt erreicht wurde, dürfte wohl in erster Linie das Verdienst Frisonis sein, der sich in seiner Anpassungsfähigkeit „in die rasch sich wandelnden Wünsche und Anschauungen des Herzogs und in die Bedürfnisse des Hofes schicken und dennoch ein Gesamtwerk von künstlerischer Geschlossenheit schaffen konnte“ (Fleischhauer). Das gilt unzweifelhaft auch für die Stadtplanung.

Schauen wir zum Vergleich nochmals nach Karlsruhe hinüber. Während die Fächeranlage der badischen Residenz „ein Zurück zur Renaissance der italienischen und französischen Theoretiker“ darstellt (Ströbel), baute Frisoni seinen Stadtplan auf dem barocken Prinzip der Beherrschung des Ganzen durch den Mittelpunkt, den repräsentativen Platz, auf. Ob er nun die Vorbilder in den Stadterweiterungsplänen von Erlangen und Kassel, denen die Anlage Ludwigsburgs am nächsten kommt, oder in den neuartigen



Platzkonzeptionen der französischen Hauptstadt suchte und fand, oder woher er auch seine Anregungen holen mochte, es bleibt der Eindruck einer künstlerisch bedeutenden, geschmackvollen und phantasie-reichen Gestaltung, die freilich eine größere Geschlossenheit und einheitlichere Wirkung hätte erreichen können, wenn der Herzog beizeiten die Aufstellung eines endgültigen Generalplanes für Schloß und Stadt ermöglicht hätte.

Eines ist Ludwigsburg versagt geblieben: im Gegen-

satz zu Karlsruhe, das drei Jahre nach Baubeginn Residenz, Hof und Regierung aufnahm und damit Durlach als Hauptstadt auf immer verdrängte, war Ludwigsburg nie eine ernste Gefahr für die alte Hauptstadt Stuttgart, auch wenn Hof und Regierung einigemal für längere oder kürzere Zeit sich in Ludwigsburg niederließen. Die beiden Residenzen sanken im Krieg in Trümmer, Schloß und Stadt Ludwigsburg erfreuen uns aber heute noch mit ihrem unzerstörten Glanz.

## Die Zwingburg des Absolutismus

Ludwigsburg in der Epoche des Herzogs Karl Eugen

Von Ernst Müller

Gerhard Heß zum Gedächtnis

Noch dem Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts galt die im Königreich einzigartige und einmalige Stadt der Verbindung von feudaler und bürgerlicher Wohnweise, von Schloß und Rathaus als exklusiv, vornehm, modern mit allen Vorzügen und Nachteilen. Man bewunderte vor hundert Jahren die Harmonie von Fürstenwillen und Bürgereintracht, sah hier erfüllt, was Ludwigsburgs größter Sohn „die schöneren Jahrhunderte“ genannt hat, „wo Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandelt“.

Doch wie Mollklänge zu Durakkorden verhalten sich Urteile des 18. Jahrhunderts zu denen des 19. Jahrhunderts. Da war die Stadt, deren Werdegang bis zur Umfriedung mit Mauern knapp 60 Jahre betrug (das Schloß selbst war in 30 Jahren fertig), im Herzogtum so gehaßt wie keine sonst, so als Laune übermäßiger Fürstenwillkür und „Ort der Sinnenbrunst“ verschrien (dies die Meinung des Oßweiler Pfarrres), daß sich alles, was in Württemberg althergebracht, lutherisch-pietistisch, ständisch fühlte und dachte, sich wider Ludwigsburg verschworen hatte. Bengel ließ in Denkendorf düstere Aufsätze über ein bevorstehendes Endgericht ausarbeiten, in denen die Verdorbenheit des Hofes als mahnender Schrecken der Umkehr gedeutet wurde. Aus pietistischen Kreisen stammte die Legende, daß der Teufel höchstpersönlich die Seele des katholischen Herzogs Karl Alexander, der 1738 im Schloß plötzlich gestorben ist, geholt habe.

Solche Urteile gesellten sich zu denen aus höfischen Kreisen, von Leuten, die in höchsten Ämtern tätig waren und selbst gut an dem neuen Unternehmen verdienten. In den Memoiren des ersten Obervogtes, des preußischen Freiherrn G. F. Pöllnitz, lesen wir den erstaunlichen und gar nicht einmal unrichtigen Satz, es sei dem Schreiber unerfindlich, daß der Gründerherzog (den er als Fürsten, glänzenden Jäger, Reiter und Tänzer bewunderte), auf einen so unebenen, waldigen, sumpfigen und verkehrsmäßig von den Hauptstraßen abgelegenen Platz eine Residenz erbaute, wo er doch leicht viel günstigere Plätze in seinem schönen Land hätte auswählen können (veröffentlicht von G. Raunecker in Ludwigsburger Geschichtsblätter, von denen bis 1957 dreizehn Hefte erschienen sind). Ich will hier nicht darüber meditieren, daß auch die erste Residenz Stuttgart in noch viel stärkerem Maße dem Pöllnitzschen Verdikt hätte verfallen müssen, aber das Denken des 18. Jahrhunderts mußte daran Anstoß nehmen, wenn Städte sich auf einem Gelände entwickelten, das jahrhundertlang nur ein ideales Jagdgebiet gewesen ist, keine natürlichen Quellhorizonte hatte, wegen beträchtlicher Terrainunterschiede ungeeignet war, Schloß und Stadt in einem barocken regulären Achsensystem zu beherbergen.

Wie gleichwohl die Planer Frisoni und Retti aus der Not noch eine Tugend zu machen verstanden haben, das soll einleitend skizziert werden. Im vornherein



mußte das Schloß als Mittelpunkt einer Stadt ausschalten. Das einzig ebene Gelände war vorgeschrieben: die Hochfläche westlich des Schlosses, mit einem Marktplatz, der 21 Meter über dem Niveau des Schlosses lag. Hier steckten also die Planer jenes gestreckte Quadrat ab, das in vier Viertel geteilt die oblongen Zeilenhäuser umgrenzen sollte. Der westlichen Ausdehnung waren durch den Steilabfall zur Quellmulde des Tälesbach Grenzen gezogen, in dem Steinbrüche, drei Seen, Sümpfe und das für Parforcejagden gerodete Lerchenholz (Lorcher Hof) in Richtung Kornwestheim lagen. Die heutige Wilhelmstraße bildete die südliche Grenze.

Frisoni hatte die das Barockideal des Regulären bestimmenden Vorschriften ausgearbeitet: traufseitige Lage, gleichlaufende Walmlinie, geschlossene Zeile, damit weder Regenwasser noch Schmutz die senkrecht gegeneinander laufenden Straßenzüge belästigen würden. Und das Wichtigste: Jedes Haus hatte einen freien oder ummauerten Hofgarten, durch den man von einer Toreinfahrt der Straße zu gelangen konnte. Wie wir aus dem Meßbuch von 1788 erfahren, befand sich in der Mitte des Gartens der Brunnen, der von künstlich gelegten Teuchelzügen in den Hauptstraßen gespeist wurde. Aber von Beginn an ist der Häuserbau nicht wie in der Renaissance-Idealtstadt Freudenstadt – wir besitzen in Andreäs utopischer Christenstadt vom Jahre 1619 eine schöne Vorlage zu der Gründung Herzog Friedrichs – auf Uniformität, auf einen Kommunismus des Wohnens angelegt, vielmehr sollte die Bürgerstadt das gesellschaftliche Ideal des Barock in genauen Abstufungen widerspiegeln.

Als der Gründer 1733 starb, verwaisten Schloß und Stadt im Nu eines Märchenaugenblicks. Aber es war doch kein Märchen; das Schloß, gedacht als Mitte und Sinn der neuen Siedlung, durfte ohne daß Schaden angerichtet würde, ruhig 25 Jahre in Zauberschlaf versinken. Indes: die trauernde Hinterbliebene, die Stadt, war eine Realität, die weiter existieren mußte. Sie rückte jetzt plötzlich an die Stelle, die vorher das Schloß einnahm. Mit dem jedoch hatte der Absolutismus nicht gerechnet, das war nicht eingeplant, als der Fürst 1715 den Gedanken formulierte, „ob es nicht faisable, sich zu überlegen, daß ein großes Amt im Lande ein und etwa zwei oder drei geringere Ämter zusammen wieder ein Haus nach Ludwigsburg bauten, um darin einen ehrlichen Bürger zu setzen.“ Von den versprochenen 15 Häusern, die aus der Steuerkraft der großen Ämter des Herzogtums finanziert wurden, standen in der Tat acht stattliche Bauten, erkenntlich an „der zarten Lisenen-

architektur“ (Stroebe), im Innern geräumig, zweistöckig, mit dem charakteristischen Walm, traufseitig zu den Schachbrettstraßen, prachtvolle Gebilde Frisonis und Rettis, echte Zeugen einer Barockstadt. Und wohl in der Fassade und im Maßstab zurückgehalten vor den ranghöheren Adelshäusern in der Wilhelmstraße, der Marstallstraße, der Schloßstraße und der heutigen Mömpelgardstraße. Aber doch auch wieder aufwendiger und reicher als die profanen Bürgerhäuser um den Marktplatz und das erste Viertel dem Schloß zu. Das war nun die neue Realität.

Damit die Paradoxie wiederum ins Barocke umschlage, ohne ihren nährenden Sinn, ohne ihren Ursprung, von dem sie ausging und den sie nur bereichern sollte, sollte die Stadt fortleben, gleichsam schon im zarten Knabenalter allein gelassen, wo noch gar keine Proben der Existenzfähigkeit abgelegt waren. Warum allein gelassen? Der Nachfolgeherzog Karl Alexander hat, um das 12 000 Mann starke stehende Heer, den perpetuus miles, den Stolz seines Vorgängers, zu retten, den von den Ständen geforderten Preis bezahlt und hat Regierung und Residenz wieder nach Stuttgart zurückgenommen. Das aber bedeutete den Exodus einer Zahl von Räten, Schreibern, Hofchargen, die den Einwohnerstand der jungen Stadt auf den eines begüterten Dorfes der Nachbarschaft herabdrückte. Das teuerste und größte der Amtshäuser Ecke Wilhelm- und Schloßstraße, von Eberhard Ludwig dem General von Phull um etwa eine halbe Million Mark heutigen Geldes abgekauft, in das 1729 die unter heftigsten Drängungen nach hier beordneten Kanzleien und Balleien einziehen mußten, stand nun leer da. Wie lange, wir wissen's nicht. In der Stadt konnte man fast umsonst wohnen, so gewaltig fielen die Mietpreise. Erst 1752 erfahren wir, daß in dem Haus acht Familien, darunter ein Bauverwalter, wohnen (H. g. W. 8, 12) \*. 1728 hatte Phull gleichzeitig das an das Kanzleigebäude anschließende Haus Wilhelmstraße 5 (mit dem heute noch sichtbaren schönen Phullschen Wappen) im Erdgeschoß aus Stein, oben Fachwerk, und dazu das Hinterhaus Wilhelmstraße 3 errichten lassen. 1752 wurde das große an die Gräfin von Sponeck, 1760 das kleine an den Staat verkauft. Im April 1779 verlegte Herzog Karl in die drei Phullschen Häuser sein neugegründetes Militär-Waisenhaus (H. g. W. 5, 13).

Wilhelmstraße 7 war das Amtshaus der Stadt Herrenberg, an das sich das Heidenheimer Amtshaus

\* H. g. W. = „Hie gut Württemberg“, Beilage der Ludwigsburger Zeitung (Beiträge ohne Namen stammen von Gerhard Heß).



anschoß, wo das heutige Rathaus steht. Das Herrenberger erwarb der Neffe des Premierministers Grävenitz, der mit samt seiner Verwandtschaft beim Tode Eberhard Ludwigs entlassen wurde. Grävenitz junior baute neben dieses Amtshaus ein größeres, Wilhelmstraße 9, so daß die heute noch stehende geschlossene Front Wilhelmstraße 1–9 die Adelstraße der Eberhard-Ludwig-Stadt am schönsten repräsentiert. 1767 zog in die Nummer 9 der Dekan Zilling ein, der Kirchenrat kaufte es für ihn um 70 000 Mark heutigen Geldes (H. g. W. 5, 13). Heute noch ist es das Wohnhaus des Prälaten. Der Obervogt Pöllnitz baute sein erstes Haus „für Leuthe von Distinction“ an Stelle der Pferdeschwemme, neben den heutigen Gesandtenbau, und kaufte dem Amt Ludwigsburg das Haus Marktstraße 2 stückweise ab. H. Gaese konnte nachweisen, daß das Haus 1727 dem Stadtvogt Glaser gehörte, 1804 von Stadtphysikus Mörike erworben wurde, dem sein erstes Haus Kirchstraße 2 zu klein geworden war.

Der Dichter Mörike ist somit nicht Marktstraße 2, sondern Kirchstraße 2, zur Welt gekommen (H. g. W. 9, 2). Gleichzeitig baute Pöllnitz für eigene Bedürfnisse das an Marktstraße 2 anschließende Eckhaus Wilhelmstraße 10, das ihm aber nicht herrschaftlich genug war, weil er sich von Frisoni einen Riß für ein Palais machen ließ. So entstand Wilhelmstraße 13 (fertig 1729) das vielberühmte Palais Pöllnitz, der heutige Ratskeller (über die künstlerische Ausstrahlung Rettis vgl. Lemperle H. g. W. 5, 13) – das Palais, wo die Favorite Mätresse Toscani einzog (1760), in dem Herr von Dedell wohnte, der sich im Osterholz erschoss, weil er aus den Schulden nicht mehr herauskam, das ab 1790 die Familie des Erbprinzen Friedrich Wilhelm bewohnte, das König Wilhelm I., der nicht gerne an die strengen Tage im Haus seines Vaters zurückdachte, dann der Museums-gesellschaft überließ (Schanzenbach in den Ludwigsburger Geschichtsblättern). Das Haus Wilhelmstraße 10 verkaufte Pöllnitz 1729 an den Kirchenratsdirektor von Schütz, der 1733 in das von Retti erbaute Haus in der Schorndorfer Straße zog. Seit 1736 sitzen in dem Haus Nr. 10 Handelsleute bis gegen Ende der Karlszeit. 1730 versuchte Pöllnitz, sein Palais um 200 000 Mark an die Stadt als Rathaus abzusetzen, aber der Herzog dekretierte, das schicke sich nicht, das Rathaus gehöre auf den Marktplatz ins Zentrum der bürgerlichen Wohnungen (H. g. W. 6, 1).

Wo aber stand das Rathaus? Es sollte wahrscheinlich in die 1725 noch unbebaute Südwestecke des Marktplatzes kommen, wenn es richtig ist, daß der von

W. Weber rekonstruierte Grundriß-Entwurf von dem Ingenieur C. F. Weyhing aus dem Jahre 1730 dem Rathaus zu gelten hat (H. g. W. 5, 13). Dieser Annahme steht entgegen, daß der Entwurf die strenge Symmetrie des Platzes zerstören und den Laubengang unterbrechen und eine asymmetrische Turmbetonung zur Kirche bringen würde. Der Plan ist Gott sei Dank nie ausgeführt worden. Freilich ist es völlig unerfindlich, annehmen zu müssen, daß es erst seit 1746 ein Rathaus in der „Alten Kanzlei“ Marktstraße 1 gegeben haben soll. Ein so gut besetzter Magistrat, zwei Bürgermeister und ungefähr zehn Gerichtsverwandte konnten nicht ohne Haus amten. Da ab 1733 auch die „Alte Kanzlei“ leer stand, müssen wir dort das Rathaus suchen. Die Bauakten zur Stadtgeschichte, Inventuren, Kaufverträge, Bürgermeisterrechnungen, sind gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast restlos vernichtet worden, so daß die Erforschung der Häusergeschichte so gut wie unmöglich ist, wie Heß klagend feststellte, und nur Rekonstruktionen aus dem Meßbuch von 1788 und seiner Kopie aus dem Jahre 1805 mit 496 Häusernummern gemacht werden können. Es war fast selbstverständlich, nachdem die Karlstadt stand und die Stadt annähernd 300 Häuser zu betreuen hatte gegen etwa 150 am Todestag Eberhard Ludwigs (nach Stroebeles Topographie, 221 Häuser waren 1767 illuminiert), daß der Herzog nichts dagegen hatte, wenn die Stadtverwaltung 1767 in das Palais Thüngen, Wilhelmstraße 11, umzog (hierfür hatte sie Befreiung von Servislasten), in einen Adelsbau aus den zwanziger Jahren, und in die „Alte Kanzlei“, die um zwei Oberklassen vergrößerte Lateinschule einzog, in der Schiller fünf Jahre lang bis Ende 1772 aus- und einging.

Gemäß dem Frisonischen Stadtplan war das Gebiet östlich der Stuttgarter Straße vornehmen Adeligen vorbehalten. Frisoni selbst steckte am Seelesweg, wie das Gebiet damals hieß, einen Platz für sich selbst ab (1724). Neben ihm in der heutigen Schorndorfer Straße 42 baute nach einem Frisoni-Entwurf Paolo Retti 1729 für den Baron von Schütz ein zweistöckiges Gebäude. Der vom Kaiser in den Freiherrnstand erhobene Sohn (1719) eines gräflich Hanauischen Amtmanns hat für den Herzog in Wien die Scheinehe eines verschuldeten böhmischen Grafen Würben mit der Wilhelmine von Grävenitz um den Preis von 200 000 Mark heutigen Geldes geschlossen. Der vom Herzog zum Landhofmeister ernannte Graf Würben ist nie im Lande erschienen, dagegen amtierte an seiner Stelle seine Gemahlin als Landhofmeisterin und Mätresse (1711). Der Baron ist 1732 in Nürn-



berg gestorben, sein Palais ging an die drei Söhne über: Andreas Heinrich (gestorben 1765 als herzogl. Regierungsratspräsident, Adam Heinrich (gestorben 1755), der Schloß Hohenstein erwarb, und Johann Friedrich (gestorben 1770), der Stammvater der späteren Freiherren von Schütz-Pflummern (H. g. W. 6, 7). 1737 erwarb das Palais die Regierung um 80 000 Mark und richtete ein Jägerhaus dort ein (noch heute heißt die dort abzweigende Allee die Jägerhof-Allee). 1760 wurde es bis 1824 die Porzellanfabrik. Neben ihr stand das Frisonische Gartenhaus mit 4 Eckpavillonen (heute Metall- und Lackierwarenfabrik). Dem Schütz gehörte noch der kleine Mathildenhof (1944 bis auf ein Stallgebäude zerstört), Schorndorfer Straße 39, in dem der Kirchenratsdirektor Philipp von Schütz wohnte, der 72jährig in Ludwigsburg gestorben ist. Sein Haus kam an die Freiherren von Palm und von Moser und 1804 an die Königin Mathilde.

Der Baron hat das Waiblinger Amtshaus (heute Eckhaus Meurer bei der katholischen Kirche Nr. 1) von den Ämtern Backnang, Bottwar und Beilstein (Obervogt von Nettelhorst hat 50 000 Mark investiert) zum Geschenk erhalten und das Haus auf eigene Kosten vollenden lassen. 1724 zog der Geheimrat von Thüngen dort ein, der drei Jahre später in das von ihm gebaute Heidenheimer Amtshaus, das heutige Rathaus übersiedelte. Haus Nr. 1 verkaufte der Baron an den Bauverwalter G. Ph. Batzendorff, der auch das Nebenhaus Nr. 3 baute (gestorben 1740). 1767 wohnte in dem Haus Nr. 3 Obristwachtmeister Weinmann, während Nr. 1 im selben Jahr von Obristwachtmeister von Scheler und Handelsmann F. Mader bezogen wurde (H. g. W. 6, 7).

## II.

Wir sagten, die Stadt war gezwungen, so gut es ging, aus sich selbst zu existieren. Das Schloß belebte sich nur für kurze Wochen, so zu den pompösen Beisetzungsfeierlichkeiten Karl Alexanders in der Gruft der Schloßkapelle, so zu gelegentlichen Sommerbesuchen des Successor Herzogs ab 1744. Inzwischen lenkte die Geschicke des Landes und der Stadt eine schwache Vormundschaftsregierung mit einer intriganten Herzogin-Witwe, und die durch den eindrucksvollen Landtag von 1739 wieder in ihre vollen, alten Mitregierungsrechte eingesetzte Landschaft, in deren engeren ständig tagenden Ausschuß auch der Ludwigsburger Bürgermeister eintrat, insofern Stadt und Amt der Landschaft mit denselben Steuersätzen pflichtig wurde, wie sie allgemein für die Ämter galten. Rechtlich bedeutete dies, daß die ursprüngliche

Fürstengründung nun dem ganzen Land inkorporiert war, ein Bestandteil des Herzogtums als Ganzem geworden ist, und daß die Rechte und Pflichten der Landschaft neben denen des Geheimen Rats auch auf Ludwigsburg angewendet werden konnten. Die Privilegien der Gründerzeit gehörten der Geschichte an.

Den Einfluß der Landschaft sollte die Stadt bald selbst erfahren müssen. Eifersüchtig wachte die Behörde über die Karl Alexander abgetrotzten Religionsversalien. Man war froh, daß die meist katholischen Italiener, die bis 1733 sippenweise in der Stadt wohnten (heutiger Bauhof), mit einem Schlag samt der fremdländischen Kabinettsregierung der Grävenitz verschwinden mußten, daß gelegentliche Zwangsbekehrungen und Mischehen nicht mehr erfolgen konnten. Im übrigen hatte der Pietismus schon unter Eberhard Ludwig Vorstöße gemacht und ein Reskript erzwungen, daß das „in Unserer Fürstlichen Residenz Stadt Ludwigsburg sich aufhaltende Römisch-Catholische“, dem zwar „Exercitium Religionis“, aber kein „Cultus publicus“ gegönnt war, sich nicht weiter „Extendieren“ dürfe, daß „Seductionen“ von Untertanen durch die Meßpriester und „Kopulationen“ aufs strengste zu ahnden seien, daß die Römisch-Katholischen weder Tauf- noch Einsegnungszeremonien, noch Totengeläute „weder privatim noch publice“ vornehmen dürfen. Zugelassen seien die Meßpriester einzig und allein in Fällen von „Maleficanten“ zur „Anhörnung der Beichte und Reichung des heiligen Abendmahls“ unter Assistenz von evangelischen Ministern (Reyscher, Württ. Gesetze Band 8, S. 576). Die Akten bewahren häufige Klagen darüber, daß die Italiener im sogenannten Frisonischen Gartenhaus, das sie heimlich als Tempel benützten, zusammengekommen seien. Bei den Grabungen von 1954 hat man dann auch den italienischen Friedhof gefunden (siehe Plan Federer). Das Reskript offenbart eine akute Gefahr für das evangelische Ludwigsburg, der die von Pietisten geleitete Landeskirche mit Erfolg entgegentrat. Unter der Vormundschaftsregierung, bei der die Landeskirche wieder stärksten Einfluß gewann, sind dann auch in Ludwigsburg die religiösen Privatversammlungen der Pietisten kirchlicherseits geduldet worden (Reskript von 1743 Reyscher, Württ. Gesetze Band 8, S. 641 f.).

Selbst die Reformierten, die zum Teil Eberhard Ludwig, zum Teil der 1731 gestorbene Erbprinz durch seine brandenburgische Gemahlin in die Stadt gebracht hatten, wurden vom Obervogt unter Aufsicht gestellt, jedenfalls gestattete er ihnen nicht die Ausübung ihres Kultes in der für sie gebauten Kirche,



dem Gegenüber der Stadtkirche. So zogen es viele Reformierte vor, auszuwandern (H. g. W.). Und dann opponierte Karls Mutter, eine bösertige Dame, die sich bedeutender Geldgeschenke der Landschaft erfreuen durfte, gegen ihren Sohn, wenn er, wie einmal im Jahre 1750, am Fronleichnamstag eine Prozession im Schloßhof abhielt und bei Stellenbesetzungen katholische Anwärter bevorzugte. Man verhielt sich zwar ruhig bei gelegentlichen Glanzentfaltungen und Festivitäten des jungen Herrn im Schloß, schlug auch nicht die Moralpauke, als man bemerkte, daß der Herzog mit seiner schönen Gemahlin, einer evangelischen Prinzessin Ansbach-Bayreuth, Nichte des großen Friedrich von Berlin-Sanssouci, immer weniger gut auskam und die mit so viel großen Hoffnungen begonnene Ehe und das Bündnis mit Preußen-Brandenburg und der Anschluß des katholischen Fürsten an das evangelische Konzert der europäischen Mächte gleich zu Beginn des Siebenjährigen Krieges vollständig zunichte geworden sind.

### III.

Immerhin: die Ehe mit der schönen Ansbacherin, hoher französischer Kultur offen zugetan, hat den jungen Gemahl, der zwanzigjährig die pompöse Hochzeit feiern durfte (1748), wie wir heute wissen, in eine Richtung des künstlerischen Fühlens und Wollens gelenkt, von dem wir prachtvolle Zeugnisse haben. Die am österreichisch-italienisch-böhmischen Geschmack orientierte Zeit Eberhard Ludwigs wird nun von der Zeit des französischen Geschmacks abgelöst, wie er in dem Rokoko des Louis quinze, freilich in der Abwandlung des „gout grecque“, der Régence, der anmutigen Heiterkeit und der neuen Deutung der griechischen Mythologie sich darstellt. Das junge Ehepaar bringt aus Ansbach den 1755 schon zum premier peintre aufgerückten dreiundzwanzigjährigen Lothringer (geboren in Lunéville) Nicolas Guibal mit. Ihm folgt drei Jahre später der aus Brüssel gebürtige premier sculpteur Le Jeune (auch Karl war in Brüssel im Palais der Thurn und Taxis geboren), den das Herzogspaar in Rom kennen und schätzen gelernt hatte. 1752 folgt der aus Paris für den Stuttgarter Schloßbau geholte Ph. de la Guepière. Und wiederum drei Jahre nachher zieht der Kammerherr von Schack, der beste Kenner französischer Gartenanlagen, in den Hofstaat ein.

Wie alle großzügigen Baupläne des jungen Herrn, so mußte auch der Ritterovalsaal des Netteschen westlichen Kavalierbaues für die Herzogin raschestens zur evangelischen Hofkapelle umgebaut werden. Dies besorgte der schon unter Eberhard Ludwig bewährte

Bauingenieur J. Ch. Leger (geboren 1701). Von der alten Stuckdekoration blieb nicht mehr viel übrig, nur die reiche Pilasterordnung wurde in den weiträumigen Saal übernommen (die Kapelle diente bis 1799 dem evangelischen Hofgottesdienst). Dagegen malte Livio Reti (1749) auf den Plafond ein riesenhaftes Gemälde im neuen Dienst, die für die evangelische Liturgie passenden Szenen des erhöhten und wiederkehrenden Christus: Kreuzigung, Himmelfahrt, Ausgießung des Hl. Geistes und die Wiederkehr am Jüngsten Tag. Um den mächtigen Fürstenstand prangen die Geburt Christi und die drei paulinischen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung. Ein schönes und denkwürdiges Beispiel seines ruhigen und klar proportionierten Übergangsstiles, der stark sich unterschied von den Plafondmalereien der Colomba, Carlone, Scotti u. a. in den Schloßräumen.

Sehr viel weniger aufhellbar sind dagegen Herzog Karls Veränderungen der bestehenden Gartenanlagen, weil sie schon 1780 wieder zerfallen oder auf der Solitude weiter ausgedehnt wurden. Was stand überhaupt um 1745? Nach dem Frisonischen Stich von 1721 (abgedruckt als Nummer 120 in Fleischhauers „Barock im Herzogtum Württemberg“) war der Park bis zur Schorndorfer Straße durch eine Terrasse in zwei Hälften geteilt. Im unteren Teil befand sich das symmetrisch eingebaute Bassin. Den oberen Teil sollte gleichfalls ein Bassin gliedern. Eine schnurgerade Mittelachse führte bis zum „cabinet de verdure“ auf der Höhe des Salons. Sie bildet auch noch auf dem Federerschen Riß um 1780 die Hauptachse. Die Bassins waren als Rondelle gedacht, von denen aus radial in die vier Viertel Wege abzweigten. In der Hauptsache war dies die Anlage, wie sie durch Versailles vorbildlich für alle europäischen Gartenanlagen geworden ist.

Nur ein Hauptbestand fehlte: die Orangerie. Gerade sie hat Karl um 1750 nun als Haupt- und Prachtstück mit der ihm eigenen Großzügigkeit und dekorativen Prachtliebe eingerichtet und zwar parallel zur Länge des neuen Corps de logis und in der Höhe bis zum ersten Bassin. Leider ist uns die Beschreibung der Orangerie nur hymnisch durch Uriots „Descriptions“ überliefert. Die immer wieder nachgedruckte Schilderung von Justinus Kerner (Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit) beruht nicht auf Augenschein, sondern wird den Erzählungen des Vaters, des Oberamtmanns, verdankt. Kerners Schilderung atmet ganz den romantischen Stil, die Orangerie ist für ihn ein verwünschter Zaubergarten gewesen. In Wirklichkeit hat der Fürst hier nicht ohne Einfluß der Schwetzingen Orangerie Karl Theodors – Guibal ist mit dem



kurpfälzischen Pigage in Verbindung gestanden – einen mythologischen Hain der Hesperiden mit einer Menge von goldleuchtenden Orangen und gelbsilbrigen Zitronen und bläulichen Traubengirlanden angelegt, der im Sommer offen war, im Winter unter einer Glaskonstruktion stand und von hunderten von Lämpchen illuminiert werden konnte, deren gelber Schein sich in den hellen Wasserspielen spiegelte. Die Bäume hatte schon Eberhard Ludwig zum Teil aus Sizilien bezogen, Karl holte dazu noch, was im Land-schloß Göppingen und im Stuttgarter Garten gewachsen war. Wie der Federersche Riß ausweist, war die ganze Herrlichkeit um 1780 verschwunden oder in den Prachtgarten der Solitude verpflanzt. Die auf dem Riß vorhandenen irregulären Beete mit Blumen, Bosquetten, kleinteiligen Gängen und kleinen Beeten im westlichen Teil zwischen Alleenstraße und Schorndorfer Straße und die Beete im östlichen Teil oberhalb der Alleenstraße ähneln den Gartenanlagen der Solitude. Sie sind wohl zwischen 1770 und 1780 angelegt worden.

Den stärksten Eingriff in Schloß und Stadt aber hat Karl mit dem Bau der Alleen durchgeführt. Schon 1746 entstand durch Planierung des Tälesbach-geländes eine gerade Verbindung zur Favorita, die nun französisch Favorite heißt; nach 1750 wird das Gelände, in dem seither die „Amtsgärten“ lagen, der Stadt übergebenes Gelände mit Kraut- und Kartoffelgärten, also der alte Stapelplatz für die Baumaterialien zwischen der Schloß- und Stuttgarter Straße und dem Schloß samt Park, in eine vielreihige Allee umgewandelt mit den Lieblingsbäumen des Barock, den schattenspendenden Kastanien und Linden. Sie führt parallel zur Hauptachse des Schloßparkes bis auf die Höhe des Salons, sie trennt jetzt noch stärker den fürstlichen Bezirk vom bürgerlichen der Stadt – bis auf den heutigen Tag. Sie macht das Schloß, wie schon Dekan Zilling in seinen Notabilien entdeckte, zu einem Teil des Lustgartens.

Im Zusammenhang mit dem Mauerbau, der Karlstadt und dem Bau der Solitude ist der systematische Ausbau von Alleen in regulären Zügen zu den sieben Toren zu verstehen, die einem Gestaltungsbedürfnis entsprangen, der Fürstenstadt einen höheren Rang zu geben, sie von alten Städten sofort unterscheidbar zu machen. Die Allee ist Ausdruck absolutistischer Gunst und zugleich Sinnbild des Willens zur Regularität und des „embellissement“. Die Allee verbindet die Residenz Ludwigsburg charakteristisch mit der Residenz Stuttgart und der Solitude. Aber sie gliedert auch den bewohnten Raum neu auf.

Wie der Federersche Riß zeigt, hat Karl während

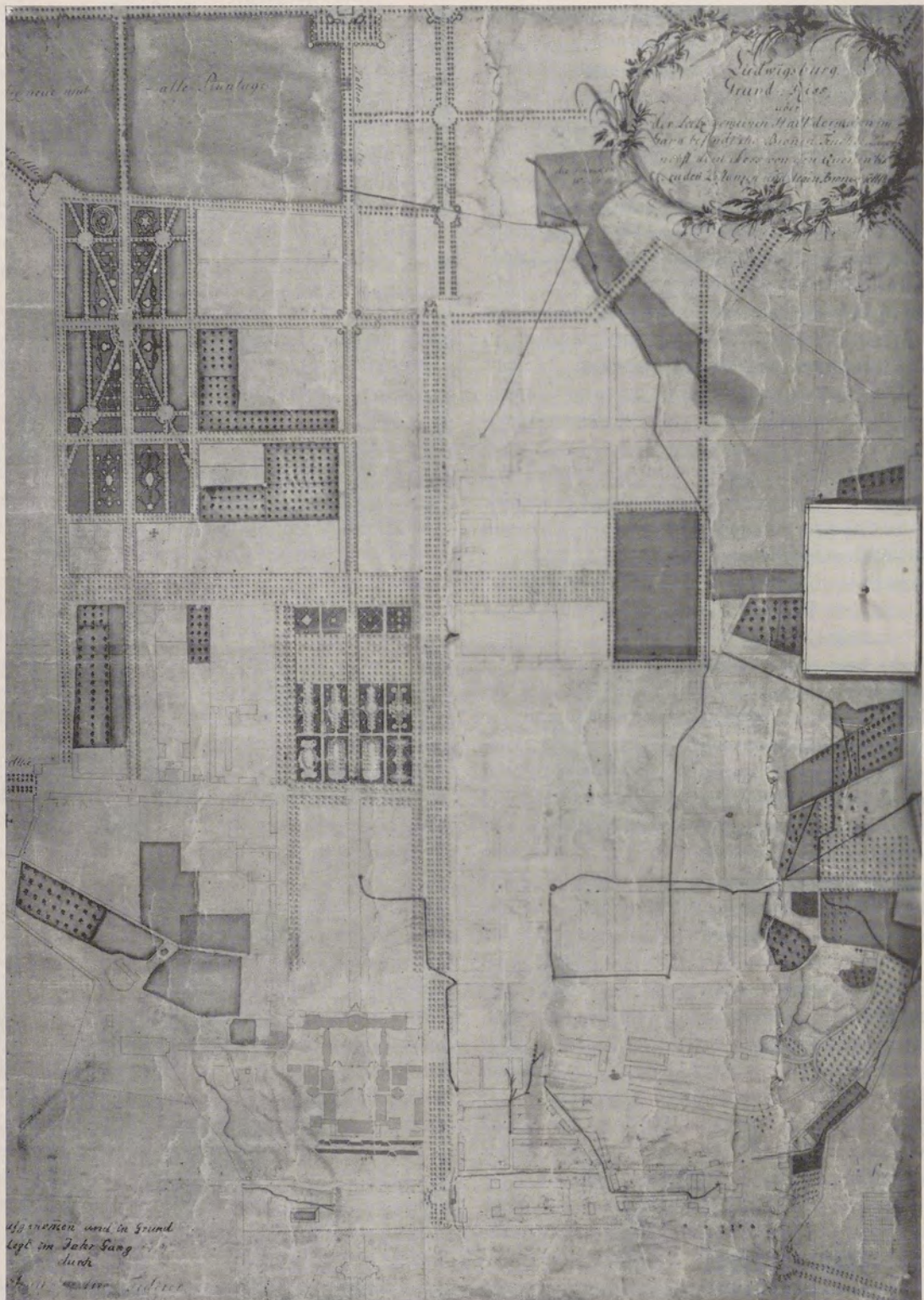
seines Hauptaufenthaltes in Ludwigsburg um 1770 an eine Dreiteilung des Gesamtkomplexes gedacht: die ungewöhnlich breite und vielreihige Querspange Feuersee-Alleenstraße bis zur Höhe der Porzellanfabrik trennt einen südlichen Teil von der Mitte der alten Eberhard-Ludwigstadt, die ihrerseits durch die quer- und irregulär liegenden Marstallgebäude und die Talgebäude nördlich vom Holzmarkt sich charakteristisch unterscheidet.

#### IV.

Indessen geriet die Landschaft in einen unerbittlichen Streit mit dem Herzog in den Fragen des stehenden Heeres und der Unsummen, die seine Unterhaltung, Einkleidung, Rekrutierung, Bewaffnung und Besoldung kostete. Dabei tauchten nun alle Rechtskomplexe wieder auf, die seit dem Tübinger Vertrag von 1514 in der Auseinandersetzung Herzog-Landschaft die Situation bestimmten, vor allem die der Bezahlung von 25 Millionen Schulden (heutiger Geldwert), die aus dem Schloßbau resultierten. In unserem Zusammenhang ist wichtig, daß der Fürst die Truppe, ihre Zahl und Gestalt, weniger als Politikum für die Landesverteidigung, sondern kraft seiner absoluten Gewalt als regierender Landesherr als sein persönliches Eigen zur Sichtbarmachung des Lustre seines Hauses betrachtete und darum mit der Auffassung der Landschaft in Konflikt geraten mußte, die nach altem Brauch nur soviel an Truppen gestatten durfte, als dies in den Abmachungen mit der Regierung des Schwäbischen Kreises, des Hüters und Organisators der Reichstruppen, zulässig und genormt gewesen ist.

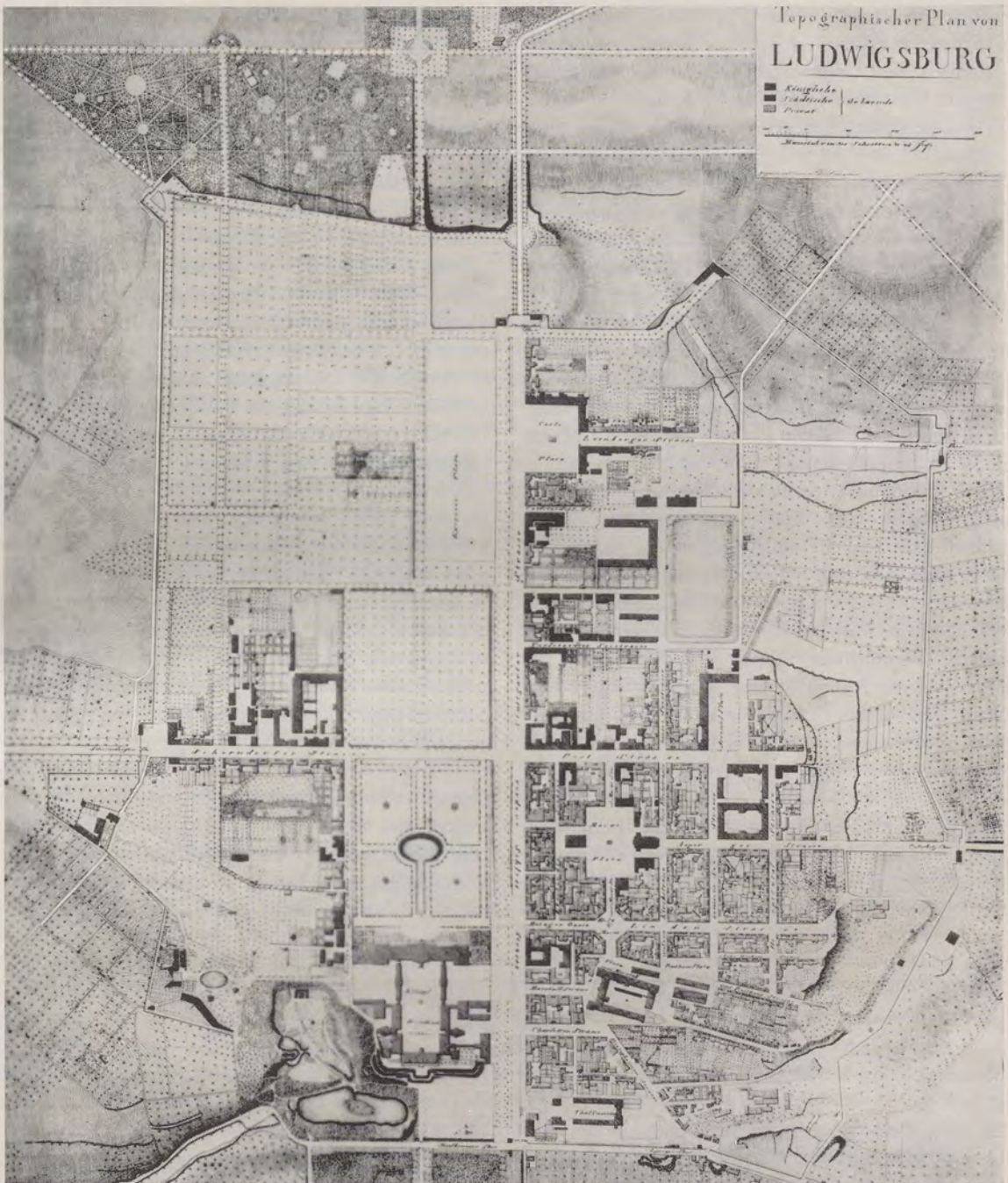
Nun aber waren schon seit hundert Jahren die württembergischen Herzöge auch Generalfeldmarschall-Lieutenants der Kreistruppen. Kreis-, d. h. Reichsrecht, stieß so auf das persönlich angemessene Recht eines Landesfürsten, der die Truppe nur für seine persönlichen Zwecke benützen wollte, während die Landschaft die Interessen des Kreises und damit des Reiches zu vertreten vorgab. Im Endeffekt verlor der Herzog zwar den Kampf um das Militär, aber 18 Jahre lang hat er durch sein absolutistisches Vorgehen das Land bis zur Erschöpfung ausgepreßt. Das fing damit an, daß er dem Preußenkönig gleichtuend völlig unzulässige Rekrutierungen durch preußische Werber befahl zur Stellung von Subsidiengkörps an die auswärtige, nichtdeutsche französische Macht, deren Subsidien-gelder bei weitem nicht die Kosten deckten, die aus der nicht herzoglichen Kasse der Landschaft und des Kirchenrats dafür bezahlt werden mußten, Gelder, die der Fürst aber für die über-





Das Stadtplanungsamt bewahrt die hier abgedruckten zwei Stadtpläne auf. Der ältere Plan, den ich im Text nach seinem Zeichner, dem Feldmesser Federer, den Federerschen Riß genannt habe, ist in den Jahren zwischen 1780 und 1785 (die Jahreszahl ist mit Bestimmtheit nicht lesbar) angefertigt worden im Zuge der Vermessung „der gemeinen





Stadt Ludwigsburg“, wie es im Titel heißt. Das aber heißt nach 1775, dem Jahre des Verlustes ihres Titels „zweite Residenz“. Federer war beauftragt, die Quellgebiete, Teuchelzüge und Brunnen aufzunehmen. Sie erscheinen deshalb auf dem Riß stark ausgezogen, samt den Zisternen.

Man sieht, das Quellgebiet für die Stadt liegt im Westen; von Süden nach Norden: die Schröckenwiesen, der Feuersee, die Reste der Seen im Gebiet des früheren Schaffhofes und des Lerchenholzes, den eigentlichen Fischseen der Herzoge. Im Norden versorgt der Tälesbach die Marstallgebäude und das große Bassin des Schloßparkes. Ein Quellgebiet war auch östlich der heutigen Mömpelgardstraße und die alte und neue Plantage auf der Höhe des Salons. Die Brunnen auf den Plätzen der Stadt und wichtigen Kreuzungen sind genau erkennbar.

Zum Vergleich und der besseren Trennung der Stadtanlage ist der Plan von 1823 (nach Stroebel) beigegeben. Auch



mäßige Erhöhung seines Hofstaates verwendete, denn aus der Rentkammerkasse und der Kammer-schreiberei war längst nichts mehr zu holen. Die lebten von Vorschüssen und Verpfändungen.

Es endete damit, daß der Herzog gewaltsam einen Militärplan durchsetzte, der nichts mehr mit der Wehrbarmachung einer hierfür in Frage stehenden Untertanenschaft zur Verteidigung des Landes im Falle eines fremden Angriffs zu tun hatte, sondern ganz und gar dem Ehrgeiz eines Fürsten entsprang, der in dem großen europäischen Krieg von 1756 bis 1763 mit seinen Truppen den Ruhm eines schauspielenden Opernhelden ernten wollte, obwohl er genau wußte, daß es für ihn ein Leichtes gewesen wäre, in der Auseinandersetzung Österreich-Frankreich und Preußen die Haltung seiner Vorgänger einzunehmen und neutral zu bleiben, obwohl ihm bekannt war, daß es weit über die Kräfte seines Landes ging, Subsidiengkörps und Haustruppen zugleich zu stellen. Dabei spielte auch noch die Erinnerung an einen alten Anspruch mit, durch stramme militärische Unterstützung des Kaisers endlich die Kurfürstenwürde zu erlangen. So wurde der Bruch mit der Landschaft unheilbar, und in der Verfolgung der übertriebenen Militarisierung seines Landes ist die Stadt Ludwigsburg gegen ihren Willen zu einer Bastion und einem strategischen Stützpunkt der Militärmachtpläne eines Autokraten ausgebaut worden.

Auf den weiten Feldern von Oßweil und Pflugfelden zogen alljährlich die Truppen auf, man prüfte ihre Kampfkraft, hielt prunkvolle Revuen ab und legte die Soldaten in die Häuser der Stadt und der um-

liegenden Dörfer. „Aus dem Lager ragte das Hauptquartier des Herzogs wie eine eigene Stadt hervor: Wohnzelt, Schlafzelt, Ankleidezelt; weiter glänzende Feste für Garderobe, Audienz, für Tafel, für Bälle, für Kaffee, für Marshalltafel; Zelte für Kanzleien, Diener, Pagen, Adjutanten“ (Pfister im Herzog Karlwerk Band I, S. 133). Man zählte 17 000 Mann und 3000 Pferde und 735 Offiziere, 18 Generale miteingerechnet. In den Zeiten – viermal rückte der Herzog während des Krieges ins Feld als Bundesgenosse Österreichs und Frankreichs – der Ruhe und der Rückkehr aus gänzlich ruhmlosen und vom ganzen Reich bespöttelten Kämpfen, gesellte sich auch im Amtsbezirk Ludwigsburg zu den Quartierlasten noch die Plage der Jagd auf Ausreißer, landfremdes Gesindel, Italiener und Jauner. Alles stagnierte im Herzogtum außer dem Soldatenwesen.

## V.

Ein Jahr nach Beginn des Krieges faßt der Herzog den Entschluß, Ludwigsburg als ständige Ausweichstelle zu benützen. In Stuttgart wird er mit der immer heftiger werdenden Opposition nicht mehr fertig, seine eigenen Soldaten in den drei Stuttgarter Kasernen hatten schon zu viel Proben ihrer Freude am Meutern gegeben, und wie die Stimmung gegen ihn und seinen phantastischen Wohlfahrtsgedanken im Land war, hatten seine Regierungsdeputationen zur Genüge erfahren müssen, als sie versuchten, bei den Vögten und Bürgermeistern in Amtsversammlungen zum Abfall von der Landschaft aufzuhetzen. Der Weigerung der Landschaft, Truppenkosten weiterhin zu bevorschussen, damit endlich die Offiziersgagen

---

dieser Plan ist noch vor der Landesvermessung aufgenommen und noch nicht eingeordnet. Bemerkenswert, daß der Mauerzug im nordöstlichen Teil auf beiden Rissen streckenweise fehlt, oder bloß angedeutet ist. In diesem Steinbruchgelände scheint die Karlsmauer überhaupt nie errichtet gewesen zu sein.

Im übrigen zeigt der Plan von 1823 noch alle Tore und Alleen, wie sie seit 1770 standen. Im Westen, Süden und Osten beachtlich die Orientierung nach den Ausfallstraßen: Eglosheim, Pflugfelden, Leonberg, Solitude, Aldingen, Oßweil. Die größte Veränderung zwischen 1780 und 1820 hat der Schloßgarten erfahren. Die Könige benützten überhaupt nur noch den nördlichen Teil des Gartens bis zur Schorndorfer Straße. Alles übrige bis zu den Anlagen des Salons war mit Obstbäumen bepflanzt. Das Seen- und Steinbruchgebiet im Westen war fast ganz in Privateigentum übergegangen. Zwischen Favorite und Schloß hat König Friedrich einen großen Stau im englischen Stil angelegt. An Stelle der basilikaartigen Großen Komödie Karls (noch genau erkennbar im Federerschen Riß) kam der heutige Schüsselessee.

Nur die östliche Meierei, der Ersatz für den abgebrochenen Fuchshof, stand noch stattlich. Von der Genauigkeit des Federerschen Risses gibt die Notierung des italienischen Friedhofes südlich dem östlichsten Teil der Alleenstraße ein treffliches Beispiel. Bemerkenswert auch der Ausbau der Bärenwiese zum riesigen Exerzierplatz und die Großzügigkeit der westlichen Mauerführung, denn noch 1830 bildete die Linie Feuersee-Hospital auf der Hochfläche vor dem Abfall in das Quellmuldengebiet des Tälesbach auch das Ende der Stadtbebauung.



bezahlt werden können, setzte er als Strafe die Verlegung der Residenz entgegen. Montmartins Befehl, alle Steuergelder in eine Staatskasse zu zahlen, wurde nicht befolgt.

Der Herzog und ein Teil seines Hofstaates machten den Anfang, als es der zum Angriff übergegangenen Landschaft gelungen war, die königlichen Gesandtschaften der evangelischen Garantemächte unter Führung Preußens (Holland, Dänemark und England) nach Stuttgart zur Hilfeleistung gegen den militärsüchtigen Fürsten zu rufen. Das schlägt dem Faß den Boden aus, das ist Hochverrat, das ist Einmischung in innere Angelegenheiten. Den Gesandtschaften will er nicht begegnen, er verachtet und übersieht sie. Er verzichtet zunächst auf den Weiterbau seines Stuttgarter Residenzschlosses und läßt sich von Ph. de la Guepière in aller Eile die Attikazimmer im Westpavillon des Neuen Hauptbaues herrichten (H. A. Klaiber H. g. W. 9, 1). Es sind Kabinette nach dem Geschmack der Louis quinze Zeit mit intimer „commodité“. Nicht rauschend und schäumend im Dekor wie das deutsche Rokoko, sondern gedämpft leicht, anmutig klar, aber, was die Hauptsache ist, wohnbar, während die großen Repräsentationszimmer des Schlosses in 25jähriger Ruhe unwohnbar geworden sind. Kunstgeschichtlich bedeuten diese Attikazimmer den vollen Ersatz für die durch Brand restlos zerstörte Innenausstattung des Stuttgarter Schlosses. Zum Regieren brauchte der Herzog seit Jahren nur noch wie in Eberhard Ludwigs Zeiten sein persönliches Kabinetministerium mit dem allmächtigen Premierminister Montmartin an der Spitze. Jetzt reifen die Pläne heran, Ludwigsburg als Ersatz für die Stuttgarter Residenz im barocken Sinne zu einer geschützten Garnisonstadt auszubauen. Im Ludwigsburger Asyl fühlt er sich dann auch am sichersten, mit seinem intelligentesten und gefährlichsten Widersacher und Verfechter altständischer Rechte gegen die Vertragsbrüche des Absolutismus, mit Johann Jakob Moser, abzurechnen, indem er ihn nach der berühmten Unterredung arretieren und auf die entlegenste Festung Hohentwiel bringen ließ. Das war fast ein heimtückischer Racheakt, der sich mit dem überlegen vorgetragenen Gottes-Gnadentum und der allerhöchsten Weisheit Serenissimi nur schlecht in Einklang bringen ließ. Als dann sieben Jahre lang in unregelmäßigen Abständen die Landstände in Stuttgart mit Vollversammlungen arbeiteten, mied der Herzog seine erste Hauptstadt wie eine Aussätzige.

Gegen Marodeure und Deserteure soll eine Mauer großzügig und mit vielen Geraden in der Länge des

Schlosses samt Parkanlagen und im Westen dem Tällesbach entlang und nach Süden stark ausbiegend in schnellster Zeit aufgebaut werden. Sieben Haupttore mit starken Eisengittern verschließbar und Dutzende von Schildwachhäuschen planvoll am Mauerzug entlang sperren alle wichtigen Alleenausgänge und verborgenen Stellen. Am Mauerbau (die Bauakten sind leider verschwunden) läßt sich zur Genüge erkennen, daß der Plan von 1726 (der Leigersche Plan) endgültig aufgegeben wurde, aus Schloß und Stadt eine Festung im Vaubanstil zu machen, eine Festung, wie sie etwa im Kurpfälzischen noch gebaut wurde. Abgesehen davon, daß der Regierung hierfür vollkommen die Mittel und sogar die Arbeiter gefehlt hätten, war das Zeitalter so weithin aufgeklärt, zu wissen, daß Bastionen, Wälle und Gräben (siehe der geschleifte Asperg von 1688) kein wirksamer Schutz mehr waren. Keine einzige dieser Festungen im Südwestraum hatte bei den Franzosen einfallen zu Ende des vorigen Jahrhunderts standgehalten. Karls Mauer ist im Wesen residenzliche Repräsentation, was etwa damit zu beweisen ist, daß die Mauerführung auf der östlichen Schloßseite in dem welligen Gelände von der Meierei ab südlich schon frühzeitig unterbrochen oder vielleicht gar nicht gebaut gewesen ist (siehe Federerscher Plan) und eigentlich nur Zutat zu den mit Liebe und Freude an barocken Formen geschaffenen Toren als verkehrsmäßigen Orientierungspunkten. Zum letztenmal, so will es scheinen, ist hier im Städtebau die Mauer das Symbol eines Friedensbezirks, jenes Burgfriedens, dem alle unterworfen sind, die nach Überschreiten des Tores sich intra muros befinden. Sie unterstehen dann der Gerichtsbarkeit der Burg, hier des Schlosses, das sich mit der Mauer noch einmal zum alleinigen Herrn der Stadt erklärt. Die Mauer ist nicht für die Bürger, sie ist für den Schloßhauptmann und sein Trabantenkorps gebaut.

## VI.

1760 verkündet ein Reskript dem ganzen Land, daß der Herzog in seiner zweiten Residenz einen neuen Stadtteil bauen lassen will und lädt dazu Baulustige ein, denen dieselben Freiheiten, derselbe Geldzuschuß gewährt werden soll, wie sie der fürstliche Ahnherr Eberhard Ludwig seiner Stadt schon vor 45 Jahren versprochen hatte. Das Reskript macht deutlich, daß in der Zwischenzeit wenig neue Ansiedler sich für die Residenz interessiert hatten, daß das Leben in ihr, abgelegen vom großen Verkehr, Handel und Wandel, übermäßig teuer und kostspielig für einen „ehrlichen Bürger“ geworden war. „Denn die Wieder-



herstellung der Gewerbefreiheit und die Erneuerung einiger Privilegien im Jahre 1752 erreichten nicht den gewöhnlichen Zuzug von Neubürgern. Es blieb dabei: Die Stadt schien im Schatten des übermächtigen Schlosses zu verkümmern“ (H. g. W. 4, 8).

Ein wenig bedeutender und ideenloser Plan des Obergärtners Scheidlin setzte in südlicher Richtung stur die schachbrettartige Anlage der Eberhard-Ludwig-Stadt fort. Der das Bauwesen leitende Kammerherr Schack hatte sich verpflichtet ein herrschaftliches Haus zu erstellen (Stuttgarter Straße 28). Vor ihn setzte sich der Hofbuchdrucker Cotta mit einem Bau (Stuttgarter Straße 26), in dem von 1768 bis 1775 die Familie Schiller eine Wohnung bezog. Leibmedicus Hardegg und Oberwageninspektor Beck teilten sich in den Block Stuttgarter Straße 12, 1764 gab Beck seinen Teil an den Herzog ab, der in ihm seine Hofbibliothek einrichtete (später ins Herrenhaus nach Stuttgart verlegt).

Jenseits des Komplexes entstand der Gasthof zum Adler (vornehmes und gediegenes Treppenhaus) und das Rittersche Haus Nr. 16. Dann steckten die Feldmesser im Süden einen neuen Platz ab, der zunächst als Holz- und Stapelplatz für die Häuser der Particuliers diente. Jenseits der Baulücke entstand das große Wohnhaus samt Werkstattgebäude des Glocken- und Geschützgießers Neubert (Nr. 56), das bis zu seiner Verlegung 1812 ins „Gießhaus“ eine wichtige Waffenschmiede gewesen ist. Gegen den Platz zu (der dann Karlsplatz hieß) soll das Eckhaus das Garde-Offiziers-Pavillon gewesen sein. Die ganze Häuserfront der Stuttgarter Straße hatte herrschaftlichen Charakter, hohe Fenster, schöne Toreinfahrten und im Walm im Unterschied zu den Häusern der Eberhardstadt die französische Mansarde. Dagegen nehmen sich die Häuslein in den Querstraßen (Leonberger und Karlstraße) bescheiden kleinbürgerlich aus.

Des Herzogs Absicht bei der Anlage der Neuen Stadt wurde erst klar, als er 1761 zu den schon bestehenden Kasernen im Tal, Marstallstraße 4 und Gasthof zum Bären, den als Markt vorgesehenen Platz für eine aufwendige Kavalleriekaserne requirierte (Kosten eine halbe Million), deren Erbauer der Artillerieoffizier Fromann gewesen ist (fertig 1769). Wie er es bei den Kasernenbauten in Stuttgart gemacht hatte, so auch hier; die Privilegien mißachtend, engagiert er die Stadtverwaltung in einer „Kasernenbaukonvention“ erstens zur Zahlung von rund einem Drittel des Voranschlags und zweitens zum Kauf von Plätzen für Nebengebäude von der herzoglichen Rentkammer und drittens zur Verpflichtung, jeder-

zeit für Kasernengelände Plätze unentgeltlich freizugeben (der östlich gelegene Exerzierplatz Bärenwiese). Die Kaserne ging in das Eigentum des Kriegsrats über.

Beherrschte so die östliche neue Stadt eine Kaserne, so auch den südwestlichen Stadtrand am Rand des alten Friedhofs und des Feuersees ein zweistöckiges Generalmagazingebäude mit Anschlußbauten (heutiges Zollamt), die spätere Arsenalkaserne. An sie schloß sich von 1770 bis 1775 das Postgebäude als Abschluß der Wilhelmstraße und das Gebäude des heutigen Café Leiss an (im oberen Stock Wohnung Schiller 1793/94).

Ohne Zweifel, dem Herzog war es gelungen, die Bevölkerungszahl durch die Neustadt wieder auf den Stand der besten Eberhard-Ludwigszeit zu heben, aber um den Preis, daß sie das Schicksal einer Garnisonstadt hinnehmen mußte, das für sie dann unter den Königen Friedrich und Wilhelm I. zum beherrschenden Charakteristikum geworden ist. Den Schritt von einer bürgerlichen Fürsten- zu einer staatlichen Soldatenstadt hat Karl getan und damit seinen Nachfolgern den Weg vorgeschrieben, wie man der einstigen halbadeligen Residenz doch noch eine diesem Ursprung verwandte Würde geben könnte durch die weit die Karlszeit übertreffende Schätzung des Offiziers- und Soldatenstandes als der Wehrkraft des Landes.

## VII.

Fragen wir, wie verhielt sich die Stadt zu den Maßnahmen von Ihro Durchlaucht? Sie mußte am härtesten den fürstlichen Absolutismus fühlen. Die Ludwigsburger Geschichtsschreiber sind freilich auf diese Dinge kaum einmal eingegangen, sie sahen lediglich post festum den übriggebliebenen Glanz, aber nicht die düsteren Fronen der Bürger und die mehr als lästige Diktatur des Militärs in ihrer Stadt, die schlicht verborgene Armut der Offiziere, denen erst nach 1770 der gutgeschriebene Sold in vollem Umfang, wenn überhaupt, ausbezahlt werden konnte. Aus den landschaftlichen Beschwerden des Jahres 1761 lassen sich unschwer Ludwigsburger Verhältnisse herauslesen. Etwa die Heranziehung von Soldaten zum Mauerbau der Stadt (wie auch auf der Solitude und Monrepos), von unnmäßigen Fuhr- und Botenfronen, von sehr beschwerlichen Einquartierungen des Militärs in Bürgerhäuser, denen der Kasernenbau dann Abhilfe schaffen sollte, von unzüchtigem Verhalten der kasernierten Soldatenweiber, vom offen auf dem Marktplatz durch Wittleder betriebenen Ämterschacher, von den Verführungen zur Trunksucht durch



ständig sich mehrende Wirtshäuser von dem Zwang herzogliche Lotterielose mit schlechten Geldversicherungen kaufen zu müssen.

Direkt aber auf die städtischen Verhältnisse weisen die Beschwerden über die recht hart empfundenen Enteignungen privater Grundstücke zwecks Errichtung der Häuser der Südstadt an der heutigen Stuttgarter Straße von der Wilhelmstraße ab bis zum heutigen Karlsplatz und darüber hinaus an den Rand des Stuttgarter Tores. Die Stadt wehrte sich gegen die kostenlose Aufnahme von Neubürgern, denen Grundstücke geschenkt wurden, falls sie Häuser bauten, sie protestierte vor allem gegen die Wegnahme ihrer Krautgärten an der Stelle der heutigen herzoglichen Alleen. In den 30 Jahren, seit die Eberhard-Ludwig-Stadt bewohnt war, hatte die Stadtverwaltung mit Erfolg im Einvernehmen mit der Landschaft auf Grund von Privilegien und in Erinnerung an die Tatsache, daß die Stadt auf einem Raum stand, der eigentlich der württembergischen Landeskirche gehörte, die alten Besitzerrechte in Abgrenzung gegen die herzoglichen Besitztümer verfochten.

Aber nun demonstrierte ihr der Herzog vor, daß solche Ansprüche nichtig seien, wenn es der absolute Wille des allerhöchsten Fürsten anders beschlossen hatte und er dafür sogar die guten Gründe zur Steigerung der städtischen Wohlfahrt und des allgemeinen Bürgernutzens in die Auseinandersetzung warf. Herzog Karl handelte so, als ob es gar keine eigenständige Stadt gäbe oder nur eine Stadt, die dem Haus Württemberg einzig und allein ihr Dasein und ihre Zukunft verdanke. Und darin konnten ihm die Herren vom Magistrat schlechterdings nicht widersprechen; sie ließen deshalb ihre Beschwerden nur ganz allgemein durch die Landschaft vorbringen.

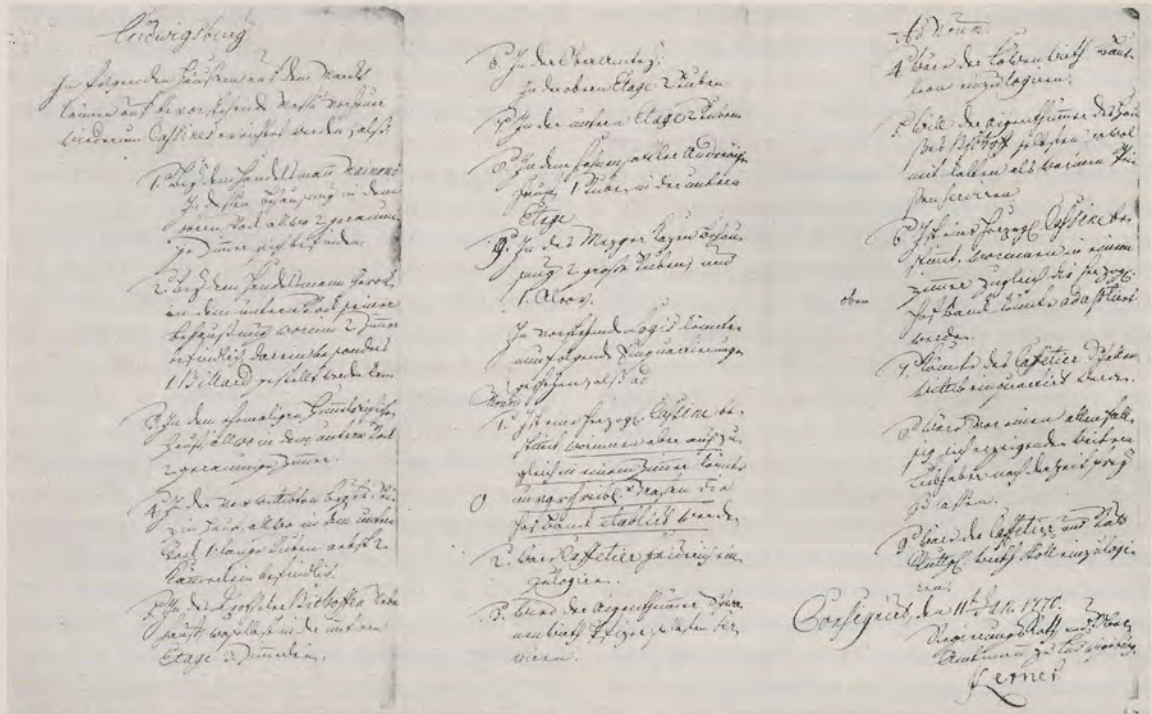
Man kann den schwachen Widerstand begreifen, denn die Stadt hatte so gut wie gar keine Reserven, ihre Markung hörte genau an der Stadtmauer auf, der ihr zugeschriebene Amtsbezirk war fast bloß theoretisch, denn um 1760 saßen die Verwaltungen des Oberamts noch in Markgröningen, das den Kampf um seinen Markt und seinen Besitz noch nicht aufgegeben hatte, und die Fürstengeschenke der Dörfer Kornwestheim und Aldingen zur Vergrößerung des Amtsbezirks sind ein Danaer Geschenk gewesen. Denn der Bauer hat sich nach wie vor nicht um den Ludwigsburger Markt gekümmert, und wo das bäuerliche Element fehlt, konnte (im 18. Jahrhundert wenigstens) nichts Gesundes gedeihen.

Die zwangsweise Neueinführung eines Marktes, die sogenannten venetianischen Messen (ab 1767) in den Urkunden „Marcus Messen“ geheißen zu Ehren des

hl. Markus in Venedig (Beschreibung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart Oberhofmarschallamt-Akten), war ein glatter Fehlschlag, insofern sich die Händler betrogen fühlten – die Handelsfrau Straußin weigert sich, auf der nächsten „Venetianischen“ zu erscheinen, da ihr wohl die Waren weggekauft, aber keine Barzahlung dafür gegeben wurde, die Cafetiers und Schankwirte machen eine Eingabe, sie hätten ihre Getränke, ihre Neckarweine, ihre kalten Teller, ihre Liköre, ihre französischen Weine schlecht abgesetzt, weil ihre Konkurrenz, die keine „teure Boutique“ im „Langen Gang“ und in den Zimmern der Marktplatzhäuser gemietet hatten, allenthalben in der Stadt, besonders im Waldhorn, billigere Getränke verkauft und die geizige Kundschaft in ihre Lokale abgezogen hätten. Die im Oberamteigebäude (der Planer der Messen war der Oberamtmann Kerner) eingerichtete herzogliche Kasse machte keine guten Geschäfte, und ob sich die Bürger viel an den Billiardspielen belustigten, und ob es ihnen Spaß machte, in Masken auftreten zu dürfen und es ihnen erlaubt war, auch vor der herzoglichen Maske höchstpersönlich nicht den Hut zu ziehen, darüber schweigen die Urkunden. Auch in Stuttgart haben sich dann später die größer aufgezogenen Messen nur so lange (sie fanden im Mai statt) gehalten, als der alternde in Hohenheim sitzende Herzog Gefallen daran fand. Die Vieh- und Roßmärkte auf dem Karlsplatz florierten eine Zeitlang ganz gut, als die Reiterkaserne beim Abbau des Heeres Pferde zum Verkauf anbot. So war also die Stadt in der Hauptsache auf den Umsatz innerhalb ihrer eigenen Mauern angewiesen, und es war für sie in der Tat eine wirtschaftliche Lebensfrage, wieviel sie Kunden aus dem Bereich des Hofes engagieren und beliefern konnte. Verschwand dieser Hofstaat und mit ihm ein Teil der Beamten, so fehlten auch die Bedürfnisse, Waren in größeren Mengen abzusetzen oder bei den jährlichen Redouten im Schloß, die drei Wochen dauerten, Verdienst zu finden bei der Herrichtung von Freiluftpavillons, als Rußer zur Bedienung der Pechfakeln und als Lieferanten von Unschlittlämpchen. Die Festredoute im Großen Komödienhaus verbrauchte laut detaillierter Rechnung (im Ludwigsburger Staatsarchiv) in einer Nacht 4350 Wachslämpchen.

In der Zeit um 1765 lieferten für die großen Feste im Januar und Februar den Hauptteil noch die Stuttgarter Handelsleute, deren Betriebe leistungsfähiger waren als die der Ludwigsburger. Doch keinesfalls dürfen die Hoflieferungen der Handelsleute und der Handwerker überschätzt werden. Ein Blick in das Staatshandbuch belehrt uns darüber, daß der Hof





In A 21 Büschel 159 des Hauptstaatsarchivs Stuttgart befindet sich der hier fotografierte Vorschlag des O. A. Kerner, wiederum wie üblich folgende 9 Häuser des Marktplatzes mit Verkaufskassen für die Marcussmessen zu belegen und in weiteren 9 Häusern Einquartierungen für Billardspiele, Musikkapellen und Kaffeebetriebe zu legen. Interessant die Namen der Hausbesitzer: Maimoni, Bantleon, Gerok, Seitz, Bischoff und der Gastwirte, die sich an der Messe beteiligten

sein eigener Gastgeber und sein eigener Lieferant gewesen ist mit eigenem Küchen-, Koch-, Jagd-, Diener- und Fahrpersonal bis herab zu den lieblichen Heiducken. Nur die Lakaien, Musiker, Tänzer und Jäger durften in der Stadt einkaufen oder in der Stadt in Bürgerhäusern wohnen oder Bürgermädchen ehelichen; alles was Excellenz, Ihro Gnaden, also adelig war oder die Chargen mit dem großen württembergischen Orden St. Charles (gestiftet 1759) ab Generalfeldmarschall-Lieutenant und dem Schloßhauptmann mit dem Trabantenkorps führte in den Adelshäusern eigene Wirtschaften. Der General Phull hatte 30 Bedienstete; als Franziska von Leutrum die favorisierte Mätresse wurde, richtete sie in dem Haus ihrer Vorgängerin selbst einen kleinen Hof ein.

Nicht am Herzog, sondern am Hofstaat, sofern er in der Stadt wohnte, verdienten die Handelsleute und Handwerker ständig und mit einiger Gewähr von Sicherheit. Denn das Schloß hatte Vollbetrieb kaum die Hälfte des Jahres über, die andere Zeit war der Herzog mit kleinerem Gefolge auswärts, auf seinen vielgerühmten Landreisen. Im Jahre 1764 beantwor-

tet er z. B. Anfragen und Gesuche zwischen Juni und Oktober in der Solitude, Grafeneck, Schorndorf, Einsiedel usw. Während Ludwigsburg Residenz war, sind die das ganze Land angehenden Dekrete und Reskripte kaum einmal am Regierungssitz ausgefertigt; die meisten tragen das Datum der Stuttgarter Kanzlei, ein Beweis, daß nur ein teilweiser Umzug der Behörden stattgefunden hat und sich das Experiment Eberhard Ludwigs, alle Kanzleien nach Ludwigsburg zu beordern, nicht wiederholt hat. Der Kirchenrat und die Landschaft blieben sowieso in Stuttgart, aber auch der Regierungsrat schien nur Abgeordnete zu den befohlenen Audienzen zu schicken, mit denen der Herr sich populär zu machen versuchte. Im Staatshandbuch werden deshalb für höfische Einrichtungen wie das Gartenbauwesen, den Schloßbau, die Deputationen und anderes oft auch zwei Beamten angegeben: Stuttgart und Ludwigsburg. Ein Künstler wie Jomelli hatte Wohnhäuser in beiden Städten.

## VIII.

Es mag nützlich sein, um unserem Thema gerecht zu werden, einen Blick zu werfen auf die Einrichtung



der sogenannten Deputationen. Das Staatshandbuch zählt ein ganzes Dutzend auf. Eberhard Ludwig hatte sie eingerichtet zur Durchführung des riesigen Schloßbaues. Daraus erhellt der Anlaß: der Fürst des Absolutismus versucht so gut als möglich die bestehenden Behörden auszuschalten, zu umgehen, sie arbeiten zu langsam, sie verstehen die Pläne des Herrn nicht oder opponieren mit Einwänden finanzieller und rechtlicher Art. Die Deputation erfüllt zwei Zwecke: rasche Durchführung eines im Kabinetministerium beschlossenen Planes und zum andern: Besetzung der Deputation mit Fachleuten im Sinne unserer heutigen Fachministerien. Die alten Kollegien repräsentierten die gute Tradition, der Fürst hielt sich bei ihrer Besetzung meist an die Vorschläge, die ihm die Räte machten, wobei die eng miteinander versippten Leute der Ehrbarkeit einander selbst auf die freiverdenden Posten brachten. Die Deputationen dagegen konnte der Fürst mit neuen Leuten besetzen, die ganz auf seine Sachen eingingen.

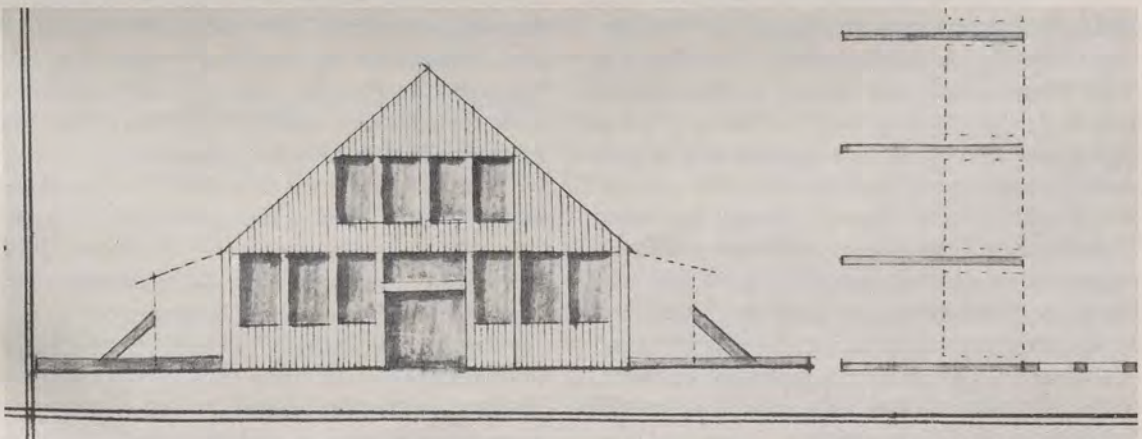
Dazu kam, daß die großen Hofämter und das Kabinett ihren Einfluß vertikal auf die nachgeordneten Einrichtungen ausübten. Unter den Herzögen des 18. Jahrhunderts aber waren, bedingt durch das Fehlen eines ausgleichenden landsässigen Adels seit Herzog Christophs Zeiten, benachbarter oder weit hergeholter fremder Adel in Scharen in die Hofämter, das Kabinett und in die höheren Chargen des Heeres eingerückt, so daß die Deputationen mehr und mehr ausführende Organe der Kabinettsminister wurden. Neue Deputationsorgane schafften sich die Herzöge immer dann, wenn sie etwa Pläne zur Industrialisierung ihres Landes verwirklichen wollen. Es ist da zu erinnern an die Salzmonopoldeputation, die der jüdische Finanzminister Karl Alexanders einführte. Sie

brachte den Salzhandel vollständig in die Hände des Fürsten, die Amtsstädte verloren ihre bisherigen Privilegien und mußten das viel teurere staatliche Salz kaufen. Weiter mußte die Chausseenbaudeputation den Ämtern neue Fronen auferlegen. So entstand etwa unter Karl Alexander die Chaussee Stuttgart-Kornwestheim-Ludwigsburg als erste ihrer Art. Unter Karl florierte dann der Chausseenbau in einem Maße, daß die Beschwerden über die Zusatzleistungen der Ämter eine endlose Kette bildeten.

Die bedeutendste Einrichtung des Absolutismus aber war die Kommerzienratsdeputation, die Eberhard Ludwig begründete. Karl Alexander versuchte sie in Stuttgart und Ludwigsburg zu aktivieren, indem er Unternehmern Gelegenheit gab, Manufakturen mit Privilegien zu errichten. Die Ludwigsburger Tabak- und Seidenfabriken hielten sich jedoch nicht lange. Im Unterschied zu gleichlaufenden Experimenten des bedeutenden Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach fehlten den württembergischen Experimenten die solide Grundlage und das Mitmachen der alten Kollegien. Es zeigte sich, daß Württemberg noch vorwiegend in seiner Wirtschaft agrarisch, bäuerlich bestimmt gewesen ist.

Es lag in der Natur solcher Pläne begründet, daß die Fürstenstadt Ludwigsburg dazu ausersehen war, dennoch den Deputationen von zwei großen Unternehmungen zum Erfolg zu verhelfen: der Waisenhausdeputation und der Porzellanfabrik, in der eine vorbildliche Manufaktur in der fortschrittlichen gelenkten Arbeitsweise entstand als völliges Gegenstück zu der Arbeitsweise der Handwerkerzünfte, die auch in Ludwigsburg seit der Gründung der Stadt Geltung hatte.

Galt die Porzellanfabrik zunächst nur als „Attribut



In A 21 Büschel 159 liegt der Plan des premier machiniste Keim für die Verkaufsbuden, die am „Langen Gang“ errichtet werden, quer über den Marktplatz vom Haus Bischoff an



## Herzogl. General-Feldzeug- meister von Augerefsches Grenadier-Regiment.

Chef.

Herr Excellenz, Herr General-Feldzeugmeister  
von Augé, Commandeur de l'Ordre Mi-  
litaire de St. Charles.

Obrist und Kommandant.

Herr Baron von Nau, Chevalier de l'Or-  
dre Militaire de St. Charles, auch Ritter  
des Kaiserl. St. Joseph Ordens.

Obrist-Lieutenant.

Herr von Scheler.

Obrist-Wachmeister.

Herr von Wolff.

Adjutant.

Herr Lieutenant von Haimbuch.

Regiments-Quartiermeister.

Herr Lieutenant Huber, Breichschwern.

Regiments-Medicus.

Herr Schiller.

Haupt

Im württ. Adreßbuch von 1782 findet sich der Name Schillers zum ersten und letzten Male unter den Tausen-  
den von Namen des offiziellen Württemberg

des Glanzes und der Würde“, als Seitenstück zum höfischen Leben wie die Theater der großen und kleinen Komödie und das Waisenhaus als Wohlfahrts-  
symbol der herzoglichen Militärdiktatur, so wurden sie doch nach 1770 von der Landschaft anerkannt und landeseigentümliche, d. h. staatliche Anstalten und Unternehmungen. Man braucht nur einen Blick in die Staatshandbücher zwischen 1767 und 1780 zu werfen, um zu erkennen, daß etwa die Porzellan-  
fabrik eine sehr ausgedehnte und arbeitsteilige füh-  
rende Beamtschaft und mindestens 200 Arbeiter hatte, zudem gut bezahlte Schmelzer, Maler, Farben-  
mischer usw. Die Fabrik lieferte goldglasiertes, mar-  
moriertes und durchsichtiges Porzellan wie auch grö-  
bere Sorten. „Außer Figuren, die als Jägerinnen, Gärtnerinnen, Winzerinnen, Schäferinnen, Tänze-  
rinnen in der vierten Menuettposition reißend Absatz fanden, wurden Gruppen und Paare von chinesischem Typus (Chinoiserien), musizierend, tanzend in Lau-  
ben oder von Blumenvasen umgeben, je in farben-  
reicher Gewandung hergestellt, ferner riesenhafte Tafelaufsätze und Blumensträuße, Kaffee- und Tee-  
service mit sehr kleinen Tassen in Schalenform, Tabakspfeifen, Becher usw.“ (Bertold Pfeiffer in

Württ. Vierteljahreshefte 1892; dazu die ausgezeich-  
nete Studie von M. Landenberger „Ludwigsburger Porzellan“ in H. g. W. 6, 2). Also ein Abbild zu-  
nächst des höfischen Stiles und der barocken Thea-  
tralik, aber auch zum Verkauf an den wohl-situierten Bürger bestimmt, insofern ab 1770 das Bürgertum,  
den feineren Lebensgenuß des Hofes nachahmend,  
sich langsam solchen Erzeugnissen zuwandte.

Dagegen bildete das Waisenhaus (von Karl Alex-  
ander 1736 gegründet), das Pendant zum Stuttgarter desselben Namens, das düstere Gegenstück zum Glanz der Porzellanfabrik. In dieses Haus wurden gleichsam die schuldlosen Opfer des Absolutismus aufgenommen. Um 1750 beherbergte es etwa 150 Insassen schwer erziehbarer Soldatenkinder, deren Eltern nicht auffindbar oder verwahrlost waren, viel Herumstreunende, Zigeuner, Landstreicher, aber auch Kinder von Eltern, die als religiöse Separatisten gal-  
ten. Der Absolutismus zog sie unter Billigung der Kirche, die hier mit den Erziehungsgrundsätzen der Fürsten übereinstimmte, zu nützlichen Arbeiten heran wie Spinnen, Wollkämmen und Tuchmachen, indem er den Wohnräumen und der Kapelle eine Tuchfabrik angliederte. In dem Spinnhaus, wie das Zuchthaus später hieß, saßen dann auch besonders Soldaten-  
frauen, die eine Strafe absitzen mußten. Schiller hat in „Kabale und Liebe“ die Erinnerung an ein solches Spinnhaus festgehalten. „Die Heulhure“, Luises Mutter, wurde dahin durch den bösen Präsidenten Walter gebracht zur Strafe für „Scortation“, d. h. Kuppelei oder Unzucht. Die Ludwigsburger Anstalt stand wie die Stuttgarter unter der Leitung von strengen Pietisten wie dem Waisenpfarrer Beckh und seinem Nachfolger Israel Hartmann, die beide zur engeren Verwandtschaft Bengels zählten (Belschner, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, 1936, S. 224). Wie weit sich so ein Zucht- und Arbeitshaus ren-  
tierte, entzieht sich meiner Kenntnis; daß es in den Planungen der Fürsten, möglichst viel im eigenen Land zu produzieren, eine wichtige Rolle spielte, er-  
hellte auch daraus, daß die Ludwigsburger Anstalt eine Nachbildung der von Würzburg und Nürnberg gewesen ist. Nach dem starken Anwachsen der Gar-  
nison erweiterte Herzog Karl den Oststadtkomplex und verlegte das ausschließlich Soldatenkindern re-  
servierte Waisenhaus in die Wilhelmstraße, zu dessen Direktor der Hauptmann von Hoven 1779 ernannt wurde.

Für das Bestreben des Herzogs, je mehr er sich mit seiner opponierenden Landschaft auszugleichen ver-  
suchte, mindestens seinen niederen Beamtenstand, vor allem die Masse der bürgerlichen Offiziere, an



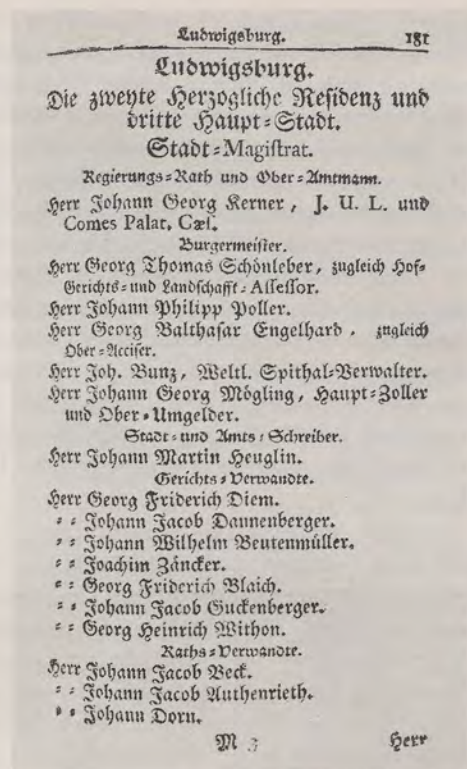
der Bildung und am humanen Wissen des Hofes teilnehmen zu lassen, zeugt die von Belschner erforschte Gründung der Hofbibliothek (zuerst im heutigen Grafenbau, dann in der Stuttgarter Straße untergebracht), die 4000 Bände enthalten haben soll (Grundstock der späteren Landesbibliothek in Stuttgart).

Zu den von Robert Uhland in seiner Monographie über die Hohe Karlsschule gemachten Bemerkungen über eine v. Schillers Deutschlehrer Balthasar Haug gegründete Ludwigsburger Lesegesellschaft, der auch Hauptmann Schiller angehörte, wäre noch hinzuzufügen, daß die Hofbibliothek unentgeltlich den Offizieren zu bestimmten Zeiten offenstand.

### IX.

Die Pläne zur Gründung einer Militärakademie sind (H. g. W. 1, 7) von dem Obristen und Ingenieur-offizier Nikolai in Ludwigsburg ausgearbeitet und diskutiert worden. Sie hatten im Anfangsstadium das Ziel der Schaffung eines gebildeten, in den Kriegswissenschaften versierten Offiziersstandes. Es ist die in Frankreich und Preußen längst verwirklichte Idee, eine letzte des Hochbarock, die Praxis sozusagen wissenschaftlich zu lenken, sie nicht den jeweiligen Bedürfnissen zu überlassen, sondern alles praktische Tun und Schaffen einer Idee zu unterwerfen. Man hat dies bis jetzt immer unter aufgeklärten Wohlfahrtsstaat rubriziert, aber das aufklärerische, anders das fortschrittliche Element spielt bei diesen Unter-richtungen keine ausschlaggebende Rolle. Gerade jene herzoglichen Maßnahmen, die in der Zusammenfassung der bisher nur auf Bestellung hin schaffenden Künstler in eine Schule oder Akademie (Guibal stand ihr als Direktor vor) bestand, die Idee Kriegführung und Soldatenwesen theoretisch wissenschaftlich zu betreiben und dergleichen mehr, verschlossen sich gegen das Neue, waren Stätten der Bewahrung einer alten Überlieferung, wollten das Bestehende nur fester und sicherer als das allein Notwendige begründen. Man verstehe von hier aus die heftige Opposition der jungen Generation des Eleven Schiller und seines Kreises in der Atmosphäre der Akademie oder des Sohnes des Waisenhauspfarrers Hartmann aus der Enge des Pietismus.

Wenn wir den Anteil von Ludwigsburg bei den auf der Solitude aufziehenden Zöglingen untersuchen, dann fällt zweierlei auf: unter den Kavaliersöhnen befindet sich eine nicht kleine Zahl mit Namen von Mömpelgardischen Städten und Seigneuri- und italienischen Namen (etwa Franquemont und Toscani als Beispiele). Es sind uneheliche Söhne des



Der Magistrat von Ludwigsburg  
im Adreßbuch von 1763

Fürsten aus der in Ludwigsburg besonders reichen Mätressenschaft (die Landschaft, die den herzoglichen Favorisierungen genau auf der Spur war, wird einmal böse, als ihr der Tod einer Fünfzehnjährigen im Wochenbett bekannt wurde, der siebten nach ihrer Zählung). Zum andern: die Eleven aus der Stadt – Schiller, Reichenbach, Elwert, von Hoven usw. – rekrutierten sich fast ausschließlich aus der Elternschaft von Ludwigsburger Offizieren, wobei sich auch Namen wie Fischer finden, die auf Bastardherkunft deuten.

Daß der Herzog diese Akademie auf dem Lustschloß Solitude realisierte und nicht in Ludwigsburg, hing mit den Verhältnissen zusammen, die im Erbvergleich von 1770 den Parteien Herzog-Landschaft neue Bindungen auferlegte. Die Ausbildung von Kavaliersöhnen und bürgerlichen Eleven auf der Solitude kostete erklecklich weniger als in der vollständig bewohnten und sehr teuren Stadt. Neue Lasten konnte der Herzog seiner Residenz nicht aufbürden, und auf der schon für Jagdfeste aufgegebenen Solitude war Platz genug, um Lehrer und Zöglinge unterzubringen. Der Abbau des kostspieligen Komödienpersonals, meist italienisch-französischer Herkunft,



bedeutete für den Fürsten keinen Verzicht auf die Fortführung des Theaterwesens; die neue Akademie sollte ihm die billigeren Tänzer, Schauspieler, Gärtner, Stukkateure, Musiker, Offiziere und Beamten liefern. Auch hier hat der Absolutismus noch einmal aus der Zwangslage eine wohlgeplante Tugend gemacht, allerdings war es dabei aus mit den Herrlichkeiten des Hochbarocks, 1770 ist die Wende in das leichte, wenig bedeutende Singspiel im Rokoko-Rahmen, das der Eleve Schiller nur mit Verachtung aufnehmen konnte. Für das Schaffen eines Tanz- und Ballettgenies wie Noverre und eines so hochqualifizierten Komponisten des *dramma giocoso* und der *opera seria* wie Jomelli, für die Entwürfe der großen italienischen Theatermaler aber war jetzt keine Gelegenheit mehr.

Die Landschaft hatte über des Fürsten teure Lust am barocken Festglanz und Scheingepränge und Massenrepräsentationen auf der größten Opernbühne Europas triumphiert. Aber die Komödie, das Sich-zur-Schau-Stellen einer Gesellschaft, die unter sich ist, und die mit den Tänzern, Sängern und Schauspielern in einem beleuchteten Großraum eine Einheit bildete, trug in dieser Art, wie sie der württembergische Herzog aufzog, schon den Keim des Überholten und nicht mehr zu Steigernden in sich. Wie der Hofstaat in den Staatshandbüchern eine Menge von Scheinämtern und Scheintiteln streng nach der Zeremonie aufführte, so auch rauschte rasch aufflammend und rasch zerstiebend, sich fast selbst parodierend das Redouten- und Opernwesen in Ludwigsburg vorüber. Man schöpfte nicht mehr aus dem Vollen wie im Jahrzehnt vorher in Stuttgart, sondern gefiel sich in Wiederholungen von Prachtstücken aus der Jomellizeit. Es ist nicht von ungefähr, daß die von Noverre geplanten neuen „Pastorale“, wie sie am Hof Ludwigs XV. die Gesellschaft beglückten, d. h. pantomimische Ballette mit antiken Mythologien oder Idyllen aus der Schäferbukolik und sinfonischer Zwischenaktmusik, nicht mehr zur Aufführung kamen (Hauptstaatsarchiv, Oberhofmarschallamtsakten Abteilung Oper und Ballett).

## X.

A. v. Pfister hat das einzige gedruckte bürgerliche Dokument aus der Karlszeit, den Einzug Herzog Karls in die Stadt im Sommer 1767 von der Solitude her nach Rückkehr von einer längeren Venedigreise beschrieben, in dem wir – Cotta hat sie gedruckt – eine Menge von Wohnbürgernamen und ihrer festlich geschmückten Häuser erfahren und ein wichtiges Teil barocken Scheingepräges, wie es für den Lud-

wigsburger Bürgersinn des 18. Jahrhunderts, der sich seiner völligen Abhängigkeit und Untertänigkeit vom Hof bewußt war, charakteristisch ist, nacherleben können (Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900). Neuerdings hat das Dokument H. A. Klaiber für eine Darstellung barocker Festlichkeit wieder erwähnt (H. G. W. 9, 3).

Triumphbogen, Lampions und Girlanden, das alles ist höfischen Vorbildern nachgemacht und die Huldigungsverschen, die dazu von Ehrenjungfrauen hergesagt wurden, unterscheiden sich nur in der Versifizierung und im Reim von den Formeln „submisest untetänigsten, treuehorsamsten und ersterbend der Knecht und Diener Serenissmi“ der Bittgesuche und des reich fließenden Kanzleistils jenes von Karl Moor so bitter apostrophierten „tintenklecksenden Säkulum“. Das gehobene Bürgertum hat sich auch in Kleidung und Ausdrucksweise ganz, soweit es zugänglich war und gestattet wurde, der am Hof üblichen Umgangsformen bedient. Das Barock war die allgemein angenommene und gerne gelebte und keineswegs bloß künstliche Ausdrucksform des Alltags, wie ja auch die Uniform aller Waffengattungen der vereinfachte Zivilzuschnitt der höfischen Kleidung gewesen ist: fallender Rock, Weste, Kniehose, Manschetten, Dreispitz.

Wir haben auch Zeugnisse dafür, daß nichtadelige Offiziere und Honoratioren zu den Prunkvorstellungen im Großen Komödienhaus auf die vierte Rangloge eingeladen waren (C. F. D. Schubarts des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale 1839). Der Hofstaat selbst war zu klein, um das Haus zu füllen. Ganz im huldigenden Feststil Uriots beschreibt Schubart so exzellente Geigerleistungen wie die Lollis und Nardinis oder die der *prime donne soprano*. Nardini nennt er einen „Geiger der Liebe, im Schoße der Grazien gebildet“ und rühmt die unbeschreibliche „Zärtlichkeit seines Vortrags“. Es scheint, daß die Hofkapelle auch gelegentlich zur Unterstützung der Orgel in der Stadtkirche bei festlichen Gelegenheiten musiziert hat. Schubart selbst unterrichtete im Clavecinspiel nicht wenige Töchter aus höfischen Kreisen. Kammerkonzerte in den Adelshäusern waren keine Seltenheit.

Daß um 1770 in bürgerlichen Kreisen auch der Pietismus, vom Herzog mit Mißtrauen verfolgt – ab 1774 entfernt er alle pietistischen Lehrer aus seiner militärischen Pflanzschule auf der Solitude – einigen Einfluß hatte, ist bezeugt durch Kolb in Blätter für württ. Kirchengeschichte 1920, S. 49. Wir hören von Privatversammlungen in einer Kaserne, „an der Soldaten, Bürger und Edelleute teilnahmen“. „Es scheint, daß



die dem Pietismus innewohnende Kraft zur Überwindung ständischer Schranken in dem Waisenlehrer Israel Hartmann besonders lebendig war. Als ‚Informator‘ hatte er sich nicht nur mit ‚unausstehlichen Komtessen‘ (denen er Privatunterricht erteilte) abzapfen. In manchen Familien des Ludwigsburger Hof- und Offiziersadels, bei den von Palm, von Brandenstein, von Harling wurde ‚Papa Hartmann‘ eine Art Gewissensrat für die heranwachsende Jugend. Zu seinen späteren Schützlingen gehörte namentlich Karoline von Brandenstein, die spätere Frau von der Lüche, die auch als Dichterin hervorgetreten ist“ (W. Grube in „Israel Hartmann“, Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte, XII. Jahrg., 1953, S. 265).

## XI.

Zuletzt noch einen Blick auf die Phase nach 1780. Ich möchte hier beifügen, daß die Staatsarchivakten Ludwigsburg in den Jahren der großen Vermessung nach 1775 immerhin einiges Brauchbare ergeben. Um die durch den Wegzug des Herzogs nach Stuttgart-Hohenheim durch Abbruch von einer Kaserne und Häusern freigewordenen Plätze streiten sich drei Parteien, das herzogliche Rentamt, der Kirchenrat (Landschaft) und die Stadtverwaltung. Dies ist im Zusammenhang mit der Renovation zu verstehen, die nach dem Erbvergleich die Landschaft durchführen ließ, um vom Herzog eine Abfindungssumme für den seit 1704 enteigneten Besitz an Boden zu erzwingen. Die Renovation scheint nie zu einem Abschluß gekommen zu sein, wie ein Bericht des Oberamtmanns Volz vom Jahre 1805 mitteilt, den Belschner in den Ludwigsburger Geschichtsblättern im Wortlaut veröffentlicht hat. Der Herzog lehnt ab 1780 jeden Versuch von Supplikanten ab und weigert sich – seien es auch so hochverdiente Männer wie Nikolai (der in Ludwigsburg gestorben ist), der Generaladjutant Klinkowström und der Freiherr von Palm, die gerne zur Erweiterung ihres Anwesens in der heutigen Mömpelgardstraße Teile des herzoglichen großen Brennholzgartens gekauft hätten (vom Mathildenhof bis zur Schorndorfer Straße lagen die Häuser der adeligen Particuliers) – auch nur einen Quadratmeter vom Eigentum der Schloßanlagen abzugeben. Dagegen werden herrschaftliche Wiesen im Norden und Westen der Stadt auf dem Versteigerungsweg unter Herausschlagung von Höchstpreisen an bürgerliche Liebhaber wie Metzger und Kaufleute stückweise wegverkauft.

Im übrigen liefert der Schloßbauverwalter recht desolate Berichte über den raschen Zerfall des Schloßgartens, das Bassin sei schon mit Erde ausgefüllt, um

Sumpfbildungen zu vermeiden, die abgrenzenden Mäuerlein bröckelten ab, im Brennholzgarten stünden die einstens von Soldaten auf einem Einspänner der Stadt aus dem Lustgarten herbeigeführten Reste von Statuen herum. Der Verwalter schlägt vor, doch den Bürgern das Abmähen von wucherndem Gras am Rande der Alleen und im Hauptteil des Gartens, wo die Herrschaft gewöhnlich spazieren ging, zu gestatten, das käme doch am billigsten.

Die Rentkammer gibt einem mehrfach vorgebrachten Gesuch der Stadtverwaltung statt, die Schorndorfer Allee auf eigene Kosten bis zur Teuchellage verbreitern zu dürfen, um den Arbeitern der Porzellanfabrik einen nahen Weg in die Stadt zu ermöglichen.

Da es in der Stadt nun fast so viel Soldaten und Soldatenfamilien gab wie Bürgerliche, erreichte die Landeskirche endlich die Abstellung der mißlichen Garnisonsgottesdienste in der Stadtkirche, die um 11 Uhr vormittags nach dem Gottesdienst für die Bürger stattfanden und bei der Pflicht zum Gottesdienst unmäßig überfüllt waren und zu ständigen Streitereien geführt hatten. Der Herzog dekretierte 1781, daß von nun an die Kirche der Reformierten zur Garnisonskirche bestimmt wurde. Sie blieb es denn auch bis zu Pfingsten des Jahres 1903, wo die jetzige Friedenskirche – mehr ein Bankhaus mit den zwei niedrigen Vorhallen denn ein Tempel Gottes, wie Dekan Bacmeister meinte – unter Beisein des Königspaares eingeweiht worden ist. Im Jahre 1785 nach Verlegung des Steinschen Regimentes nach Birkach sank die Einwohnerzahl, sie betrug nur noch 5477 gegen 20 000 von Stuttgart.

Nur kurzlebig waren die Versuche, neue Manufakturen anzusiedeln: die Bijouterie- und Quincallerie der Firma Megery und Cie., die von Pforzheim hierher kam (Stuttgarter Straße 28) und 110 Arbeiter und ebensoviel Heimarbeiter beschäftigte. Die meist dem reformierten Bekenntnis angehörenden Arbeiter wanderten, da ihnen die Kirche sogar das Gotteshaus wegnahm, bald wieder ab. Im Cottahaus siedelte sich eine Leder- und Tabakfabrik an, in der Mömpelgardstraße 24 eine Seidenkämmerei und Spinnerei, und 1790 verlegte der Herzog die Damast- und Leinwandweberei Urach „mit Meistern und Gesellen“ in das Militärwaisenhaus, um auch hier das Erziehende mit dem Nützlichen zu verbinden. „Aber auch diesmal fehlte dem raschen Anlauf die nachhaltige Kraft. Man erwartete mehr von der fürstlichen Gunst als von der eigenen Kunst, und so gerieten die meisten Betriebe nach kurzer Zeit wieder ins Stocken“ (Belschner Ludw. im Wechsel, S. 241).



Herzogl. Hof- u. Staat.		
Die Opern- und Comödien-Ballets bestes- hen aus nachfolgenden Personen:		
Directeur de la Danse & Maître des Ballets. Monsr. Noverre.		
Danseurs.		
Messrs.		Messrs.
Vestris, Prem. Danseur.		De Laitre.
Vestris Cadet.		Romolo.
Leppy.		Frantz.
Ballety.		Le Picq.
Regina.		Leger.
Figurantes.		
Dauvigny.		Renaud.
Simonet.		Gasparo.
Trancard.		Rouffeu.
Favier.		Regina Cadet.
Clement.		Drouville.
Valentin.		Anelo.
Pietro.		Casselly.
Duponce.		Rouslor.
Felix.		Gregoire.
Le Fevre.		Pietro fils.
Danseuses.		
Mesds.		Mesds.
Toscani, Pr. Danseuse.		Lolli.
Nancy Levier		Guidy.
Salomony.		Radicaty, Perrin.
Figurantes.		
Favier.		de Laitre, Alleta.
Durand, Richiery.		Durand, Rouffeu.
Toscany cadette.		Chaumont.
Adelaide.		Armenic.
Boudet, Marcadet.		Massine.
Evrard, Rosalie.		Vanonck.
Artus.		
		Etat

Die Namen des Opern- und Ballettkorps  
im Adreßbuch von 1763

Wir erhalten den Eindruck, das Leben in der Stadt gehe seinen ruhigen Gang, von residenzlichen Überraschungen und Aufregungen keine Spur mehr. In irgend einer Amtsstadt des Landes war es auch nicht anders als hier in Ludwigsburg, das wieder langsam provinzierische Gewohnheiten annahm, die es vor fünfzig Jahren schon durchkostet hatte. Die wenigen Versuche, mit Industrie den Handel zu beleben, verkümmerten, denn immer noch, trotz bedeutend verbesserter Chausseen, war die Stadt isoliert und lag abseits der alten Verkehrswege, die östlich im Neckartal liefen und westlich der alten Reichsstraße folgten. Erst das Zeitalter der Eisenbahn änderte für die Stadt die Verhältnisse grundlegend. Der Verkehrswert der herzoglichen Chausseen erwies sich als völlig vom Denken des fürstlichen Absolutismus aus bestimmt, und ging es mit dem Absolutismus zu Ende, mußten die Nachfolge-Generationen auch hier neue Wege suchen, um aus den Zuständen des sterbenden Heiligen Römischen Reiches herauszufinden.

## XII.

Mein Thema hieß: Gründe anzugeben, warum die Stadt Ludwigsburg nicht bloß als Fürstengründung, sondern auch als eine Abart des Absolutismus zu

verstehen sei. Wenn in meiner Darstellung es den Anschein haben könnte, der sich bei den Herzögen des 18. Jahrhunderts so intensiv und gewaltsam entfaltende Absolutismus habe den moralischen und politischen Widerstand der Regierungskollegien und der Landschaft besonders stark hervorgerufen, so wollte ich in der Aufzeichnung des Kampfes keineswegs eine Position für oder gegen die Fürsten beziehen. Die Stadt Ludwigsburg liegt, das nachzuweisen hielt ich für die Hauptsache, in der Tat im Spannungsfeld der Auseinandersetzungen, nachdem Stuttgart bis 1775 wenigstens Sitz der Opposition gewesen ist. Das ganze Land hat diesen Dualismus bezahlen müssen. Die Aufrichtung zweier Residenzen in einem Fürstentum, das seiner Steuerkraft, Größe und politischen Bedeutung nach mit einer Residenz gut hätte auskommen müssen. So ist weder Stuttgart noch Ludwigsburg im 18. Jahrhundert zu jenem überragenden Mittelpunkt geworden, wie etwa das benachbarte Karlsruhe oder München, vielmehr hat Ludwigsburg das Schicksal von Mannheim-Schwetzingen geteilt und ist, als der Hofstaat sich zurückzog, in die Bedeutungslosigkeit einer Landstadt abgesunken.

So steht Ludwigsburg heute mehr als viele anderen deutschen Residenzen des 18. Jahrhunderts mit bestechendsten Dokumenten des Absolutismus als großartiges Museum, als Freude und Stolz aber auch zur Mühe des Landesamts für Denkmalpflege im Lande. Das nur geschichtlich zu verstehende Paradox: für einen einzigen Herrn ein Schloß von beinahe einem halben tausend Zimmern, so weiträumig, wie das des Königs von Frankreich, ein Park und eine Orangerie und ein Komödienhaus, die nicht ihresgleichen hatten. Der Festherzog Karl hat seine Sehenswürdigkeiten Zehntausenden von Untertanen und Fremden öffentlich zugänglich gemacht, damit sie alle die Lustre des Herzogs von Württemberg bestaunen und bewundern sollten, damit es offenkundig werde, Seine Durchlaucht, Serenissimus zähle, wie es der offizielle Bericht abdruckte in der Tat zu „Den größten dieser Erde“. Man versteht, wenn die Ehrfurcht vor der Gnadensonne bei den rebellischen Dichtern der Karlszeit mit Ironie gemischt ist, so wie etwa Schiller die ganze Ludwigsburger Herrlichkeit als die Riesenspinnen und den Mummenschanz eines gottähnlichen Wesens angedichtet hat. Kein deutscher Fürst hat die gefährliche Tugend der Verschwendung feuriger, schmelzender, paradoxer ausgeübt als Karl in seinen Ludwigsburger Festen und Feuerwerken, Konzerten, Opern, Jagden und Gunstbezeugungen gegen eine ihm völlig hörige Bürgerschaft.

Wir finden etwas von dieser außergewöhnlichen,



fremdartig bewunderten Macht in Schillers Jugenddichtungen. Der Ludwigsburger Absolutismus, von den Soldatenverkäufen bis zu den Mätressen, von den Redouten bis zu den Schmeichlerfiguren der Höflinge, von den Opfern eines servilen Amoralismus bis zu den Angstschreien der Frommen ist glanzvolle Mischung von Realität und heimlicher Bewunderung dieses herrischen Barocks im Toben und Intrigieren, in der Herauskehrung der Subordination des Räuberhauptmanns Karl Moor, des die Despotie begehrenden Fiesco und der Machenschaften des Montmartin – Walter. Auf ihre Weise tragen die Schillerschen Jünglingsfiguren das Erbe der barocken Verschwendung weiter ins Unglück ihrer Vernichtung, die mit dem Auftreten der Französischen Revolution und ihres Sohnes Napoleon auch den Absolutismus, den letzten im uralten Herrensinne des Gottesgnadenadels und damit auch das Herzogtum Württemberg tödlich getroffen hatte.

#### Beilage: Der Häuserkatalog bis 1728

nach Straßen zusammengestellt aus H. Stroebel „Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs“ 1918 (ohne die im Haupttext aufgeführten Häuser).

*Es standen in der Mömpelgardstraße:* 1) Nr. 24, Erbauer von Sternenfels, seit 1716 Erbprinzenpalais; 2) Nr. 12a, Kammerdiener Bamberger; 3) Nr. 12, Haus des Premiers von Grävenitz und 4) ein wieder abgerissenes Haus des Hofpredigers Hiemer.

*Es standen in der Schloßstraße:* 1) Nr. 33, La trompette d'or (Waldhorn) Erbauer der Herzog, 1707. Aus Steinen des ersten Kavalierbaues vor 1704. 2) Zwei Häuser eines Schreiners und Schlossers, die aber schon 1727 nicht mehr bekannt waren; 3) Nr. 27 an den Handelsmann Lazaro 1722 verkauft; 4) Nr. 17 Haus des Hirschwirts Peter Bronnet; 5) Nr. 23 Haus des Löwenwirts P. Beuttenmüller; 6) Nr. 9 Seiler J. Herdtlen; 7) Nr. 35 Handelsmann Pironi; 8) Nr. 15 Metzger Eckert; 9) Nr. 13 ein Italiener Gueida von Retti gebaut; 10) Nr. 7 Barbier Kittel; 11) Nr. 5 Haus Beißwenger und Wagner; 12) Nr. 3 Haus Niklas Beißwenger; 13) Nr. 21 Küfer Diehm; 14) Nr. 1 Hofstall Schweikert (ging 1727 ab).

*Es standen in der Kaffeebergstraße (früher Metzgerstraße):* 1) Nr. 3 Adlerwirt Nilius (Mergenthaler); 2) Nr. 10 General von Sternenfels, später Wohnhaus Grävenitz Bonafini und Franziska; 3) Nr. 12 Bäcker und Seckler Eberle und Rieker; 4) Nr. 3 Metzger Roller; 5) Nr. 8 Metzger Heilenmann und Eberhardstraße 31; 6) Nr. 9 Zimmermann Ziegler; 7) Nr. 5 Steinhauer Jobst; 8) Nr. 4 Barbier Epple; 9) Nr. 6 J. Metzger, erbprinzlicher Laufer; 10) Nr. 11 Metzger Arnsperger.

*Es standen in der Marstallstraße:* 1) Nr. 4 Haus von

Wildungen (unter Karl zur Kaserne bestimmt); 2) Nr. 9 Handelsmann Pironi; 3) Nr. 1 Autenrieth, herr. Knecht und Eckhaus Holzmarkt Sattler Wörn; 4) Nr. 2 Haus von Milkau; 5) Nr. 3 Expeditionsrat Vischer.

*Es standen in der Bärenstraße:* 1) Nr. 1 Bettelvogt Bruckmann; 2) Nr. 3 Maurer Walliser; 3) Nr. 7 Schreiner Witter (der Gasthof zum Bären wurde unter Karl Kaserne).

*Es standen Holzmarkt:* 1) Nr. 3 Steinmetz Heller; 2) Nr. 5; 3) Nr. 7 Schlosser Henninger; 4) Nr. 2 Maurer Bernhardt; 5) Nr. 8.

*Es standen in der Eberhardstraße:* 1) Nr. 8 Schreiner Paul; 2) Nr. 11 Zinkenist Castenbauer; 3) Nr. 12 Metzger Beutel; 4) Nr. 10 Reichert-Andler; 5) Nr. 29 Bäcker Reichert; 6) Nr. 19 Bäcker Fundus; 7) Nr. 4 und 6 Oberst von Eichelberg; 8) Nr. 27 Kommödiant Bonneuil; 9) Nr. 16 Schreiner Bickelmann.

*Es standen auf dem Marktplatz mit Stadtkirchen- und Reformiertenkirchenplatz:* 1) Nr. 1/2 Spezialath und Dekanathaus; Nr. 3 Laquay Leger; 3) Nr. 4 Strumpfweber Beckh; 4) Nr. 8 das von Rödersche Haus, Amtshaus Calw, Neuenbürg, Liebenzell, Zavelstein, Wildbad, Bulach, Wildberg; 5) Nr. 5 Handelsleute Seitz und Dobelmann; 6) Nr. 7 Stadtapotheker Bischoff; 7 Nr. 6 Apotheker Bischoff.

*Es standen in der unteren Marktstraße:* 1) Nr. 4 Perquier Vogel; 2) Nr. 6 Barbier Bechler; 3) Nr. 3 und 5 Handelsmann Pommer und Maier.

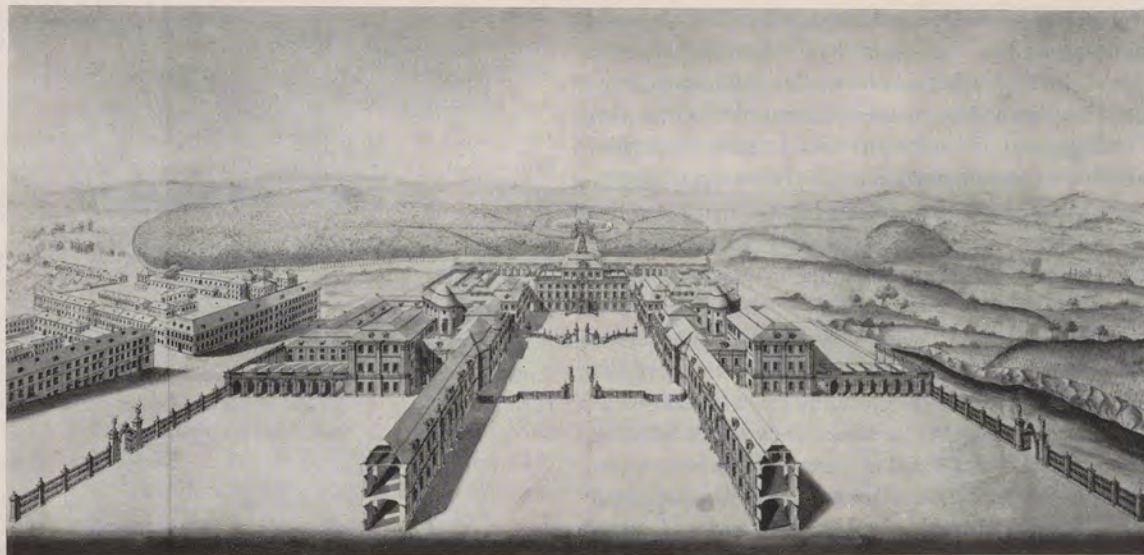
*Es standen in der oberen Marktstraße:* 1) Nr. 3 das Haus der Premier von Grävenitz, Amtshaus Balingen, Tuttlingen, Rosenfeld, Marbach, Ebingen, Winnenden, Sindelfingen; 2) Nr. 4 Haus von Wittgenstein, Amtshaus Stuttgart, Hornberg, Heubach, Weinsberg, Freudenstadt, Dornstetten; 3) Nr. 1 Alte Kanzlei, Amtshaus Tübingen, Altensteig, Vaihingen, Nagold, Mundelsheim, Maulbronn, Kirchheim a. N., Leonberg, Besigheim, Bietigheim, Güglingen.

*Es standen in der Kirchstraße:* 1) Nr. 15 Schmid Göstelen; 2) Nr. 6 Schneider Weeber; 3) Nr. 19 Lehrer Oesterlen; 4) Nr. 1 Nagelschmid Hitzler; 5) Nr. 3 zwei Metzger; 6) Nr. 22 Schneider Tritschler; 7) Nr. 23 Zimmermann Wunderlich; 8) Nr. 13 Veit Häberlen; 9) Nr. 17 Metzger Beuttenmüller.

*Es standen in der Lindenstraße:* 1) Nr. 1 Schreiner Nagel; 2) Nr. 2 Zimmermann Ruppert; 3) Nr. 22 Steinhauer Volz; 4) Nr. 5 Martin Weiß und Dr. Gmählin; 5) Nr. 10 Stallknecht Herdtlen; 6) Nr. 6? Schneider Weeber; 7) Nr. 8 Gipsbrenner Probst; 8) Nr. 13 Schneider Oertlen; 9) Nr. 15 Jörg Gehrung; 10) Nr. 16? Bäcker Mürder; 11) Nr. 11 Stallknecht Sandel-Laux; 12) Nr. 7 Laquay Blumhardt; 13) Nr. 14 Stallknecht Schmid; 14) Nr. 20 Kübler Schneider; 15) Nr. 9 Nagelschmid Kleinbach.

Die Schmidgasse hatte ihren Namen nach dem Reutschmid J. Stetter (1719), dort wohnten noch Heyducken und Stallknechte und der Laquay Hans Strauß.





1. Schloß Ludwigsburg von Süden, Idealriß von P. Frisoni. Albertina Wien

## Zwei Idealrisse von Schloß und Stadt Ludwigsburg von Paolo Frisoni

*Von Werner Fleischhauer*

Als Herzog Eberhard Ludwig 1733 von einem plötzlichen Tod ereilt wurde, waren seine Ludwigsburger Schloßbaupläne so gut wie ganz durchgeführt, von den Gartenanlagen abgesehen. Das Bild seiner Residenzstadt entsprach dagegen freilich bei weitem noch nicht dem Wunschbild, das der Herzog sich geschaffen hatte. Zwei bisher unbekannte Idealansichten, Tuschezeichnungen in der Albertina in Wien, lassen den gesamten Schloßkomplex samt einem großen Teil der Stadt streng von Norden und von Süden aus der Vogelschau sehen und zeigen manches, was nur geplant, aber nie gebaut worden ist (Abb. 1). Auf der Ansicht von Süden aus sehen wir ganz links den stattlichen Komplex des „Talbaus“, im Hintergrund das Lusthaus Favorita und weiter nördlich davon auf der Verlängerung der Nord-Süd-Achse, die vom Salon durch den Schloßkomplex hindurch zum Hügel hinter der Favorite führt, als point de vue eine Art Gloriette, die nie errichtet worden ist. Die beiden Kommunikationsgalerien, die Kavalierbauten, der Ordens-Ritter-, Fürsten-, Festin-, und Theaterbau, die Schloßkirche, die Ordenskapelle und das Neue Corps de Logis zeigen ihre endgültige Gestalt, nur aus dem Walmdach des Küchenbaus ragt eine hohe Esse heraus. Dagegen sieht man westlich des Schlos-

ses, der Stadt zu, hinter Kavalier- und Ordensbau ein großes, im Rechteck geführtes, die Ordenskapelle einschließendes Kanzlei- und Stallgebäude, wie es ähnlich schon Nette in seinen ersten Schloßplanungen vorgesehen hatte. Ganz erstaunlich ist die Darstellung des Geländes nördlich des Fürstenbaus, gegen die Favorita. Der konservative Baumeister Nette hatte den beträchtlichen nördlichen Geländeabfall ausgenutzt, um dem Fürstenbau eine dominierende Hochlage im Sinne des hohen Barock zu geben, und sein Nachfolger Donato Frisoni hatte sich damit abfinden müssen. Freilich, nach der Erbauung des neuen Corps de logis nach Frisonis Plänen war die Nordseite des Schlosses uninteressant geworden und die sich mächtig auftürmenden noch nicht vollendeten terrassierten Gartenanlagen wurden zum Teil sogar wieder abgetragen. Unsere Ansicht von Süden läßt nun erkennen, daß später zum mindesten gewünscht, wenn nicht geplant wurde, den Steilabfall, das „Tal“ auszufüllen, wie dies dann unter Herzog Karl Eugen 1745/46 geschah. Nördlich vom Fürsten-, Riesen- und Ordensbau schiebt sich eine weitgedehnte Terrasse, die seitlich von zwei Gartenterrassen flankiert ist, ins „Tal“ vor. Die Ansicht von Norden zeigt nun noch mehr; sie stimmt freilich nicht in allem mit der





2. Schloß und Stadt Ludwigsburg von Norden, Idealriß von P. Frisoni. Albertina Wien

anderen überein, so wie sie die Gartenterrassen und den Küchenbau nicht wiedergibt. Dagegen sieht man, daß sich auf dem Absatz unterhalb der großen, heute noch unveränderten Substruktionsmauer des Fürstenbaus eine große, breitrechteckige Terrasse ausdehnt, die nördlich, der Favorite zu, von einer hohen Mauer mit Blendarkaden abgeschlossen wird, und zu der auf beiden Seiten, auf der rechten von dem Stall- und Kanzleigebäude aus, Reittrampen herabführen. Die allmählich entwickelte Neigung zur modernen französischen Schloß- und Gartenarchitektur mit ihrer Vorliebe für die Weite und die Flächigkeit, welche die Anlage des neuen Corps de logis schon wesentlich bestimmt hatte, macht sich nun auch hier deutlich bemerkbar.

Die Ansicht von Norden zeigt zudem noch das Bild einer sehr ansehnlichen Stadt. Ein Wunschbild, denn beim Tode Eberhard Ludwigs dürfte Ludwigsburg nicht viel mehr Häuser gehabt haben als fünf Jahre zuvor, da 131 gezählt wurden. Östlich des Schlosses sieht man die schon ganz gebaute hintere Schloßstraße und an deren Kreuzung mit der Schorndorfer Straße eine eintürmige Kirche. Für diesen östlichen Stadteil, den der Herzog schleunigst fertiggestellt wissen wollte, war schon länger die Erbauung einer weiteren Kirche geplant und noch in seinem Todesjahr, 1733, dekretierte der Herzog den Bau der Kirche, der nie ausgeführt wurde. Ganz links am Bildrand ist der stattliche Fuchshof am Ende der Schorndorfer Straße zu sehen, aus deren schon geschlossener Zeile das hohe Jägerhaus, die spätere

Porzellanfabrik aufragt. In der vorderen Schloßstraße, westlich des Schlosses, sieht man den anspruchsvollen 1724 gebauten Grafenbau des Ministers von Grävenitz, dann noch die beiden 1729/30 ausgebauten Stadtkirchentürme und endlich die reformierte, die heutige katholische Kirche mit einem Turm, die damals noch nicht einmal im Rohbau stand.

Die Zeichnung idealisiert das Stadtbild ganz in den Wünschen des herzoglichen Bauherrn, den die „irreguläre“ Bauweise und Anlage seiner Stadt immer schon geärgert hat. Alle Baulücken erscheinen geschlossen, alle Firste auf gleicher Höhe und die Häuser, auch in der Höhe gesteigert, zu monumentalen Gruppen zusammengefaßt.

Die zeitliche Festlegung unserer Zeichnungen ist nicht einfach, weil sie ja Bauten zeigen, die nur hatten gebaut werden sollen und nicht ausgeführt wurden. Ein Grundriß mit der Unterschrift „gezeichnet durch Lorenz Gregor . . . – der Geschlechtsname ist leider ausradiert – Anspach, den 31. August Ao 1731“ (Landesbibliothek Stuttgart, Sammlung Nicolai) gibt genau die Schloßanlage unserer Zeichnungen, mit Ausnahme der Terrassierung dem Tal zu. Die Planung muß also Mitte 1731 schon festgelegt gewesen sein, zweifellos von dem leitenden Architekten Donato Frisoni. Unsere Zeichnungen tragen die Signatur „designé par Paul Charles Frisoni“. Dieser, Donato Frisonis Sohn, wurde 1733 mit 19 Jahren seinem Onkel, dem Entrepreneur Paolo Retti adjungiert; 1737 wurde er Unterbaudirektor, 1739



aber zum Militärdienst zurückkommandiert. Die genaue Angleichung unserer Zeichnungen in der ganzen Anlage an die aus genau derselben Sicht angelegten Idealzeichnungen von Paolo und Leopoldo Retti aus der Zeit um 1726 (Abb. W. Fleischhauer, Barock im Herzogtum Württemberg, 1958, Taf. 126 u. 128), wie auch die ängstliche Genauigkeit in der Ausführung lassen den noch unselbständigen Anfänger erkennen. Unsere Zeichnungen dürften um 1733 entstanden sein; dafür spricht, daß in diesem Jahr der Kirchenbau an der Schorndorfer Straße dekretiert worden ist.

Wozu mögen die so sorgfältig ausgeführten Risse gedient haben? Vielleicht zur Orientierung des neuen Regenten, des Herzogs Karl Alexander, der bisher

als kaiserlicher Generalfeldmarschall und Generalgouverneur über das Königreich Serbien in Belgrad und in Wien residiert hatte. Es ist aber auch daran zu denken, daß Zeichnungen solcher Art ausgearbeitet wurden, um anderen Fürsten eine Vorstellung von dem gewaltigen und viel besprochenen Schloßbau zu geben; wir wissen beispielsweise, daß Herzog Eberhard Ludwig Risse des Ludwigsburger Schlosses eigens für König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat zeichnen lassen.

Herrn Prof. Dr. H. Siebenhüner in Würzburg habe ich für den Hinweis auf die Zeichnungen und Herrn Hofrat Prof. Dr. Benesch Direktor des Albertina in Wien, für die Erlaubnis zu deren Veröffentlichung zu danken.

## Stadtplanung von Ludwigsburg

Rückblick und Ausblick

Von Paul Keller

Bestimmend für die Gründung Ludwigsburgs war die Macht und der Wille eines selbstherrlichen Fürsten, bei seinem Schloß – anfänglich nur Jagd-, dann Residenzschloß – auch die Residenzstadt zu haben. Die Residenzstadt Stuttgart und das Alte Schloß genügten seinen Ansprüchen nicht mehr. Das fürstliche Bedürfnis nach zeitgemäßer Repräsentation, der große Hofstaat, die Verwaltung, die Wehrmacht riefen den Wunsch nach Wohnraum, nach Kasernen, nach Kanzleien, nach gewerblichen Diensten, nach religiöser und kultureller Betreuung und endlich nach Schutz bei den politisch unruhigen Zeitläuften mit ihren dauernden kriegerischen Auseinandersetzungen hervor, während auf Ansiedlung von Landwirtschaft verzichtet werden konnte. Sie war ja überall in weitem Umkreis reichlich vorhanden. Zum äußeren Bild gehörten die pomphaften Freiräume, das Grün der streng geordneten Anlagen und Alleen.

Aus dem allem ergab sich als planerischer Niederschlag ein Stadtgebilde, wie wir es in dem sogenannten Legerschen Plan von 1726, einem Entwurf Frisonis, als Wunschplan vor uns sehen (Rekonstruktion vgl. Abb. 1): das Schloß als die ursprüngliche Ludwigsburg in einer großen Einheit mit der geplanten Stadt gedacht, konstruiert von der beherrschenden Achse des Schlosses, der heutigen Königsallee, aus, ohne jede Rücksicht auf die Geländeform, eine städtebauliche

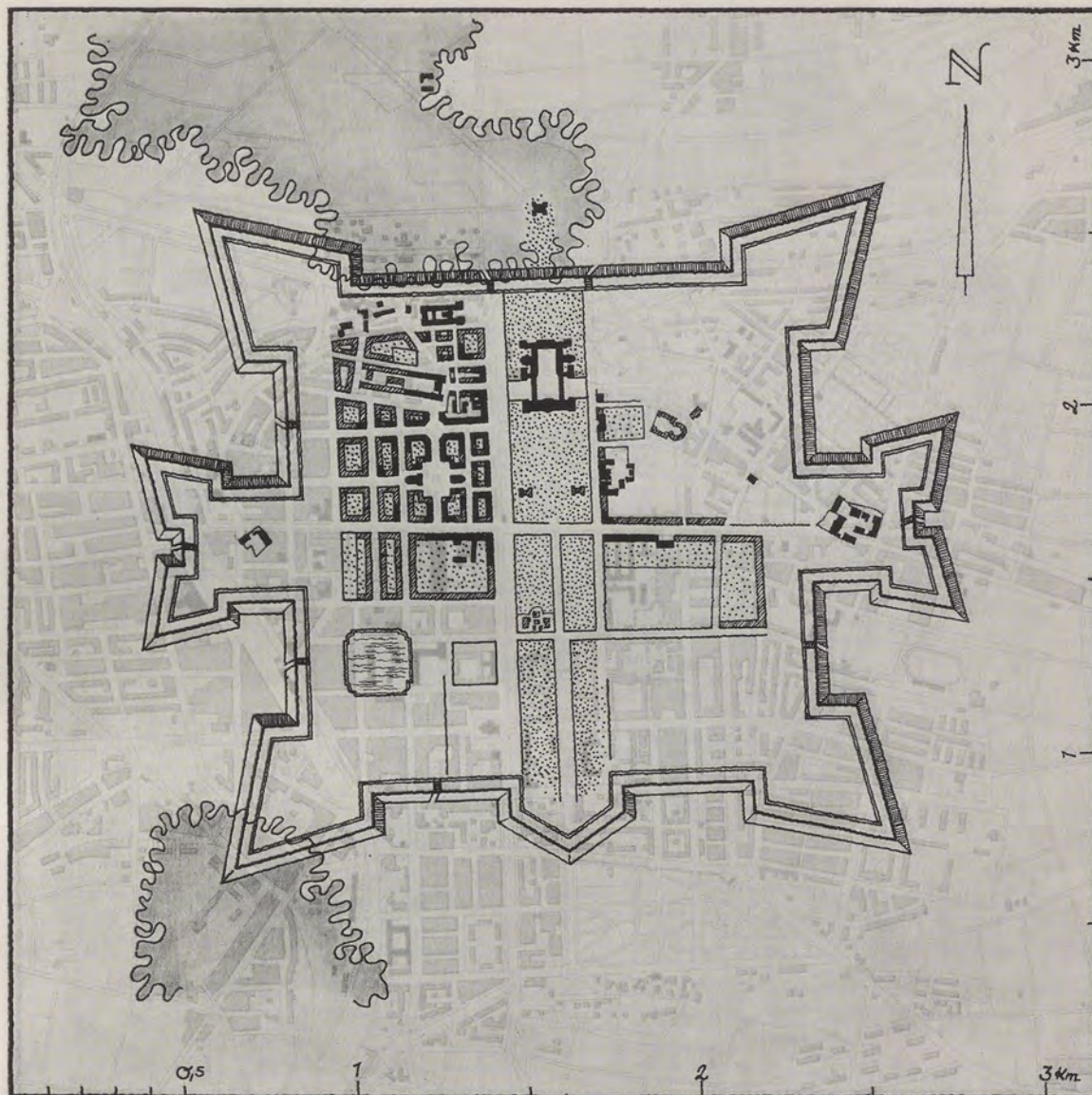
Verkörperung des Absolutismus und des Rationalismus. Die Stadt gliedert sich dabei in zwei symmetrische Hälften. Das Straßensystem ist rechtwinklig, Ost-Westachse ist die heutige Wilhelmstraße. Besondere Bauvorschriften sorgen für eine einheitliche Bauweise. Mittelpunkt der bürgerlichen Stadt wird der Marktplatz mit den beiden Kirchen und dem Denkmal des Stadtgründers.

In den 1750er Jahren faßte Herzog Carl Eugen den Entschluß, die Eberhard-Ludwig-Stadt durch eine „Carls-Stadt“ zu erweitern.

Die zeitweise von Herzog Eberhard Ludwig geplanten Festungsanlagen im Vaubanschen Stil werden nicht ausgeführt. Die Stadt bleibt ein Torso: nur das Gebiet westlich vom Schloßbezirk entwickelt sich zunächst. Von 1758–1760 wird die Stadtmauer unter stärkerer Berücksichtigung der landschaftlichen Gegebenheiten (Waldgrenzen u. a.) erstellt. Die Wandlung der Planung zeigt Abbildung 2.

Die Königsallee bleibt als große nord-südliche Mittelachse das beherrschende Rückgrat vom Favoriteschloß bis zur „Grünen Bettlade“. Das Frisonische Rechtecksystem der Straßen wird beibehalten. Aus Aufhebungsplänen aus den 70er Jahren konnte rekonstruiert werden, wie die beiden Stadthälften innerhalb der Stadtmauern geplant waren. Besonders kennzeichnend sind die beiden Platzsysteme, welche





1. Der Stadtkern von Ludwigsburg nach dem Legerschen Plan von 1726 (Rekonstruktion)

demjenigen des Marktplatzes mit Holzmarkt ähneln, und der symmetrisch zum Karlsplatz östlich der Königsallee angelegte Platz.

Ein einschneidender Einbruch in die bisherige Planung vollzieht sich mit der Erbauung der Eisenbahn von Stuttgart nach Ludwigsburg seit 1842. Der Verlauf der Bahnlinie kann wegen der Höhenunterschiede im Gelände keine Rücksicht auf die seitherige Planung nehmen und schneidet die Südwestecke der ummauerten Stadt ab. Die Myliusstraße als neue Verbindung vom Bahnhof zum Stadtzentrum weicht wesentlich vom seitherigen Rechtecksystem ab, gleich-

zeitig wird die Schillerstraße von den ursprünglich geplanten 21 m auf rund 13 m verschmälert und das großzügige System der Plätze und Straßen im südwestlichen Stadtteil aufgegeben. Der Bahnhofplatz wird entgegen dem Rat eines damaligen Fachmannes statt 70 Fuß nur etwa 40 Fuß breit ausgeführt. Im südöstlichen Stadtteil werden ohne Rücksicht auf den bisherigen Plan neue Kasernen gebaut.

Es entstehen industrielle Ansiedlungen: im Jahr 1869 wird die Francksche Zichorienfabrik (heute Frank & Kathreiner) westlich der Bahnlinie, aber noch innerhalb der Stadtmauer, erbaut. Damit beginnt die Ent-



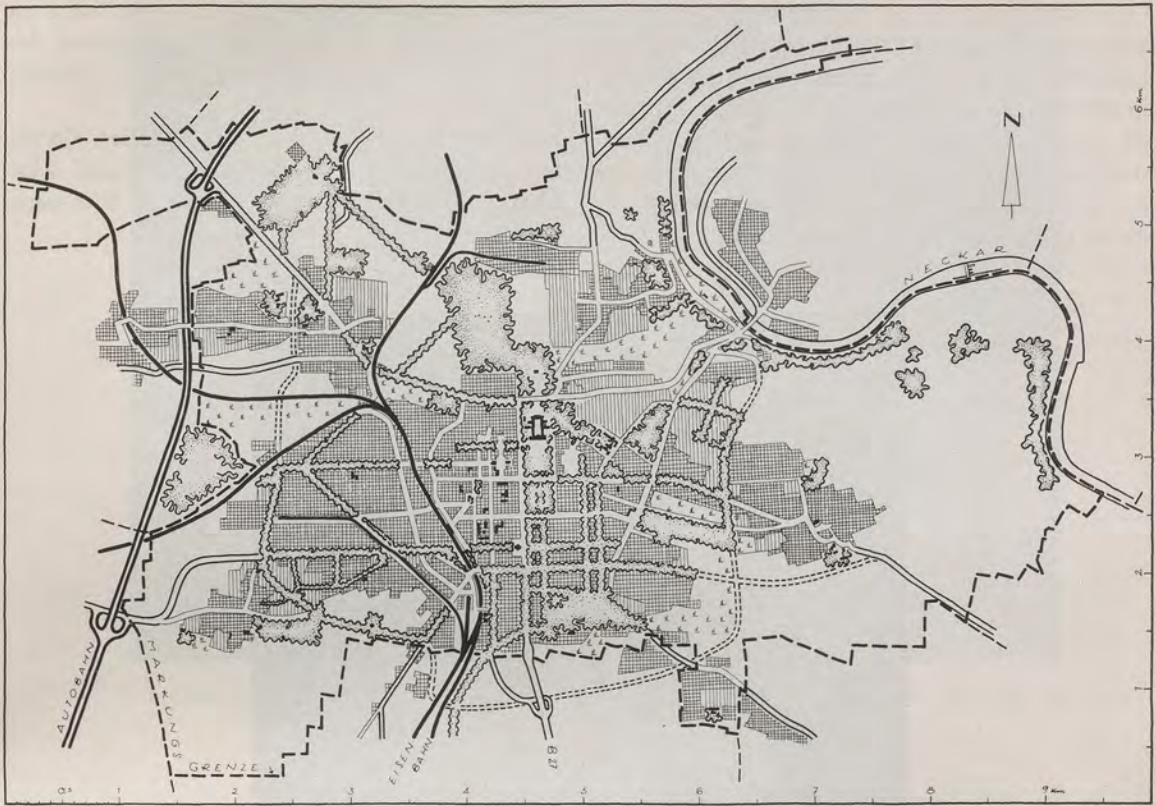


2. Die Wandlung der Planung

wicklung der Weststadt nach den damaligen städtebaulichen Grundsätzen. Der bisherige räumliche Bereich der Planung wird gesprengt: die Stadt wächst nach verschiedenen Richtungen. Nach 1900 werden Eglosheim, Pflugfelden, Oßweil und Hoheneck eingemeindet, um der Stadt den nötigen Lebensraum zu geben. Es entstehen öffentliche Gebäude wie das Stadtbad und die Neubauten des heutigen Schiller- und Mörike-Gymnasiums. Außerhalb des Stuttgarter Tores entsteht nach Plänen von Professor Theodor Fischer die Südstadt als gutes Wohn- und Landhausviertel. Die Entwicklung wird unterbrochen durch den

ersten Weltkrieg. Infolge des Vertrags von Versailles muß die einst starke Garnison sehr verkleinert werden. Im ganzen ist die Zeit nach 1919 für die Stadt Ludwigsburg wirtschaftlich besonders schwierig. Die Stadt ist darauf angewiesen, sich in vermehrtem Maß um Industrieansiedlung zu bemühen. In den 20er Jahren entsteht das Industriegleis in der Weststadt und es gelingt, mehrere Industriebetriebe nach Ludwigsburg zu ziehen. Die Zeit von 1933–1945 bringt der Stadt Ludwigsburg wieder eine große Garnison und neue Kasernen. Die Robert-Franck-Schule (Handels- und Höhere Handelsschule) sowie das Ludwig-





3. Ludwigsburg im heutigen Verkehrsnetz

Jahn-Stadion werden gebaut. Der zweite Weltkrieg bedeutet für Ludwigsburg nicht wie für manche andere Städte eine wesentliche Zerstörung baulicher Substanz. Immerhin wurden im ganzen 78 Gebäude vernichtet und 88 schwer beschädigt. So wird Ludwigsburg nach dem Zusammenbruch 1945 vor ganz neue, auch städtebauliche Probleme gestellt. Strömen doch schon bis zum Jahr 1947 im ganzen über 15 000 Flüchtlinge in die Stadt ein, denen zunächst, wenn auch nur notdürftig, Unterkunft und vor allem Arbeit gegeben werden mußte.

Die Aufgaben, die der Planung dadurch gestellt werden, können heute nur noch im Zusammenhang mit dem von Bietigheim bis Plochingen reichenden Großraum um Stuttgart gesehen werden. Ludwigsburg hat hier die Aufgabe, sich bei Wahrung seiner vollen Eigenständigkeit in den gewaltigen Siedlungs- und Industrieballungsraum einzufügen und zu behaupten. An besonderen Aufgaben sind in diesem Zusammenhang zu nennen die Erschließung neuer Wohngebiete (z. B. Hirschbergsiedlung, Schloßlesfeld, Reicherts- halde) und Gewerbegebiete (besonders in der West- stadt), die bauliche, verkehrstechnische, hygienische

Sanierung der Innenstadt unter Wahrung ihres ba- rocken Charakters, die Schaffung günstiger Verkehrs- verhältnisse, der Anschluß an die großen neuen Ver- kehrsbänder und die Erweiterung der Versorgung- einrichtungen. Die Neubauten des Landratsamts, des Amtsgerichts, des Arbeitsamts, der Kreissparkasse und eine Reihe von Schulhausneubauten (Oststadt- schule, Goethe-Gymnasium für Mädchen, Carl- Schaefer-Schule, Hirschbergschule in Eglosheim, Au- gust-Lämmle-Schule in Oßweil) sind vollendet. Zu bewältigen ist noch der Neubau des Rathauses, ver- schiedener weiterer Schulen, Kindergärten, Kinder- spielplätze, Sportanlagen, Friedhoferweiterungen, die Erweiterung des Stadtbades, die Anlage eines weite- ren Freibades neben dem unter wesentlicher Unter- stützung der Stadt geschaffenen Freibad des Schwimmvereins am Neckar, die Neugestaltung des östlichen Teiles der Bärenwiese, die Erhaltung der Alleen, die Schaffung neuer Grünbänder, die Um- gestaltung des Bahnhofes (Neubau eines Empfangs- gebäudes nach direkter Einführung der Marbacher Gleise in Richtung Stuttgart), die Schaffung eines



Omnibushofs und die Bearbeitung eines Generalverkehrsplans. Große Schwierigkeiten bereiten der Stadt Ludwigsburg die vielen überalterten Kasernen im Innenviertel. Es muß Aufgabe der Planung sein, mit die Voraussetzungen für eine zielbewußte Grundstückspolitik zu schaffen. Eine schwere Belastung für die Stadt stellt die Enge des Markungsgebiets dar, die ihr teilweise nicht gestattet, die überörtlichen Ver-

kehrsprobleme auf eigenem Grund und Boden zu lösen (vgl. Abb. 3). Auch die Eingemeindung des Stadtteils Grünbühl hat neue Aufgaben (z. B. Schule) gebracht.

Möge Ludwigsburg als Stadt der Schlösser, Gärten und Alleen, als Stadt des „Blühenden Barocks“ seine Eigenart auch in Zukunft bei gesundem Wachstum bewahren.



An den alten Eichen steigt der Efeu bis in die Kronen und hängt abwärts: fast Urwaldstimmung, zumal im Herbstnebel!

## Vom Favoritepark

*Von Otto Feucht*

Mit Aufnahmen des Verfassers

Wenn von Ludwigsburg die Rede ist, darf der Favoritepark nicht fehlen. Er ist Naturschutzgebiet. Aber was ist in ihm Natur? Der Wald, der zu großem Teil aus gegendfremdem Nadelholz besteht? Etwa die Lärchen aus den Alpen? Die Kastanien vom Balkan?

Die Robinien („Akazien“) und Roteichen aus Nordamerika? Oder die Obst-Baumstücke, die doch zweifellos Menschenwerk sind? Das Dam- und Axiswild, das doch ganz und gar nicht hier heimisch ist? Wieso also Naturschutz?





Die alten Hagbuchen an der Böschung zählen zu den stärksten ihrer Art, die bei uns bekannt sind

Sehen wir näher zu: Der heutige Park ist der letzte kleine Rest eines einstigen ausgedehnten lichten Laubwaldes, dessen Nutzung als „Hudewald“, als Weide für Großvieh und Schweine, jahrhundertlang wichtiger gewesen ist als der Ertrag an Holz oder die Jagd. Diesen Waldrest, damals noch größer als heute, hat Herzog Eberhard Ludwig 1707 zur Fasanerie Favorite umgewandelt. Wie stark die Umwandlung gedacht war, ist aus alten Bildern zu ersehen, deren Planung wohl nie ganz verwirklicht worden ist. Die allerältesten Eichen und Hagbuchen mögen wohl noch aus jener Zeit stammen, die meisten alten Bäume sind aber jünger und vermutlich gepflanzt, das scheint aus ihrer Anordnung ebenso hervorzugehen wie aus der dürftigen Bewurzelung, die bei Sturmwürfen zutage getreten ist.

Warum also „Naturschutzgebiet“ und nicht einfach „Wildpark?“ Das wird klar, wenn man hört, wie immer wieder neue Angriffe auf den Park abzuwehren waren, von 1918/19 an, als er geradezu als herrenlos angesehen wurde und schon damit begonnen war, Stücke abzuschneiden. Auch als der Park zum Staatswald erklärt war, hörten solche Versuche nicht auf. Andererseits aber verstärkte sich die Einsicht, daß dieser Rest an Grünfläche für die Erholung der Bevölkerung in der waldarmen Gegend lebenswichtig sei und nicht angetastet werden dürfe. So kam die

Erklärung zum Naturschutzgebiet 1937, nachdem das Reichsnaturschutzgesetz 1935 hierzu die Möglichkeit geschaffen hatte.

Eine eingehende Schilderung des Parks und des Schlößchens, seiner Geschichte, der Tier- und Pflanzenwelt ist soeben in den *Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege* erschienen, sie kann auch als Sonderdruck bezogen werden. Hier soll lediglich über einige Fragen berichtet werden, die an mich herantraten, als die Markung Ludwigsburg und damit der Park im Zuge einer Organisationsänderung 1933 vom Forstbezirk Bietigheim abgetrennt und dem Forstbezirk Solitude zugeteilt worden war. Der Zustand des Parks war wenig erfreulich, es zeigte sich sehr deutlich, daß die Folgen der Inflation noch nicht überwunden waren, daß keine Geldmittel mehr zur Verfügung standen, um den Park so zu pflegen, wie dies wünschenswert gewesen wäre. Nur Schritt für Schritt gelang es, die nötigen Mittel zu erlangen, um Versäumtes nachzuholen.

Die rückwärtigen Parkteile waren größtenteils schon zu Zeiten des Hofjagdamts zu Fichtenwald umgewandelt worden, in dem die noch stehenden Alteichen zu ersticken drohten. Langsam und vorsichtig wurde diesen Luft geschaffen, so daß sie sich erholen konnten. Junge Fichtenpflanzungen waren da und dort,





Die des Wildes wegen  
gepflanzten Roßkastanien behindern den  
Durchblick vom Favoriteschloß  
zum alten Fürstenbau (Bild oben).

Ihre Beseitigung würde aber den Blick  
nicht frei geben,  
da jenseits der querlaufenden Straße  
hohe Platanen ihn sperren (Bild unten),  
die niemand wird opfern wollen.



wo gerade Platz war, dem Laubholzrand vorgesetzt worden, sie stießen schroff und geradlinig in die gelockerten Hudewaldteile vor, ohne Rücksicht auf das Gesamtbild; die harten Ecken mußten so gut als möglich gemildert werden, die unvermittelt in den Wiesen entstandene Saatschule wurde verlegt, die schnurgeraden Reihen jüngerer Obstbäume wurden aufgelockert, die verpflanzbaren Bäume anderweitig verteilt. Im Einvernehmen mit dem Landesbeauftragten für Naturschutz, Professor Dr. Schwenkel, wurden Richtlinien für die künftige Behandlung ausgearbeitet, denen die Forstdirektion ihre Zustimmung gab.

Die für das Wild erwünschten Fichtendickungen sollten möglichst nach außen gelegt werden; solange sie dem Äser nicht entwachsen waren, mußten sie umgattert bleiben. So dienten sie für das Auge, zumal im Winter als Abschluß und ließen den Park größer erscheinen, zugleich verdeckten sie den da und dort allzu sichtbaren Bretterzaun. Wo die alten Eichen zu dicht standen, wurden sie langsam aufgelichtet, da es ja im Park nicht darum geht, durch engen Stand hochwertiges Stammholz zu erziehen, sondern durch weiten Stand vollkommene Kronen auszubilden. Die dicht vor dem Schloß stehenden Lebensbäume, Halbzypressen, auch eine Wellingtonie, wurden beseitigt, weil sie im Höherwachsen den Gesamteindruck allzu stark hätten beeinträchtigen müssen. Auch im vorderen Teil sollte licht stockendes Laubholz das Bild beherrschen. Gegen die Zurückdrängung des Nadelholzes erhoben sich freilich auch Gegenstimmen, man solle doch den Ludwigsburgern „den herrlichen Schwarzwaldduft nicht nehmen“, so hieß es, und das winterliche Grün. Aber solche Stimmen verstummten, als die Dürrejahre nach 1945 alle Zweifel lösten: die alten Fichten starben restlos ab und boten dem Borkenkäfer Brutstätten zur Massenvermehrung, es zeigte sich auch hier, wie an vielen Orten des Unterlands, daß die Fichte im Weinbaugebiet niederschlagsarme Jahre nicht aushält und daß dies der Grund ist, warum sie sich dort nicht von Natur hat festsetzen können.

Die „natürliche Waldgesellschaft“ hier ist zweifellos der Eichen-Hainbuchenwald in verschiedenen Abstufungen je nach dem Untergrund. Zu dessen Bodenpflanzen gehört auch unsere allbekannte Brennessel. Da sie auf Stickstoff stark anspricht, so ist es kein Wunder, daß sie dank der jahrhundertelangen Düngung durch das Wild zur Massenvermehrung gelangt ist. Als die wirtschaftliche Lage sich gebessert hatte und die Damenstrümpfe immer zarter wurden, häuften sich die Klagen der Besucherinnen und die Forderung, die Brennesseln auszurotten. Aber so einfach



Die Eichen ohne Unterwuchs und Strauchwerk geben ein Bild des mittelalterlichen Weidewalds

ist das nicht, chemische Mittel schienen unerwünscht, doch gelang es durch stetig wiederholtes Abmähen, wenigstens in dem den Besuchern freigegebenen Parkteil Besserung zu schaffen. Das Wild nimmt übrigens die Triebspitzen sehr gerne auf, auch im Winter, und es könnte wohl sein, daß diese Äsung ihm zur Gesunderhaltung sehr dienlich ist.

Die natürliche Pflanzengesellschaft kann sich nur in den umgatterten Parkteilen entfalten bzw. wieder einstellen, da in den offenen Teilen das Wild alles abäst, was es erreichen kann und so keinerlei Strauchwuchs hochkommen läßt, und keinerlei natürliche Verjüngung der Bäume. In der umgatterten Jungwuchsfläche stellt sich rasch eine reiche Flora ein, die aber sofort wieder verschwindet, sobald das Gatter gefallen ist. So bietet der Park ein sehr anschauliches Schaubild für die Störung des natürlichen Gleichgewichts in der Lebensgemeinschaft Wald durch einseitige Begünstigung eines Teilglieds, des Wildes. Er



zeigt deutlich, wohin es führen müßte, wenn etwa das, was hier als Ausnahme berechtigt erscheint, zur Regel würde, wenn das Wild höher eingeschätzt würde als der Wald!

Vom Wild sind die aus Indien stammenden Axis-Hirsche eine Besonderheit des Favoriteparks seit über hundertfünfzig Jahren, über sie ist in der „Schwäbischen Heimat“ 1953, Heft 2, berichtet worden; der Bestand hat sich seither gut entwickelt. Stärker ist das Damwild vertreten, und zwar in einer dunkelgefärbten, beinahe schwarzen Rasse, die man rein zu erhalten sucht, dadurch, daß alle helleren Stücke ausgemerzt werden. Nur ein einziges Mal ist ein rein weißes Kalb in den letzten Jahrzehnten geworfen worden. Unter den Hirschen kann der Besucher aber heute auch noch Rehe sehen, richtiges Rehwild, nicht nur die so oft als „Rehe“ angesprochenen weiblichen Hirsche („Tiere“). Im Jahre 1951 kam eine Rehgeiß über den Zaun, wohl von Hunden gehetzt, wer weiß, aus welchem fernen Walde, im Jahre darauf folgte ihr ein Bock und dieses Paar hat sich vermehrt. So ist der Park nicht nur für Menschen, die Ruhe suchen, eine Zuflucht geworden, sondern auch freilebende Tiere haben zu ihm den Weg und in ihm Rettung gefunden!

Der Dachsbau im Park ist ständig bewohnt, Fuchs und Hase sind immer vorhanden, ebenso Marder, Wiesel und Igel. Nicht weniger als 35 Arten Säuger sind in der eingangs genannten Schrift aufgezählt, dazu 107 Vogelarten, hiervon 68 Singvögel, 5 Spechte, 5 Greifvögel, 4 Eulen. Von Kleintieren konnten bisher allein an Gallwespen 64 Arten festgestellt werden, die an Eichen gebunden sind, an deutsche und an die seit alters beigemischte südliche Zerreiche.

So ist der 70 Hektar große Park nun doch ein Schutzgebiet freier Natur und trägt die Bezeichnung „Naturschutzgebiet“ mit Recht, um so mehr als seit 1947 unsere Vogelschutzwarte im Forsthaus und seit 1951 unsere „Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege“ im Favoriteschloß selbst Unterkunft gefunden haben, welch letzteres auch die *Lehrschau* für Naturschutz, Landschaftspflege und Vogelschutz aufgenommen hat. So hat der Naturschutz eine ideale Arbeits- und Lehrstätte gefunden, inmitten eines Erholungsparks für die Städter, die im vorderen Teil sich ungehindert ergehen, lagern und spielen können, und nur im rückwärtigen Teil durch die Rücksicht auf die Tiere an den Hauptweg, die „Allee“ gebunden sind.



Die große Linde beim Favoriteschloß im Herbstnebel



# Ludwigsburger Porzellan - Ludwigsburger Rokoko

Von Hans Andreas Klaiber

*„Es ist, als hätte der Genius des Rokoko selbst ... das Porzellan hervorgezaubert, um ... sich leibhaftig für die Nachwelt zu verkörpern.“*

Dieses Wort Berthold Pfeiffers aus der Frühzeit der Barockforschung vor nahezu 70 Jahren<sup>1</sup>, wird sich den Besuchern der in den Rokokoräumen des Attikageschosses im Neuen Corps de Logis in Ludwigsburg geradezu ideal untergebrachten Ausstellung „Alt-Ludwigsburger Porzellan“ aufs neue bestätigen. Zugleich wird die repräsentative Schau, die in diesen prachtvollen, zur gleichen Zeit und aus derselben Kunstgesinnung heraus entstandenen Räumen zum erstenmal seit 50 Jahren wieder die großen Schätze Ludwigsburger Porzellans vereinigt, den inneren Zusammenhang, die integrale Einheit von Innendekoration und Porzellan im Rokoko augenfällig machen – ein Verhältnis, das heute nur allzu leicht vergessen wird.

Ursprünglich war ja das Porzellan aus dem Fernen Osten seiner exotischen Reize und seiner Rarität wegen gesammelt worden, und im Hohen Barock gelang es, die vielbegehrten und kostbaren Importstücke nachzuahmen, doch erst mit dem Rokoko vermochte es sich von den asiatischen Vorbildern zu lösen und eine eigene Form zu finden. Das Rokoko mußte Gefallen finden an diesem ähnlich wie Stuck leicht formbaren, vielfältige und zugleich exakt profilierte Formen zulassenden Material, das im Brand dann stahlhart (wenn freilich auch sehr spröde) wurde und sich entweder natürlich weiß belassen, mit einer Glasur oder auch mit zarten Emailfarben und leichten Vergoldungen veredeln ließ. Es entsprach seinen innersten Intentionen in idealer Weise, und in der Tat vereinte das Porzellan, sei es als edles Geschirr, besonders aber in Form von Vasen und figürlichen Gruppen, die besonderen Eigenschaften der Innenraumkunst der Zeit in sich. Ihre Ornamentik der Stukkaturen und Wandpanneaux, ihre Farbgebung einschließlich der eingefügten Malereien, selbst der Glanz der Marmorarbeiten und Spiegel konzentrieren sich gewissermaßen im Kleinformat, ja, sie scheinen sich in ihm noch zu potenzieren. Deswegen gehörte dem Porzellan die ganze Liebe der Zeit, und es beschränkte sich nicht mehr wie anfänglich auf die eigens für seine Aufstellung eingerichteten Porzellan- und Spiegelkabinette, es zog in alle Räume ein, in denen es mit Vorliebe zu wirkungs-

vollen Gruppen zusammengestellt, die französischen Kamine und die Konsoltische bevölkerte.

Es ist also keineswegs verwunderlich, wenn auf dem Höhepunkt des Rokoko die Porzellanfabrikation auch rein äußerlich einen neuen Aufschwung nahm. Neben den beiden alten Manufakturen von Meißen und Wien entstanden in Deutschland 1746 Höchst, 1750 Berlin, 1754 Nymphenburg und 1755 Frankenthal. Am 5. April 1758 entschloß sich Herzog Carl Eugen von Württemberg, die wenig zuvor aus unbedeutenden privaten Anfängen entstandene Ludwigsburger Manufaktur in eigene Regie zu übernehmen.

Mit seinem Regierungsantritt 1744 hatten die während seiner Minderjährigkeit stark in den Hintergrund getretenen Hofkünste einen ungeahnten Aufschwung genommen, wozu vor allem der Bau des Stuttgarter Neuen Residenzschlosses einen unmittelbaren Anstoß gab. Ludwigsburg mußte daneben zunächst etwas zurückstehen. Aus der frühen Zeit Carl Eugens hat sich hier nur die Ordenskapelle im Schloß erhalten, die als evangelische Hofkapelle für den Gebrauch seiner jungen Gemahlin Friederike Sophie, der Tochter der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth und Nichte Friedrichs II., diente. Sie war 1746–1748 durch Oberbaudirektor Chr. David von Leger (1701–1791) in den westlichen Zentralbau von 1719/21 eingebaut und mit Stukkierungen von Giovanni Brilli und Fresken von Livio Retti geschmückt worden<sup>2</sup>.

Waren dies an sich qualitätsvolle Arbeiten, so erwies sich doch die mit von Legers Nachfolger Leopoldo Retti (1705–1751) einsetzende Epoche zweifellos als künstlerisch noch fruchtbarer. Retti hatte seit 1746 den Schloßbau geplant, über den er seit 1748 die alleinige Oberleitung innehatte. Als Vertreter eines reizvollen, gemäßigten Rokoko, das vor allem in der Außenarchitektur stark französisch beeinflusst war, zog ihn der „modern“ gesinnte Herzog dem alten B. Neumann vor, dessen barocke Haltung damals schon überlebt war. Retti brachte das Rokoko zur Blüte, das auch weiterlebte, als nach seinem frühen Tod 1752 Philippe de La Guépière an seine Stelle rückte. La Guépière war schon durchaus von der dem Klassizismus vorausgehenden, nach neuer Einfachheit und Klarheit strebenden Richtung des „Goût grec“ erfaßt, wußte aber auch für den Herzog Innendekorationen in einem feinen, zurückhaltenden



Rokoko auszuführen, das oft an die klaren Formen des französischen Régence erinnert.

Ebenso wie La Guépière in den 1750er Jahren noch mit dem Augsburger Kirchenmaler Matthäus Günther zusammenarbeitete, der der Welt des phantasievolleren, in seinem Formenreichtum geradezu überschäumenden bayrisch-oberschwäbischen Rokoko angehörte, konnten wenigstens in der Frühzeit der Ludwigsburger Manufaktur so ausgesprochene Rokokoarbeiten wie der Dianenleuchter und sein Gegenstück mit Apoll entstehen.

Der Dianenleuchter (Abb. 1), ganz im – schon im Klassizismus wieder verpönten – „Augsburger Geschmack“, also in der Art der Augsburger Ornamentstiche eines Bergmüller oder Nilson<sup>3</sup>, baut sich völlig aus Rocailenwerk auf, aus dem sich knorrige Äste winden, die die Leuchtertüllen tragen. In der Mitte sitzt auf einer dieser vegetabilisch sprießenden Rocailen die leicht drapierte Figur der Diana mit zwei edlen Jagdhunden, wie auf einem Bild Bouchers. Doch sind derlei Anregungen mit großem Geschmack zu einem völlig neuen und selbständigen Kunstwerk gestaltet worden. Wer das Modell dazu geschaffen hat, ist nicht gesichert, es soll hier nicht auf die Frage nach den verschiedenen Künstlern eingegangen werden.

Ganz aus dem Geist des Rokoko leben auch die galanten Gruppen von Paaren auf der Jagd, beim Karneval oder Schäferspiel, von denen etwa diejenige herausgestellt werden soll (Abb. 2), in der sich eine Jägerin nach der Jagd unter einen knorrigen Eichbaum niedergelassen hat (an dem sich wiederum eine weiß-goldene Rocailenarchitektur hinaufkrankt) und ihr Kavalier, vom Hunde bellend begrüßt, vor sie tritt, während darüber im Geäst ein kleiner bocksfüßiger Satyr-Putto die Syrinx bläst.

Durch die zunehmenden „Irrungen“ mit der in Stuttgart sich versammelnden Landschaft, gewann Ludwigsburg Ende der 1750er Jahre wieder mehr und mehr das Interesse des Herzogs. Noch vor der Übernahme der Manufaktur ließ Carl Eugen in dem übermäßig großen und inzwischen schon wieder altmodisch gewordenen Ludwigsburger Schloß ein bequemes Appartement für seine Aufenthalte einrichten. Seit Sommer 1757 schuf Oberbaudirektor La Guépière im Obergeschoß des westlichen Pavillons im Neuen Corps de Logis, das 1734 von Frisoni vollendet worden war, das Herzog-Carl-Eugen-Appartement (damals freilich nur die Attikazimmer genannt), eine Folge von herrlichen Rokokoräumen, die bislang fast völlig unbeachtet blieben, weil sie erst jetzt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten.

An den erstklassigen Ausstattungen hatten die besten Kunsthandwerker des Hofes mitgearbeitet, wie die Stukkateure G. Brilli und Ludovico Bossi, die Holzbildhauer Fressencourt, Roger, Binder und Sauer und von den Malern außer A. F. Harper auch Matthäus Günther<sup>4</sup>. Sie haben kunstgeschichtlich besonderes Interesse, weil sie einmal eine Vorstellung von den allerdings noch reicheren und repräsentativeren Ausstattungen La Guépières im Gartenflügel des Neuen Schlosses geben, die 1762 wieder einem Brand zum Opfer gefallen sind, zum andern sind sie, zusammen mit den 10 Jahre jüngeren Dekorationen in der Solitude, das einzige erhaltene Zeugnis der hochkultivierten Innenraumkunst des Württembergischen Hofes in dieser Zeit.

Während gegen Norden auf den Schloßhof die größeren und mehr offiziellen Räume lagen, die zeitgenössisch als Galerie, erstes und zweites Vorzimmer und Assembléezimmer bezeichnet wurden, war gegen den Schloßgarten im Süden noch eine Art Winterwohnung von zwei kleineren Räumen mit zusätzlicher Heizung durch Fayence-Öfen neben den Kaminen und ein Schlafzimmer eingerichtet. In diesem Zusammenhange ist davon vor allem das nach seinen einstigen chinesischen Seidentapeten sogenannte „Pekingzimmer“ von Interesse. Hier zeigt sich, wie damals in Ludwigsburg das Thema Porzellan in den Monaten und Wochen von Carl Eugens endgültiger Entscheidung für die Übernahme der Manufaktur gewissermaßen in der Luft lag.

Abweichend von den übrigen Räumen sind im Pekingzimmer die Surporten von A. F. Harper mit galanten Szenen in der Art Watteaus – La Guépière hatte für die ganzen Malereien die Vorlagen in Form von Kupferstichen ausgesucht – wie Porzellanmalerei auf weißen Grund purpur in purpur (Camaïeu) ausgeführt und in der Stuckkehlung finden sich Andeutungen „chinesischer“ Landschaften, einmal sogar mit einer regelrechten Pagode. Darüber tummeln sich mit Kopfbedeckungen exotisch ausgestaffierte Putten. Zu einem Zeitpunkt, zu dem das Porzellan schon durch und durch vom europäischen Rokoko bestimmt war, selbst wenn „chinesische“ Sujets dargestellt werden sollten, ging also immer noch die Assoziation von „China“ und Porzellan, oder in diesem Fall von Porzellanhaftem, Hand in Hand.

Neben der spätbarocken Strömung eines stets gemäßigten Rokoko lief in der altwürttembergischen Hofkunst in einem eigentümlichen Parallelismus schon frühzeitig eine mehr zum Klassischen neigende Richtung einher, die vom Herzog, der einen entscheidenden persönlichen Einfluß auf die Künste





1. Dianenleuchter

Aufnahme Holtmann



hatte, selbst mitverursacht wurde. Er folgte nicht nur seinen mehr gefühlsmäßig bedingten „barocken“ Regungen, sondern war auch aufgeschlossen für die nun sehr stark vom Gedanklichen ausgehenden neuen Richtungen in den Künsten. So wie er mit Jommelli einen Reformator der italienischen Oper, mit Noverre den Erneuerer des Balletts an sein Theater zog, hatte er mit der Berufung La Guêpières und des gelehrten und theoretisierenden Malers Guibal, der ebenso wie der Hofbildhauer Wilhelm Beyer in Rom dem Kreis Raphael Mengs und Winckelmanns angehört hatte, einen Stab führender Künstler um sich geschart, deren Anschauungen seit etwa 1760 mehr und mehr wirksam wurden.

Solche Regungen fanden auch im Ludwigsburger Porzellan ihren Niederschlag, um so mehr als die Hofbildhauer für den Entwurf der Modelle herangezogen wurden. Dafür soll wenigstens eines der für Beyer gesicherten Modelle angeführt werden (Abb. 4). Seine Bacchantengruppen etwa fielen schon in der Wahl des Vorwurfs aus dem engeren Bereich des Rokoko heraus, das an ihrer Stelle eben weiterhin galante Schäferszenen gebildet hätte. Die Bacchanten geben sich in antiker Nacktheit und Aufmachung. Sie zeigen, daß man Vergil, Ovid oder auch „Daphnis und Chloe“ nun mit anderen Augen las, wenn auch in den Bewegungen, den gelängten Proportionen, den zierlichen Händen und Füßen noch deutlich die Nähe des Rokokos zu spüren ist.

Auf allerdings immer ruhiger werdenden Bahnen lief auch die spätbarocke Strömung weiter. 1764 begann Carl Eugen die Anlage der Solitude, die mit Ludwigsburg durch die großartige Straßenachse verbunden wurde, über der das Lustschloß in wirkungsvoller Pose weiß glänzend und einst mit golden funkelnden Dächern majestätisch über dem Land zu thronen kam; auch im einzelnen, etwa in ihrem allegorischen Bildprogramm, war die Solitude eine imposante, ausgesprochen spätbarocke Schöpfung des Herzogs<sup>5</sup>.

Auch die Chinamode war noch am Leben. Im Garten bei den Fünf Eichen ließ Carl Eugen 1767–69 durch R. F. H. Fischer (1746–1813) das Chinesische Haus errichten, das ein architektonisches Juwel gewesen sein muß, sich aber nicht erhalten hat. Es handelte sich dabei um ein nicht ganz kleines Lusthaus, das äußerlich stark an das Japanische Haus im Sanssouci-park erinnerte, mit exotischen Zieraten und goldenen Chinesenfiguren auf dem Dach, einem Oberlichtsaal und verschiedenen kostbar eingerichteten Zimmern im Innern, darunter noch ein Spiegelkabinett. Natürlich war auch in den Ausstattungen

alles auf das Thema „China“ abgestimmt und aus den alten Inventaren geht hervor, was sich hier an Ludwigsburger Porzellan befunden hatte. Es waren die bekannten Chinesenfiguren, darunter diejenigen, die „Chinesische Musicos“ vorstellten, sehr reizvolle Figuren wie der Holzbläser (Abb. 3), der so still in sich versunken für sich musiziert. Auch die „Papagey“ und „Cacadou“ fanden hier Aufstellung. Diese Modelle wurden allem Anschein nach eigens für das Chinesische Haus angefertigt, sie befanden sich bis 1890 noch auf der Solitude und sind das einzige, was sich von den vielfältigen und reichen Ausstattungen der Gartenbauten erhalten hat.

Auch sonst war der Herzog mit Sonderanfertigungen großzügig, die immer wieder in den Festbeschreibungen erwähnt werden. Bei den Geburtstagsfeierlichkeiten im Februar 1763 entpuppte sich ein großer Tafelaufsatz zum allgemeinen Erstaunen als einheitliches Produkt<sup>6</sup>. Nach knapp 5 Jahren Anlaufzeit hatte also damals die Manufaktur ihre volle Leistungsfähigkeit erreicht. Für sie sprechen auch die täuschend echt nachgeahmten Blumenbuketts, die den Damen von kleinen Liebesgöttern überreicht wurden, eine der Überraschungen wie sie der Herzog zu bereiten liebte.

Anläßlich des großen Ludwigsburger Festes 1764, bei dem der ganze innere Schloßhof in ein blühendes, helleuchtendes Zauberreich verwandelt wurde, wird ein großer Tafelaufsatz im „Palais enchanté“ näher geschildert. In dem Zauberschloß, das sich als großer Pavillon über einem künstlichen „Meer“ erhob, war dieses „Dessert“ in einem 11 mal 17 Fuß großen Bassin aufgebaut. Es zeigte in der Mitte den Wagen des Neptun begleitet von Delphinen, darunter waren zwischen kleinen Wasserfällen Tritonen, Najaden und die Höhlen der vier Winde zu sehen. Darum herum lagen auf vier kleineren Felsen die vier Weltströme mit ihren Wasserurnen. Die Ufer waren von kleineren Gruppen besetzt mit Delphinen, Tritonen, Putten und Fischern, von denen sich möglicherweise die eine oder andere in den uns heute bekannten Ausformungen erhalten hat.

Dieser kunstvolle Aufsatz wiederholte noch einmal im kleinen, was die Festgesellschaft am großen „Meer“ unter dem „Palais enchanté“ „wirklich“ erlebt hatte: den Aufzug Neptuns in seinem Muschelwagen, der seine Gäste mit Gesang begrüßte, in den die Tritonen und Najaden mit einem Muschelchor einstimmten; nur wurde diese Szene durch Mitglieder des Theaters figurirt.

Auch die sogenannten „Venetianischen Messen“, die der Herzog nach seinem Aufenthalt 1767 in Venedig





2. Nach der Jagd

Aufnahme Holtmann





3. Holzbläser

Aufnahme Holtmann





4. Bacchantinnen

Aufnahme Holtmann





5. Das Küchenmädchen und der Kammermohr

Aufnahme Holtmann





6. Tanzszene „Pas de trois“

jeweils während des Karnevals auf dem Ludwigsburger Marktplatz zur Belustigung des Hofes und der ganzen Stadt abhalten ließ, wurden in zahlreichen Gruppen und Einzelfiguren in Porzellan nachgebildet; selbst die Verkaufsbuden und -stände wurden mit ihrem ganzen Inventar auf diese Weise dargestellt. Sehr anschaulich schilderte Justinus Kerner dieses Treiben: „Der große Marktplatz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskiert. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollsten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das stärkste ein riesenhafter Heiducke des Herzogs war, der, in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und mit Brei von einer Amme, die ein Zwerg war, gespeist wurde. Von den Fenstern des Oberamteigebäudes konnte man den Marktplatz am besten überschauen, daher nahm der Herzog in solcher Zeit mit seiner Franziska den Aufenthalt daselbst<sup>7</sup>.“

Eine dieser burlesken Szenen mag festgehalten worden sein in der Gruppe eines vom Markt mit ihrem Korb zurückkehrenden hübschen Küchenmädchens,

an das sich ein Kammermohr heranmacht (Abb. 5). Sie ist eine der Kostbarkeiten Ludwigsburger Porzellans aus der mittleren Epoche, die wohl in der Form fester und bestimmter geworden ist, aber noch durchaus den Charme und die künstlerische Kultur des Rokoko besitzt.

Endlich beschäftigte auch die Welt des Theaters in reichem Maß die Porzellanmodelleure. La Guèpière hatte 1758, im selben Jahr, in dem auch seine berühmte Oper im Stuttgarter Lusthaus entstand, im Ludwigsburger Schloß ein neues Komödientheater eingerichtet, das 1810 einem neuen Einbau Thourêts weichen mußte, während sich die Bühnenmaschinerie erhalten hat. Das große Ludwigsburger Opernhaus im Park östlich des Schlosses beim heutigen Spielplatz, wurde im Herbst 1764 in aller Eile begonnen und mußte bis Anfang Februar zu den Festen fix und fertig sein. La Guèpière war gerade beurlaubt und außer Landes, so hielten sich die beiden mit dem Bau beauftragten „Theatralmaschinisten“ Keim und Spindler in ihrer Not eng an das Stuttgarter Vorbild. Der in leichtem Material ausgeführte Bau war außer-



lich ganz einfach gehalten, in seinem Innern aber ungemein kostbar und phantastisch ausgestattet. In dieser Zeit konnte man sich ja nicht genug tun im Aufwand für Theatersäle, die oft genug bald wieder ein Raub der Flammen wurden. Das Besondere an der Ludwigsburger Oper war ihre reiche Ausstattung mit Spiegelgläsern aus der einheimischen Manufaktur Spiegelberg; dabei war nicht nur die Herzogliche Loge mit Spiegeln ausgelegt, selbst die korinthischen Säulen des weiß-gold gefaßten Zuschauerhauses mit vier Rängen waren kannelurenartig mit Spiegelstreifen belegt. Im lebendigen warmen Licht der „etlichen Tausend Wachskerzen“ muß ein feenhafter Eindruck entstanden sein, der vollends durch die glanzvollen Darbietungen ins Märchenhafte gesteigert wurde.

Außer den Ludwigsburger Figuren aus der Italienischen Komödie dürften auch manche der antikisierenden und mythologischen Darstellungen auf Vorbilder des Theaters und der Oper zurückgehen. Besonders beliebt waren naturgemäß Wiedergaben von Figurinen und Gruppen aus dem Ballett. Eine sehr bezeichnende, für die alte Regie wie das Kostüm gleichermaßen interessante Gruppe ist der „Pas de trois“ (Abb. 6) mit einer Szene, in der zwei Tänzer ihre Partnerin flankieren und sie mit einem Kranzgewinde krönen.

In solch einem köstlichen Meisterwerk der Kleinplastik ist, ähnlich wie beim Jägerpaar oder der Marktszene, ein Stück unmittelbaren Lebens vor nunmehr bald 200 Jahren eingefangen. Dank der Unveränderlichkeit des keramischen Materials haben diese Zeugnisse ihren ursprünglichen Glanz und ihre Frische bewahrt. Allein darin liegt schon ein großer Reiz für den dafür Empfänglichen; als Kunstwerk aber spiegelt das Porzellan seine ganze Epoche wider, mit ihren intimsten Regungen, ihren Idealen und Möglichkeiten. Während der Klassizismus das Rokokoporzellan als Nippes verachtete und es zugleich mit seinen überdimensionalen Vasen, seinem lauten Goldgeschirr und seinem ganz von der Großplastik her gesehenen Figurenporzellan ad absurdum führte, hat doch der größere zeitliche Abstand uns heute wieder eher die Möglichkeit gegeben, sich um das Verständnis dieser Schöpfungen bemühen zu können und sich ihrer erfreuen zu dürfen.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> B. Pfeiffer: Die Ludwigsburger Porzellanfabrik, Württ. Vierteljahresshefte für Landesgeschichte NF. 1892, 241 u. ff. – <sup>2</sup> W. Fleischhauer Amtl. Führer Schloßmuseum Ludwigsburg, 1958<sup>2</sup>, 37 f. – <sup>3</sup> Vgl. dazu Pfeiffer 259. – <sup>4</sup> H. A. Klaiber: Philippe de La Guèpière, im Ersch. – <sup>5</sup> J. Uriot: Description des Fêtes . . . ., Stuttgart 1763, 30 f.; 1674, 143 ff. – <sup>6</sup> J. Kerner: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Stuttgart 1957, 12.

## Neckarwasserstraße und Landschaft

Von Walther Schnapper

Als am 31. März 1958 Bundespräsident Professor Dr. Heuss das letzte Teilstück der Neckarwasserstraße unterhalb des Stuttgarter Hafens zusammen mit diesem Hafen dem Verkehr übergab, wurde nach einer Bauzeit von 37 Jahren der Anschluß Stuttgarts und seines Einzugsgebietes über den Neckar an das westeuropäische Wasserstraßennetz vollzogen. Die neue Wasserstraße ist für Schiffe bis zur Größe der Rhein-Herne-Kanal-Kähne bestimmt, welche 80 m lang sind und eine Tragfähigkeit von 1350 t haben. Nach der von der Europäischen Verkehrsministerkonferenz beschlossenen Klasseneinteilung zählt der schiffbar gemachte Neckar zu den „Wasserstraßen

von internationalem Interesse“ der Klasse IV wie der Rhein-Herne-Kanal und der kanalisierte Main. Zum Vergleich sei bemerkt, daß der Mittellandkanal nur für das 1000-t-Schiff (Klasse III) ausgebaut ist.

In trockenen Sommern geht die Wasserführung des Neckars bei Stuttgart auf 10 cbm/sec zurück, in Jahren außergewöhnlicher Trockenheit an einigen Tagen sogar bis auf 4 cbm/sec. Dies hatte vor dem Ausbau des Neckars zur Großschifffahrtsstraße zur Folge, daß die damals zwischen Heilbronn und Mannheim verkehrenden kleinen Neckarkähne mit einer Tragfähigkeit von nur 250 bis 300 t wegen Niedrigwassers oft monatelang stillliegen mußten. Wenn heute große



Rheinschiffe auf dem Neckar bis Stuttgart fahren können, so wurde dies nur dadurch möglich, daß man das Wasser in sogenannten „Staustufen“ aufgestaut und dadurch den Fluß in eine Kette langsam durchströmter Stauseen verwandelt hat. Zwischen Mannheim und dem Hafen Stuttgart befinden sich 23 solcher Staustufen, die in der Regel aus einem Wehr, einer Schleuse und einem Wasserkraftwerk bestehen. Durch den Stau des Wehres wird die Fahrwassertiefe von mindestens 2,50 m gewährleistet, in den Schleusen überwinden die Schiffe den Höhenunterschied zwischen dem „Unterwasser“ und dem „Oberwasser“ der Staustufe, in den Wasserkraftwerken erzeugt das nicht zum Schleusen benötigte Neckarwasser elektrischen Strom. Die mittlere Jahresarbeit in den von der Neckar-Aktiengesellschaft zwischen Mannheim und Plochingen errichteten Kraftwerken beläuft sich auf 405,5 Millionen Kilowattstunden.

Mit dem Ausbau des Neckars werden vor allem drei Zwecke verfolgt, nämlich die Einführung der Großschifffahrt, die Gewinnung elektrischer Energie und der Schutz des Neckartals vor Hochwasser. Der Ausbau des Neckars wurde der im Jahre 1921 gegründeten Neckar-Aktiengesellschaft in Stuttgart übertragen, an deren Aktienkapital zu 63,5 v. H. der Bund und zu 34,9 v. H. das Land Baden-Württemberg beteiligt sind. Mit der Entwurfsbearbeitung und der Ausführung der Schifffahrtsstraße hat die Neckar-Aktiengesellschaft die Wasser- und Schifffahrtsdirektion Stuttgart betraut.

Bei der Planung und dem Ausbau der Neckarwasserstraße waren alle beteiligten Stellen bestrebt, auf das Landschaftsbild des Neckartals möglichst große Rücksicht zu nehmen. Lebhaftes Auseinandersetzen über die zweckmäßigste Lösung gab es nur im Jahr 1926 um den Bau der Staustufe Heidelberg. In seinem Buch „Leben und Bauen“<sup>1</sup> schildert Paul Bonatz anschaulich, wie er von dem damaligen Strombaudirektor Otto Konz zur Mitarbeit aufgefordert wurde und ihn für die hohen schlanken Wehrpfeiler gewann, welche nunmehr den Staustufen von Heidelberg bis Gundelsheim ihr Gepräge geben (vgl. Abb. 1, Staustufe Guttenbach). Auch die Farbe der Staustufen wurde der Umgebung angepaßt. Bonatz schreibt darüber: „Wo wir im roten Sandsteingebiet lagen, bekam der monolithische Beton Juramentzusatz, der ihm einen grauroten Schimmer gab. Wo wir im Flachland arbeiteten, wie bei Ladenburg, arbeiteten wir unbekümmert in Beton. Aber wo wir bei Hornberg in den Muschelkalk trafen, verwendeten wir statt des Ziegelmauerwerks sichtbares Muschelkalksteingemäuer.“ Auf einen Beitrag von Alfons Paquet

„Der Neckarkrieg“ erwiderte der damalige Reichstagsabgeordnete Dr. Theodor Heuss in einem Aufsatz „Der Neckarfrieden“, in welchem der durch das Wieblinger Wehr bei Heidelberg gestaute Neckar wie folgt gewürdigt wird: „Der Blick flußabwärts mit der weiten Fläche, der vorher ein Nichts war, hat nun in den Abendstunden ein neues, großes und ganz ihm eigentümliches Pathos gewonnen“<sup>2</sup>. Es dürfte heute in Heidelberg niemanden mehr geben, der das in vielen Sommern einst wasserarme Rinnsal zurückwünscht und dafür auf die breite Wasserfläche, welche von Güter- und Personenschiffen sowie durch Nachen oder Ruderboote belebt ist, verzichten möchte.

Bei der Planung und beim Bau der Neckarstrecke oberhalb von Heilbronn war die Zusammenarbeit mit den Dienststellen für Naturschutz und Landschaftspflege, insbesondere mit den Herren Professor Dr. Schwenkel und Hauptkonservator Dr. Buchwald sehr erfreulich. An beratenden Architekten wurden die Herren Professor Lempp (Staustufen Heilbronn und Hesseggheim sowie Wehr und Kraftwerk Besigheim) und Dipl.-Ing. Koppenhöfer (Staustufe Poppenweiler sowie Schleusen Besigheim, Pleidelsheim, Marbach, Hofen, Cannstatt und Untertürkheim) gewonnen. Die Wasser- und Schifffahrtsdirektion Stuttgart entwickelte für die Schleusen gemeinsam mit verschiedenen Firmen des Stahlwasserbaues umlegbare Hubtore als Untertore und versenkbare Hubtore als Obertore, durch die es möglich wurde, die Schleusentürme niedrig zu halten.

Mit einer befriedigenden Gestaltung der Bauwerke an den Staustufen ist die Aufgabe, eine Wasserstraße gut in die Landschaft einzufügen, aber noch nicht gelöst. Wer in neuerer Zeit von den Höhen des südlichen Schwarzwaldes in die Rheinebene geblickt hat, wird betrübt feststellen, wie dort der Elsässische Rhein-Seitenkanal mit zwei schnurgeraden grellweißen Betonufern das Land durchschneidet. Von besonderer Bedeutung ist daher für jeden Wasserlauf die Ausbildung der Ufer. Sehr bewährt haben sich die am Neckar vor etwa 20 Jahren eingeführten Steinmatten, bei denen die zur Uferbefestigung verwendeten Steine durch ein Geflecht von verzinktem Maschendraht festgehalten werden. Schon nach 2 bis 3 Jahren sind die Steinmatten grün bewachsen; in der Uferzone siedeln sich Wasserpflanzen an wie Schilf, Binsen und Rohrglanzgras. Diese Wasserpflanzen geben nicht nur dem künstlich befestigten Ufer ein natürliches Aussehen, sondern sie bilden einen Lebensraum für all die kleinen Organismen, welche den Schmutz im Wasser durch ihren Stoffwechsel abbauen. Außerdem fangen die Wasserpflanzen die





1. Staustufe Guttenbach

Aufnahme Weishaupt

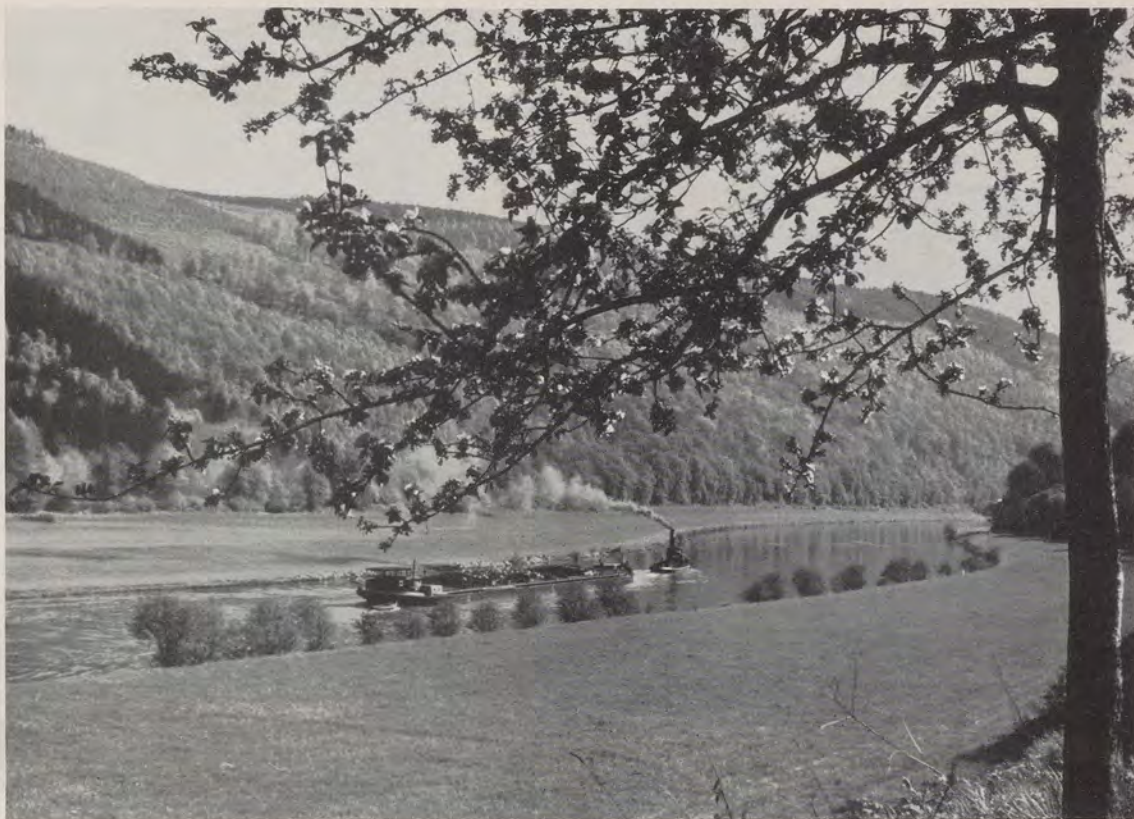
Schiffahrtswellen elastisch auf und vermindern so deren Angriff auf die befestigten Ufer. Oberhalb der Wasserpflanzenzone wird Gehölz und Strauchwerk angepflanzt, wobei sich als besonders widerstandsfähig die Weiden erwiesen haben, die jährlich geschnitten werden. Wie umfangreich derartige Pflanzungen sind, ist daraus zu ersehen, daß zum Beispiel allein im Oberwasser der Staustufe Besigheim über 9700 Bäume und Sträucher gepflanzt wurden. Bei einer solchen „Lebendverbauung“ ist schon nach kurzer Zeit nicht mehr zu erkennen, daß man ein künstlich befestigtes Ufer vor sich hat (vgl. Abb. 2, Neckarwasserstraße bei Hirschhorn). Soweit vor mehr als 20 Jahren auch am Neckar in geringem Umfang die Ufer mit Betonplatten befestigt worden waren, wie zum Beispiel im Bereich der Staustufe Hofen, ist der obere Teil der Böschung mit Sträuchern bepflanzt worden.

Das im allgemeinen recht ansprechende Bild der Neckarufer wird leider beeinträchtigt durch die immer stärkere Verschmutzung des Neckarwassers, welche durch die erst in den letzten Jahren aufgetre-

tene Schaumbildung stark ins Licht der Öffentlichkeit gerückt worden ist. Der Schaum entsteht durch die neuen Spül- und Waschmittel, die in Haushalt und Gewerbe zunehmend verwendet werden und die mit dem Abwasser in die Bäche und Flüsse gelangen. Die Schaumbildung ist demnach nicht durch den Ausbau des Neckars verursacht worden; sie zeigt sich in beunruhigender Weise auch in frei fließenden Flüssen und Bächen<sup>3</sup> und macht immer dringlicher, daß die Allgemeinheit die großen Gefahren erkennt, welche durch die Verschmutzung der Gewässer entstanden sind. Wenn auch sehr zu bedauern ist, daß der Neckar zu den durch Abwasser besonders stark verunreinigten Flüssen zählt, so ist doch zu betonen, daß die Beschaffenheit des Neckarwassers durch die Kanalisierung nicht beeinträchtigt worden ist<sup>4</sup>. Es wurde vielmehr zum ersten Mal in Deutschland am Neckar, und zwar im Kraftwerk Poppenweiler, ein Verfahren verwirklicht, die Wassergüte dadurch zu verbessern, daß vermittels einer Turbine dem Wasserlauf Luft-sauerstoff beigemischt wird<sup>5</sup>.

Da der Neckar von Stuttgart bis Besigheim abseits





2. Staustufe Hirschhorn, Talschleppzug

Aufnahme Weishaupt

von Bahn und Bundesstraße verläuft, waren die in der Nähe von Stuttgart gelegenen Bauwerke der Neckarkanalisation nur wenigen bekannt. Dies hat sich geändert, seit im Frühjahr 1957 mit der Fertigstellung der Schleusen unterhalb von Cannstatt die Voraussetzungen für die Aufnahme der Personenschifffahrt geschaffen waren. Die Schiffsreise von Stuttgart bis Besigheim oder Lauffen führt nicht nur durch ein fast unberührtes Gebiet, sondern gibt nun auch die Möglichkeit, die Staustufen mit ihren Schleusen, Wehren und Kraftwerken kennen zu lernen. Wir begegnen Schleppzügen, Gütermotorschiffen und Tankern unter den bunten Wimpeln der Schifffahrtsfirmen und unter der Flagge aller fünf Rheinuferstaaten. Völlig neuartige Reize bieten die Städte und Dörfer des mittleren Neckartals, voran Marbach, Besigheim und Lauffen, vom Wasser aus. Landschaftliche Glanzpunkte sind vor allem die Muschelkalkfelsen bei Poppenweiler sowie die große Neckarschleife unterhalb von Mundelsheim mit den Weinbergen zur Rechten und den steilen Waldhängen der

Hessigheimer Reiherhalde zur Linken. Die ersten, welche die neuen Eindrücke einer Wasserreise auf sich wirken ließen, waren die Teilnehmer an der Fahrt des Schwäbischen Heimatbundes am 30. Juni 1957 von Heilbronn „Zu Schiff nach Stuttgart“. Seitdem konnten sich Tausende davon überzeugen, daß der Neckar auch als Wasserstraße ein Stück unserer schönen schwäbischen Heimat geblieben ist.

<sup>1</sup> Paul Bonatz, *Leben und Bauen*, S. 126 ff., Engelhornverlag Adolf Spemann 1950. – <sup>2</sup> Die Aufsätze von Alfons Paquet und Theodor Heuß sind nachgedruckt in Heft 3 der Monatszeitschrift *Baden-Württemberg*, Jahrgang 1958, S. 52 ff. – <sup>3</sup> Vgl. Regierungsbaudirektor Dipl.-Ing. Kurt Richter, „Die Bedeutung des Zustandes der Flüsse einer Landschaft für Wirtschaft und Leben“, *Nachrichten der Industrie- und Handelskammer Stuttgart*, Heft 4 vom 15. Februar 1959. – <sup>4</sup> Vgl. Regierungsbaurat Dr.-Ing. Martin Eckoldt, „Über den Einfluß der Kanalisierung eines Flusses auf die Wassergüte“, *Zeitschrift „Die Wasserwirtschaft“*, Nr. 3 vom März 1959. – <sup>5</sup> Vgl. Regierungsbaurat Dr.-Ing. Hubert Wagner, „Versuche mit der künstlichen Flußwasserbelüftung“, *Deutsche Gewässerkundliche Mitteilungen*, Heft 4 vom August 1958.



# Häßlichkeiten im Ortsbild

Ein Beitrag zur Frage der Dorfverschönerung

Von Adolf Schabl

Mit Aufnahmen des Verfassers

Schönheit in der Architektur ist sichtbar gewordene räumliche und menschliche Ordnung, Häßlichkeit aber Ausdruck der Störung eines räumlichen und menschlichen Ordnungsgefüges. Dies gilt auch für unser Dorf, hinter dessen Schönheit sehr bestimmte große Ordnungsmächte natürlicher und geschichtlicher Art standen, die sich in ihren wirtschaftlichen, sozialen, politischen und religiösen Auswirkungen gerade in der räumlichen Ordnung des Dorfes – dem Ortsbild – bemerkbar machten. Das Gesicht des Dorfes ist in diesem Sinne ein Spiegel seiner „Persönlichkeit“.

Schon der Ortsgrundriß war kein willkürlich zufälliges Gebilde, sondern besaß hohen Ordnungscharakter. Er bestimmte das Verhältnis der einzelnen Züge im Gesicht des Dorfes zueinander, machte den eigentlich tragenden Grund des Ortsbildes aus. Jene Züge aber und die Linien dieses Bildes bestanden im wesentlichen – entsprechend den oben genannten Grundkräften – aus Bauernhaus, Haus des ursprünglich landlosen, im Taglohn arbeitenden oder ein Hausgewerbe treibenden Seldners, ferner Herrenhof oder Burg des Ortsadels, und Kirche. Beim Bauernhaus etwa ergaben sich aus jeweils anderen natürlichen und geschichtlichen Bedingungen verschiedene bindende Formen. Man denke beispielsweise nur an die geschlossenen Vierseitgehöfte der Ackerbauern in den stark verdichteten Haufendörfern der reichen Gäulandschaften mit der über den Stall gestelzten Wohnung oder an die offeneren, diese Stelzung vermeidenden Gehöfte der Alb und württembergisch Frankens, denke auch an die Einhäuser in den Weilern der jüngeren, Feldgrasbau oder Weidewirtschaft treibenden Rodungsgebiete oder an das Kellerhaus der Weingärtner, schließlich an das Bauernhaus überhaupt im Unterschied zu den Häusern der nichtbäuerlichen Dorfbewohner, der Weber, Töpfer, Sandbauern – immer schufen gemeinsame Tätigkeiten verbindliche Formen, welche dem Dorf oder einem Dorfteil sein Gepräge geben.

Zum Ausdruck eines Gemeinwesens, also eines ortsbaulichen Ganzen, das mehr ist als eine Summe von Vielem, wurde das Gesicht des Dorfes erst durch

Bauten, die mit den gemeinsamen, überpersönlichen Bindungen, in denen der Dorfbewohner stand, zusammenhingen: Herrenhof oder Burg und Kirche, auch Wehrkirche. Dies wird deutlich, wenn man dem Dorf den in späterer Zeit aus einer Gehöftgruppe gewachsenen Weiler gegenüberstellt, der vielleicht nur eine kleine Turnburg oder eine Kapelle, meist aber keines von beiden, besaß. Der Herrenhof freilich oder die Burg gingen früh ab, nicht zuletzt durch den Übergang der Dörfer an größere überörtliche Herrschaften, von denen indessen Pflöghöfe, Kornkästen, Zehntscheuern, Amtshäuser künden können; auch die Bannmühlen gehören hierher.

Das Rathaus wiederum ist überwiegend als Ausdruck der Dorfgemeinde zu verstehen und entstand wohl aus einem überdachten Platz für das Dorfgericht. Die Kirche als Bauwerk war nicht nur formal eine „Dominante“, sondern als solche zugleich Bedeutungsträger von Rang, der dem gesamten Ortsbild seinen tieferen Ausdruck verlieh: im großen zusammenfassenden Zug von Schiff und Chor und dem Mal des Turmes bekundete sich eine vom innenräumlichen, kultisch liturgischen Gesetz her bestimmte Gemeindeauffassung, welche das Dorf heraus hob aus der Ebene einer nur wirtschaftlich, sozial und politisch in Erscheinung tretenden „Körperschaft“.

Hier einen ersten Seitenblick: wie bezeichnend ist es doch, daß man von den neueren Wachstumsspitzen der Dörfer aus die Kirche kaum mehr erblicken kann, während sie in einer Neusiedlung bewußt an entscheidender Stelle herein „geplant“ zu werden vermag. Ein weiterer bezeichnender Zug im Gesicht des Dorfes war der Pfarrhof: meist führte er die Schar der Bauernhöfe und -häuser erst eigentlich zur Kirche heran, stand als Mittler und Bindeglied in der baulichen Gruppe, der eine jeweils besonders beschaffene menschliche Gruppe entsprach. Auch dies ist ein Zug, der später verloren ging.

So war das alte Dorf „schön“. Die Wohlgefügtheit der gesellschaftlichen Ordnung trat in der baulichen Außengestalt und Binnengliederung des Dorfes sichtbar als Schönheit zutage.

Es bedarf keines Wortes, daß dieses Dorf und seine





1. Steinach in den Berglen, Ortsmitte mit Fabrik



2. Beutelsbach, Ortsrand mit Fabrik



3. Großheppach, Ortsrand mit Fabrik

Schönheit nicht mehr sind. Die Gründe hierfür sind bekannt; Theodor Hornberger hat darüber in Heft 5/1954 der „Schwäbischen Heimat“ („Das Dorf in der Umbildung“) gehandelt. Wir wollen uns nur damit befassen, inwiefern die Störung der alten Ordnung sich im Ortsbild als Häßlichkeit bemerkbar macht und umgekehrt die neue Ordnung auch im Dorfe eine neue Schönheit zur Folge haben kann.

Gerade an dieser Stelle muß unmißverständlich gesagt werden, daß hinsichtlich der Schönheit des Dorfes keiner romantischen Restaurationspolitik gehuldigt werden soll; das Ergebnis wäre ein falsch verstandener Heimatschutz, wie er beispielsweise bei dem Gasthaus eines Remstalortes vorliegt, dessen Fachwerk unter Anwendung von Wissen und Kunst – aufgemalt wurde. Wohl aber sollten wir harte Bruchstellen zwischen formgerecht Altem und formgerecht Neuem – erst recht natürlich formlos Neuem – vermeiden. Wo das gute Alte und das gute Neue ungestört, womöglich räumlich abgesetzt voneinander, ihre eigenen Formen bewahren und erhalten können, tritt uns die „Schönheit“ faßbar entgegen; nur im Zwischenreich liegt das Elend der in die alten Formen gepreßten neuen Zwecke. Denn wo neue Flicker auf ein altes Gewand gesetzt werden, kommt es zu augenscheinlichen Widersprüchen, hinter denen

man innere Unvereinbarkeiten, eine Persönlichkeitspaltung – also „Schizophrenie“ – des Dorfes selbst argwöhnen könnte. Dies muß vermieden werden, Zukunft und Vergangenheit des Dorfes gehören zusammen, auch in ihren Ausprägungen im Gesicht des Dorfes, und sie sollen sich in ihren baulichen Auswirkungen ungestört nebeneinander sehen lassen.

Und noch eines soll hier gesagt werden: Hüten wir uns, gerade dem Dorf und dem Dorfbild gegenüber, vor jeder Gleichmacherei. Nirgendwo gilt der Satz „Eines ziemt sich nicht für Alle“ mit mehr Recht als vom Dorf und dem Dorfbild. Anders gesagt: Jedes Dorf ist eine lebendige, charakteristische Persönlichkeit, ein jeweils besonders beschaffenes gesellschaftliches Ordnungsgebilde, dessen immer irgendwie verschieden geartete menschliche Beziehungen sich auch in den räumlichen Bezügen ausdrücken sollen. Was also für ein bäuerliches – auch für ein im neuzeitlichen Sinne bäuerliches – Alldorf, sagen wir Gussenstadt, gilt, darf nicht auf eine der hoch industrialisierten Filstalgemeinden angewendet werden, und umgekehrt. Was hier am Platze sein kann, wirkt dort vielleicht völlig unangebracht. Jedes Dorf hat sein eigenes Bildungsgesetz, und einzig darauf kommt es an, daß dieses in der baulichen Form in Erscheinung tritt und sich erfüllt.





4. Kuchen, Tankstelle in der Ortsmitte



5. Grunbach, Tankstelle

Das Gesagte soll an Hand von ein paar Themen weiter ausgeführt und mittels Bildern – mit Ausnahme der beiden ersten Themen – veranschaulicht werden.

#### *Gute und schlechte Nachbarschaft im Straßenbild*

Stellt man sich auf den Turm der Schwieberdinger Kirche, so ist es eine wahre Pein, hinunterzusehen in ein fast unentwirrbares Häuserchaos, das aus den in Stücke gegangenen alten Höfen mit den oft formlosen Aufstockungen oder Quergiebelbildungen der Wohnstallgebäude besteht. Gewiß, wir sind im Realteilungsgebiet. Aber nicht dies ist es: wir gewahren deutlich, daß hier in bäuerliche Bildungen nichtbäuerliche Kräfte eingebrochen sind: das Arbeiterbauern-tum, das Arbeitertum, die Pendlerbewegung. Fast möchte man von krebsartigen Erscheinungen am Leibe des Dorfes sprechen; wild entwickelten sich einzelne Zellen dieses Leibes nach anderen als bäuerlichen Wachstumsgesetzen. Bezeichnenderweise haben sich die Häuser der ehemaligen Seldner am alten Ortsrand verhältnismäßig gut erhalten; hier liegt eine nicht nur äußere Verwandtschaft zum Arbeiterhaus von heute vor.

Wie aber sehen diese Ortsränder im allgemeinen aus! Die bauliche Geschlossenheit der alten Ortskörperschaft ist dahin. Sichtbar zeichnet sich ab, daß das Dorf im Spannungsfeld des wirtschaftlichen Großraumgebietes des Kreises, des Landes und eines hochentwickelten Industriestaates liegt. Nach allen Seiten schieben sich die Wachstumsspitzen vor, am aller-

meisten an den Verkehrslinien der Bahnhofstraße und der Landstraßen. Im einzelnen viel regellos Willkürliches, Zufälliges. Nur in der Ortsmitte erheben sich noch in schöner Gemeinschaft die gleichartigen und gleichgerichteten Giebelwände etlicher ehemaliger Höfe als Zeichen einstiger gemeinsamer Arbeits- und Lebenskreise. Und dann ist, fast ist man verführt zu sagen in ebenbürtiger Schönheit, das Neue da: abseits eine Siedlung, den Formen des Bodens angepaßt, an den Hang geschmiegt, jedes Haus als eigenes Wesen vom anderen gesondert und doch nachbarschaftlich durch gleiche Form und Richtung verbunden. Diese Gestalt fand man natürlich nicht von heute auf morgen. Anfangs fiel man von der Regellosigkeit ins Gegenteil: in Zwang und Gewalt einer mit dem Lineal am Reißbrett geschaffenen togeborenen Form. Die Siedlung von Schwieberdingen hingegen bietet das Bild menschlicher Gemeinschaft, die sich auf Grund natürlichen Zusammenlebens mit der Landschaft nach Familien gesondert, in der Arbeitsweise verwandt und darüber hinaus zu einer Gemeinschaft verbunden, entfaltet. Hier haben die neuen Zwecke neue Formen gefunden. Noch besser tritt dies in Neusiedlungen zutage, die auch baulich selbständige Gemeinwesen darstellen, wobei die verbindenden Straßen- und Platzräume auf Mittelpunkte des gemeinsamen Lebens ausgerichtet sind: Kirchen, Rathaus, Festhalle, Schule, Kindergärten, Gasthäuser und dergleichen. Gerade in diesem Zusammenhang darf auf das Werk „Neue Siedlungen“ von H. Bausinger, M. Braun und H. Schwedt verwiesen werden. Hier ist viel Gutes geschaffen worden; in den Sied-





6. Brackenheim, alter „Laden“



7. Grunbach, Ladengeschäft



9. Holzmaden, Laden in ehemal. Bauernhaus



8. Gingen a. d. Fils, Neubau mit Laden  
in der Bahnhofstraße



10. Gussenstadt, Laden





11. Strümpfelbach, Haustüre eines Schuhmachermeisters von 1762



12. Endersbach, Wirtshauschild zweier Zeiten



13. Endersbach, Reklame an ehemal. Bauernhaus



14. Vaihingen a. d. Enz, Plakate am Hoftor



15. Lorch, Feldscheuer an der Landstraße



16. Sulzbach a. d. Murr, Feldscheuer



lungen auf dem Amorbacher Feld bei Neckarsulm und der Hochwangsiedlung bei Oberlenningen haben zwei große Betriebe mit Hilfe guter Architekten Mustergültiges an neuer räumlicher und menschlicher Ordnung – und an neuer Schönheit geschaffen.

#### *Die Schule im Ortsbild*

Die neue Zeit hat dem Dorf neue Gebäude gebracht. Bahnhof mit Güterschuppen und Postamt halten sich glücklicherweise fast immer außerhalb des alten Ortsbereiches, so daß sie wenig stören. Das Kino findet sich meist in einem Gasthaussaal untergebracht; selten wurde eine so gute Lösung gefunden wie in Neckartenzlingen, wo die ehemalige Kelter, umgebaut, als Kino und Festhalle dient. Wenn sich in Süßen ein moderner Kinopalast erhebt, so wird dies bei dem Gesamtcharakter der Gemeinde in Kauf genommen werden können. Andererseits haben sich alte, im Dorf heimische Gebäude Wandlungen gefallen lassen müssen. Dies trifft nicht nur für das Gasthaus zu, das vergrößert und oft mit einem Saalbau für Vereinszwecke versehen wurde. Vielfach erbaute man das Rathaus neu, meist in passender Weise, sehr gut etwa in Oberlenningen, wo die Lauben des Erdgeschosses das alte Motiv der offenen Halle weiterführen. Die Schule hat im Ortsbild eine große Wandlung mitgemacht. Ursprünglich war sie ein bescheidenes Gebäude in der Nähe von Kirche und Pfarrhaus. Dann plötzlich setzte man ortsfremde Paläste herein, denen man ansieht, daß die Kinder hier nicht mehr nur lesen und schreiben lernen sollen, sondern zu künftigen Kaufleuten, Ingenieuren, Facharbeitern und Diplomlandwirten heranwachsen. Das „pädagogische Zeitalter“ macht sich bemerkbar. Aber erst die Gegenwart hat es verstanden, Schulen zu bauen, die sich dabei dem Dorfbild und seiner Umgebung einfügen, sich am Boden halten und Raum, Licht und Luft zulassen. Nun erst kommt die Verbindung zwischen der Dorfbevölkerung und dem folgerichtig entwickelten schulischen Zweck baulich zum Ausdruck.

#### *Die Fabrik im Dorfe*

Sie kann zum Hauptstörfried des Ortsbildes werden. Und in welcher unmöglichen Weise geschah dies oft: Unverputzte Backsteingebäude in pseudosakralen Formen verhehlen nur schlecht den dem bisherigen Charakter des Dorfes widersprechenden neuen Zweck. Besonders ungut ist es, wenn die Fabrik mitten im Ort steht, auch wenn sie ein Sägewerk ist, wie etwa in Steinach in den Berglen (Abb. 1). Der

Kamin als neue „Dominante“ gegen die alte „Dominante“ der Kirche kündigt zu kraß von der veränderten Wertung der Hauptlebensinhalte. Besser schon ist es in Beutelsbach, wo sich der Backsteinbau der Fabrik am Ortsrand hält, so daß er im Ortsbild nur von einer verhältnismäßig entlegenen Stelle auffällt (Abb. 2). Noch besser steht es in Grunbach, wo sich die Fabriken längs der Bahn aufreihen, abseits vom alten Dorfkern, von dem aus sich die Häuser der Arbeiter und Arbeiterbauern zuerst noch unordentlich, dann in geordneten Reihen hinüberziehen. Und warum sollte nicht solch ein Bau möglich sein, wie er seit kurzem am östlichen Ende von Großheppach steht (Abb. 3), architektonisch einwandfrei und weit ab vom alten Ortsrand an der Landstraße und Umgehungs-Autobahn? Besonders lehrreich ist der Fall von Rutesheim, wo die Filiale einer großen Firma in der Nähe der Autobahn dem alten Ort gegenüber gesetzt wurde und die Arbeitersiedlung nach sich gezogen hat: ein besonders harmonisches Verhältnis von Alt und Neu.

#### *Die Tankstelle im Dorf*

Glücklicherweise entsteht dieses notwendige Übel meist an den Ortsrändern, und zwar nicht den alten, sondern den heutigen neuen. Wo dies nicht der Fall ist, kann es unter Umständen kritisch werden. Man möchte die in Kuchen errichtete, an sich in guten Formen gehaltene Tankstelle nicht jedem Ort wünschen (Abb. 4). Hier ist sie deshalb möglich, weil sie an einer der am meisten befahrenen Bundesstraßen im Zusammenhang einer Häuserkette liegt, die fast städtischen Charakter hat, wie dies bei einer hochindustrialisierten Filstalgemeinde eben nicht wundernehmen kann. In einem abseits gelegenen Alldorf wäre sie „unmöglich“. Das Geheimnis des „anständigen“ Bauens liegt hier: in der Anpassung an das nicht nur landschaftliche, sondern auch ortsbauliche Ganze. So wird man besondere Freude an einer Tankstelle in Grunbach haben dürfen, die fast unauffällig dem Hause mit einem Schleppdach vorgesetzt ist (Abb. 5).

#### *Der Laden im Dorf*

Es kann nicht so bleiben, wie es ein alter „Laden“, der buchstäblich aus zwei Klappläden besteht, darstellt (Abb. 6). Muß es aber gleich so werden, wie wir dies an einem älteren Haus in Grunbach erblicken: die ganze Erdgeschoßwand aufgerissen, ein riesiges Loch, dessen Sog den umgebenden Raum





17. Neidlingen, Wellblech-Waghaus



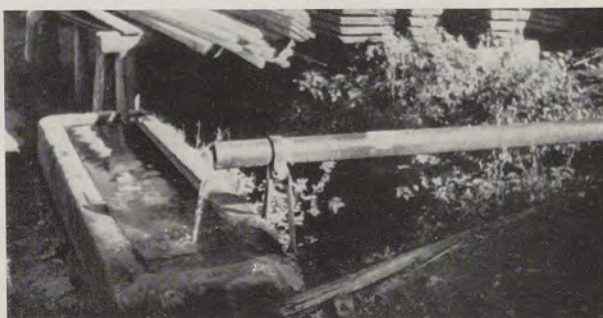
20. Winterbach, Dorfbrunnen einst –



18. Gussenstadt, Dorfplatz einst –



21. Winterbach, Dorfbrunnen heute mit Verkehrszeichen



22. Steinach in den Berglen, Dorfbrunnen



19. Gussenstadt, Dorfplatz jetzt



23. Gebersheim, Dorfbrunnen





24. Neidlingen, Dorfbach



25. Holzmaden, Dorfbach  
im Betonbett



26. Holzmaden, Dorfbach im naturnahen Bett

hineinreißt (Abb. 7)? Natürlich sorgt meistens poliertes Verblendmaterial und Spiegelglas für die Verwandlung in einen „Traumladen“. Der Selbstwählkasten darf nicht fehlen. Und vom hübschen alten Erkerchen aus, das zur Litfaßsäule geworden ist, stößt ein Leuchtschild vor. Wenn dies in einer der berühmten „Bahnhofstraßen“ geschieht, wie in Gingen a. d. Fils, so mag es hingehen (Abb. 8). Wenn aber dadurch die ebenmäßige Schönheit einer Reihe von form- und artverwandten Häusern gefährdet wird, so sollten dem Erwerbsinn des Besitzers von seiten der Ortsgemeinde Zügel angelegt werden. Wie harmonisch hingegen fügt sich der Konsumladen in Holzmaden dem alten Einheitshaus ein (Abb. 9), und wie schön liegt in Gussenstadt ein Schaufenster in der alten Haus- und Straßenwand (Abb. 10).

#### *Werbung einst und heute*

Werbung einst: die Türe eines Schuhmacherhauses in Strümpfelbach möge sie zeigen (Abb. 11). In den breiten Schlußstein eingeritzt finden wir die Initialen des Handwerkers, darunter die Jahreszahl der Erbauung und schließlich einen damals gewiß hochmodernen Damenschuh und einen kräftigen Männerstiefel. So unauffällig macht der Schuhmacher auf seine Erzeugnisse aufmerksam. Zu dieser Art von Werbung gehören nicht nur viele alte Steine ähnlicher Art – meist mit Zeichen des Gewerbes versehen –, sondern auch die alten Wirtsschilde. Wie

lebt doch das schmiedeeiserne Schild einer Wirtschaft in Endersbach in seinen Formen die heiter beschwingte Geselligkeit vor, die im Inneren herrschen soll – wie fein wirbt dies! Daneben befindet sich das Leuchtschild von heute: Lichtreklame für den Blickfang (Abb. 12). Man muß indessen dankbar sein, daß der Wirt beide Schilder nebeneinander beließ. In den meisten Fällen wandert das schmiedeeiserne Schild zum Alteisenhändler.

Bleiben wir in Endersbach. Da steht ein Haus, dessen der Straße zugewandte Flächen völlig mit Reklameplakaten bedeckt sind (Abb. 13). An der einen Seite finden wir einträchtig alle Tabak-Konkurrenzfabrikate vereint, auf der anderen alle Waschmittel – der Besitzer hat hier etwas getan, was man grundsätzlich bestraft: er hat etwas verkauft, was ihm nicht gehört, nämlich die Schönheit der alten Dorfgasse. Was aber soll man sagen, wenn man solches auch an Hofotoren findet (Abb. 14)? Eine wahre Pest sind die Plakate an den schönen stillen Feldscheuern, die an großen Verkehrsstraßen stehen (Abb. 15, 16). In dieses Kapitel gehört auch die Litfaßsäule im Dorf, beispielsweise in Neidlingen (Abb. 17), wo sie markant neben dem „bezaubernden“ Wellblech-Waaghaus steht (ein hübsches in Fachwerk steht im nahen Bissingen). In Gussenstadt hat der Bürgermeister die Litfaßsäule an einer wichtigen Kreuzung beseitigt. Auch der gußeiserne Brunnen mußte verschwinden. So entstand ein schöner Raum, den ein Baum





27. Pleidelsheim, schönes altes Backhaus  
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



28. Endersbach, schlechtes Backhaus



29. Großheppach, gutes neues Backhaus



30. Nelingen (Kr. Saulgau), Gartenmauern, schlecht und gut vereint  
Aufnahme Lohrmann

schmückt, an welchem ein guter Spruch angebracht ist. Was eigentlich ein „Platz“ ist und sein soll, wurde nun überhaupt erst deutlich (Abb. 18, 19).

### Der Dorfbrunnen

Unser Bild zeigt den herrlichen alten Brunnen in Winterbach (Abb. 20). Ein wunderschönes Werk bäuerlich handwerklicher Steinmetzkunst! Sogar die alten ausgetretenen Trittsteine haben sich erhalten. Wie lange wird es noch stehen, dieses „Verkehrshindernis“? Vorläufig hat man bei ihm Warnungs- und Verbotstafeln aufgestellt, die den Brunnen nicht gerade zieren (Abb. 21). Übrigens hat man auf dem Gebiet des Brunnenbaus in der Gegenwart viel Gutes geschaffen. Erinnert sei an den Eltinger Brunnen von W. Fehrle, auf dem eine Schnitterin steht, oder an den von W. Ostermayer in Weilheim u. T., dessen Bildhauerei an die einheimische Obstbaumzucht erinnert. Es ist also ein Sonderfall, wenn man, wie in Steinach in den Berglen, das Wasser des Ortsbrunnens lieblos und undankbar aus einer Eisenröhre in den alten Steintrog fließen läßt (Abb. 22). So aber darf es auch wieder nicht sein, wie in Gebersheim, wo der Dorfbrunnen, eine etwas formalistisch technizistische Lösung, „fehl am Platze“ ist (Abb. 23). In irgendeiner Siedlung mag dieses Werk, ohne das verkehrsschildartig wirkende Fleckenzeichen, das jeden Autofahrer auf die Bremse treten läßt, angebracht sein.

### Der Dorfbach

So wie in Neidlingen kann es vielleicht nicht bleiben, obgleich es für die Enten am besten wäre (Abb. 24). Muß es dann aber gleich so werden wie in Holzmaden, wo sich der Dorfbach in ein Betonbett für Abwässer verwandelt hat (Abb. 25)? In Linsenhofen ergibt sich sogar ein Bild, das an eine Schleuse des Neckarkanals erinnert. Welches veränderte Verhältnis zum Lebelement des Wassers spricht nicht daraus! Daß es in Holzmaden auch anders und gut gemacht werden konnte, zeigt ein weiteres Bild, welches von derselben Brücke aus aufgenommen wurde wie das vorangegangene, nur nach der anderen Seite: hier fließt der Bach offen in einem natürlich wirkenden, in das Erdreich eingeschnittenen Bett von Bruchsteinen (Abb. 26). Die Natur wird das Übrige tun.

### Das Backhaus

Die ästhetische Gefahr eines jeden Backhauses ist das notwendigerweise lange Kamin. Geschickt hat in Pleidelsheim ein alter Baumeister aus dieser Not eine Tugend gemacht, indem er das Kamin unter einem





31. Linsenhofen, Kirche und Leitungsmast



32. Grunbach, Umformer bei der Kelter



33. Schechingen, Barockengel und Ringantenne

hohen Walmdach verbarg, das seinerseits über Ständer angesetzt werden mußte, so daß eine kleine Erdgeschoßlaube entstand, die bei Regenwetter für das Ausladen des Teiges und das Aufladen des gebackenen Brotes sehr geschätzt wird (Abb. 27). Baulich vollkommen ungelöst ist daneben das gezeigte Backhaus von Endersbach: nicht mehr als eine kleine Brotfabrik (Abb. 28). In Großheppach stand bis vor kurzer Zeit ein ähnliches Ungeheuer, das durch einen formvollendeten kleinen Bau ersetzt wurde (Abb. 29).

#### *Gartenmauer und Gartenzaun*

Naturstein und Holz sind die gegebenen Baumittel für einen Zaun. Meist zieht man jedoch vor, oft unmäßig hohe Betonpfähle mit Drahtgittern zu verwenden. Wahrhaft abscheulich sind Betonmauern, in die man „Mauerwerk“ einritzte. Unser Bild zeigt Beispiel und Gegenbeispiel in unmittelbarer Nachbarschaft, wobei die Betonmauer sogar Bruchsteinmauerwerk vortäuschen will und einen Rohrgitteraufsatz besitzt; der Holzzaun wirkt, weil zu niedrig, etwas putzig (Abb. 30).

#### *Verdrängung der Luft*

Es wird noch lange dauern, bis alle Elektrizitätswerke erkennen, daß sie die Pflicht haben, das Ortsbild zu schonen und an wichtigen Stellen die Leitungen zu verkabeln. Unser Bild zeigt einen typischen Fall in Linsenhofen, wo die schöne Ortskirche nicht auf-

genommen werden kann, ohne daß ein Leitungsmast stört (Abb. 31). In Herzogsweiler hat man die elektrische Leitung mitten durch einen alten schönen Baum hindurchgeschnitten (vgl. Schwäbische Heimat 1956, Seite 60). Manche Häßlichkeit im Ortsbild entsteht durch die Dachständer, welche die Formen der Häuser beeinträchtigen; hierüber berichtete Schneeweiß (Schwäbische Heimat 1955, S. 210). Viel Unheil richteten die Umformer an. Nicht immer stehen sie so geschickt und sind in so anständiger Form gehalten wie das Umformerhaus in Beutelsbach, welches unser Bild zeigt. Besonders böß nimmt sich der campanile-artige Umformer neben der Kelter von Grunbach aus (Abb. 32). Auch auf Dachantennen wird zu achten sein. Unsere Aufnahme aus Schechingen zeigt eine Ringantenne in allzugroßer Nähe von einem hübschen Barockengelen (Abb. 33).

#### *Der Baum als Freund und der Baum als Feind*

Die Schönheit des Dorfes ist ohne die Mitwirkung von Bäumen nicht denkbar. In wundervoller Weise ergänzen sich in Hausen an der Würm Baum und Bau (Abb. 34). Die Kirche erhält vom Baum fast etwas lebendig Gewachsenes, die Linde von der Kirche etwas architektonisch Gebautes. Natur- und Kunstform offenbaren die ihnen innewohnende verwandte Gesetzmäßigkeit. Die beiden Gerichtslinden und die Pfarrkirche von Meimsheim gehören als Geschichtsdenkmale auf das engste zusammen;





34. Hausen a. d. Würm, Linde und Dorfkirche



35. Meimsheim, Gerichtslinden und Kirche



36. Neckartailfingen, Martinskirche im Baumgestrüpp



37. Nabern, Dorfkirche im Baumpelz

ästhetisch ergibt dies ein Bild von hoher Schönheit (Abb. 35). Auf der anderen Seite ist es möglich, daß Bäume die Wirkung von Bauten erheblich beeinträchtigen. Die volle außenbauliche Schönheit der romanischen Martinskirche von Neckartailfingen trat erst nach Entfernung des sie umgebenden Baumdickichtes zutage (Abb. 36). Auch in Nabern möchte man wünschen, daß die kümmerlichen Akazien, welche heute die Kirche wie mit einem Pelz umgürten, verschwin-

den. Unser Bild zeigt außerdem wiederum die entstellende Wirkung eines Leitungsmastes (Abb. 37).

Die alte und die neue Schönheit des Dorfes, sie liegen in unseren Händen. Man möge von dieser Schönheit nicht gering denken. Sie ist nichts Äußerliches, keine Zutat. Sie ist der sichtbare Ausdruck der inneren Gesundheit des Dorfes, seiner menschlichen Ordnung, seiner gesellschaftlichen Wohlfügtheit.





Die Leichenhalle auf dem Friedhof von Sankt Peter zu Bietigheim: Straßenseite

Aufnahme Faigle

## Die Leichenhalle auf dem Friedhof von Sankt Peter zu Bietigheim

Das Wesen der Örtlichkeit auf der Anhöhe zwischen Enz und Metter war durch zwei ehrwürdige Denkmäler der Vergangenheit bestimmt: die auf uralten Fundamenten ruhende, am Ende des 14. Jahrhunderts vollendete Kirche von Sankt Peter und die wohl über hundertjährige Linde, deren Krone mit ihrem Durchmesser das Maß von zehn Metern überschreitet. In diese Umgebung war der neue Bau einzufügen.

Der Bau der Leichenhalle verlangte fünf Zellen – darunter eine Doppelzelle – ein kleines Arbeitszimmer für die Verwaltung, einen Sektionsraum und einige wenige Nebenräume. Dieses kleine Programm ergab einen eingeschossigen, schlanken Baukörper von rund 8 auf 28 Metern, der sich an der Ostgrenze des Friedhofsraumes, leicht vom rechten Winkel abgedreht, so anordnen ließ, daß er den Blick auf die Nord- und Eingangsfront von Sankt Peters Kapelle völlig freigab. Der auf diese Weise entstehende Raum wurde durch einen überdeckten Wandelgang

zwischen Neubau und Friedhofeingang nach der dritten Seite hin abgegrenzt, so daß ein vom riesigen Lindenbaum überschatteter und von der uralten Kirche beherrschter, in sich geschlossener, ernster Freiraum entstand.

Die den Wandelgang begleitende halbhohe Natursteinmauer gab dabei die Möglichkeit, das Andenken der 826 Gefallenen der Stadt zu ehren; insgesamt 21 Steintafeln enthalten die Namen der Toten. Am Eingangstor findet diese Reihe der Schrifttafeln in einem Relief mit zwei trauernden Frauengestalten ihren Abschluß. Diese schöne Anlage stammt aus der Hand des Bildhauers Fritz Melis, Metterzimmern. Ein anderes künstlerisches Werk zielt das Fenster des Vorraums zur Leichenhalle: ein von Luitgard Müller, Stuttgart, geschaffenes Buntglasbild, das in einem Flug sich erhebender Vögel die Hoffnung des Menschen auf Erlösung versinnbildlicht.

*Hans Volkart*





Leichenhalle Bietigheim von Hans Volkart: Überdeckter Gang

Aufnahme Faigle

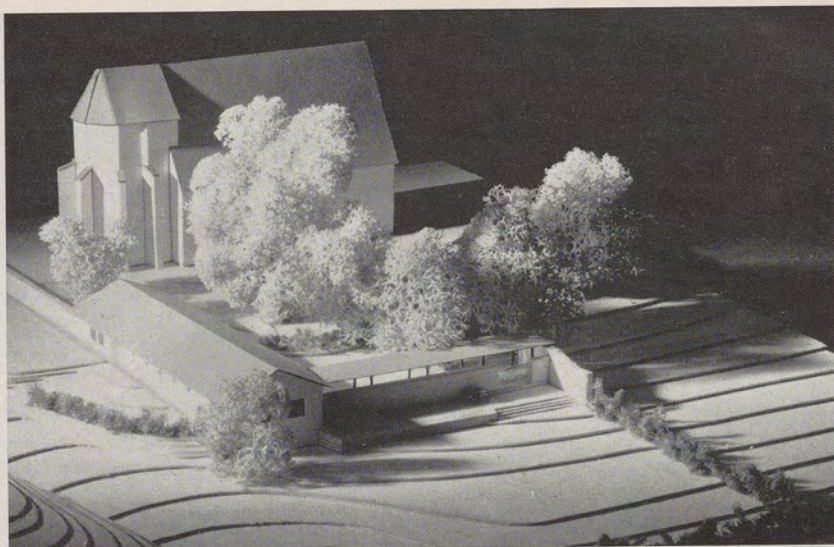




Leichenhalle Bietigheim von Hans Volkart: Relieftafel von Melis

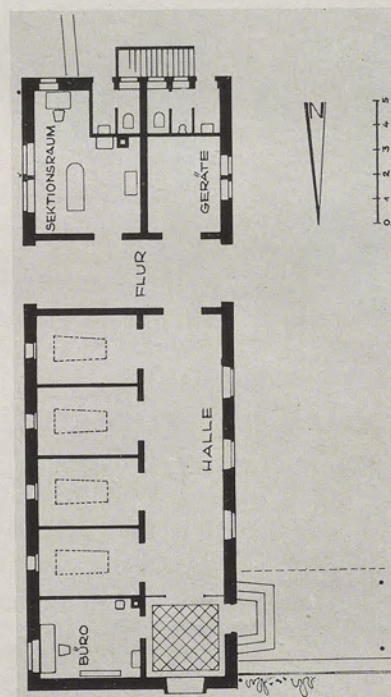
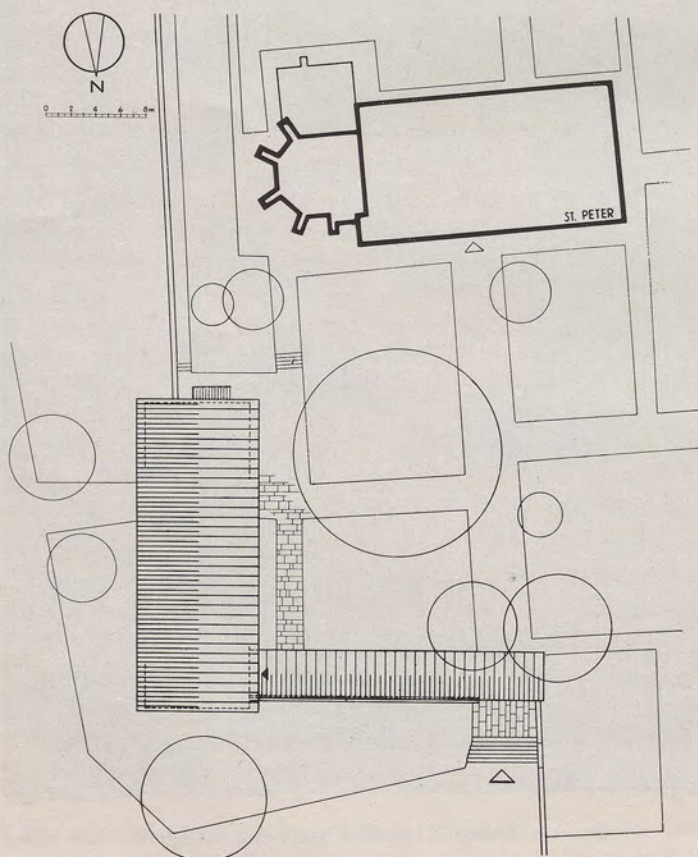
Aufnahme Faigle





Modell der Leichenhalle Bietigheim von Hans Volkart

Aufnahme Moegele



Lageplan und Grundriß  
der Leichenhalle Bietigheim  
von Hans Volkart



# Die Wohnplatznamen des Kreises Ludwigsburg

Ein Beitrag zur systematischen Betrachtung und zur Siedlungsgeschichte

Von Willi Müller

Dem Gedanken, den Kreis Ludwigsburg von einer typischen Seite her zu betrachten, möchte der folgende siedlungskundliche Beitrag dienen. Allerdings würde das Typische erst dann sein volles Gewicht erhalten, wenn der vorliegende namenkundliche Versuch vergleichsweise auch auf andere Kreise angewandt würde, ein Umstand, der den steten gedanklichen Hintergrund dieser Arbeit bildet. Daß dabei eine allgemeine Begrenzung auf Gebiete politischer Landkreise eine ziemlich willkürliche wäre, versteht sich. Für den Kreis Ludwigsburg als natur- und kulturell weitgehend homogene Landschaft läßt sich diese Begrenzung aber doch einigermaßen rechtfertigen.

Als typisches Merkmal des Ludwigsburger Kreises wird die Summe der Wohnplatznamen betrachtet, die sowohl bestehende als auch abgegangene Siedlungen kennzeichnen. Schon ein oberflächlicher Blick, der das hierbei gezeigte Ergebnis mit den Siedlungsnamen etwa des östlichen Nachbarkreises Backnang vergleicht, genügt, um Sinn und Berechtigung des Vorhabens einsehen zu können. Als Material stehen rund 150 Wohnplatzbezeichnungen des Kreises Ludwigsburg zur Verfügung. Ihr größerer Teil wurde dem „Königreich Württemberg“ entnommen. Neuere Namen wurden ergänzt. Eine ganze Anzahl von Bezeichnungen abgegangener Siedlungen konnte aus Flurnamen erarbeitet werden. In dem Schema sind die Wüstungen durch ein dem jeweiligen Namen vorgesetztes kleines Kreuz bezeichnet. Wenn möglich, ist die Untersuchung bei der heutigen offiziellen Namenform geblieben, ohne jedoch die älteren urkundlichen Formen aus den Augen zu lassen. Nicht einbezogen wurden übrigens die Benennungen von einzelnen Objekten wie Kapellen, Mühlen und dergleichen.

Die beigegebene Übersicht, eine Art Namen-Pyramide, kam auf folgende Weise zustande: Es wurde versucht, die Bezeichnungen der Wohnplätze nach Typen zu ordnen. Dabei waren ausschlaggebend Form und Inhalt der einzelnen Namen. Die zusammengehörigen Gruppen sind schichtenweise angeordnet, wobei die jeweiligen Schichten durch Ziffern gekennzeichnet sind.

Was ergibt sich? – In Schicht 1 erscheinen die Orte,

die wir kurz als B'ingen-Orte bezeichnen wollen. Ohne daß hier näher darauf eingegangen werden kann, sei bemerkt, daß sie im Rahmen siedlungsgeschichtlicher Überlegungen größte Aufmerksamkeit verdienen. Die übrigen -ingen-Orte folgen in Schicht 2, wobei Namen mit gleichem Anlaut zusammengefaßt sind. Schwieberdingen steht deshalb für sich, weil dies der einzige Ort ist, der einen zweistämmigen Personennamen (Suidbert) vor der -ingen-Endung aufweist. Es folgt in Schicht 3 die Reihe der ehemaligen -ingen-Orte, die die Endung -heim zusätzlich angenommen haben. In 4 sind alle -heim-Orte zusammengestellt, die einen Personennamen mit dem genetivischen S am Ende desselben als Bestimmungswort haben. Andere Typen von -heim-Namen zeigt Schicht 5: schwache genetivische Formen, Sach- und Lagebezeichnungen (Stein, Kirche, Welsch; Westen), ferner nicht eindeutig klärbare Namen und endlich die beiden Altheim, die wohl keine Eigennamen darstellen, sondern die lediglich die Stelle eines aufgegebenen Wohnplatzes bezeichnen dürften. Siedlungsnamen, die von Gewässernamen abgeleitet sind, zeigt Schicht 6. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die beiden Bottwar wohl nicht von einem ursprünglichen Flußnamen abgeleitet sind, möglicherweise ist letzterer aus Bodi-Bura = Haus eines Bodo entstanden. In der -hausen-Gruppe (7) finden sich in der oberen Reihe solche Namen, die im bestimmenden Teil einen Personennamen führen; für Winzerhausen konnte in jüngster Zeit wahrscheinlich gemacht werden, daß der Name nicht vom Personennamen Winzilo abgeleitet ist, sondern aus den althochdeutschen Wörtern *wunja* = Weide und *salida* = Haus gebildet ist. Die Ortsbezeichnung rückt daher in die untere Reihe der 7. Schicht.

Nun folgt die große Gruppe 8, in der viele Typen zusammengefaßt sind, die -hofen, -feld, -felden, -weiler, -statt und Namentypen, die nur einmal vertreten sind und keiner anderen Schicht zugewiesen werden können. In Schicht 9 erscheinen die Klosternamen, in 10 die große Gruppe des Typs, der nach Form und Inhalt Burgen und Burgweiler umfaßt. Diese Schicht gliedert sich in 4 Untergruppen: -berg, -burg, -eck und -stein. Dabei ist festzustellen, daß Stötzlinsberg eine kleine Siedlung unmittelbar neben



der Burg Lichtenberg war. Von Kaisersberg ist bis jetzt noch nicht bekannt, daß dieser Ort Zusammenhang mit einer Burg hatte. Die Sonderrolle des Namens Ludwigsburg ist klar. Die Burg Eberstein hat wahrscheinlich nie existiert. – Überhaupt ist hier zu erwähnen, daß sich unserer Untersuchung manchmal Schwierigkeiten in den Weg stellen, wenn wir versuchen, *Wörter* und *Sachen* zu betrachten bzw. auseinanderzuhalten. – Es folgt die bunte Schicht 11, die wohl lauter ehemalige Flurbezeichnungen aufweist. Nur die beiden Namen Hegenau und Zum Hag zeigen sprachliche (da sachliche!) Verwandtschaft. Auffällig ist das Anklingen von Ruhenclingen an Runingenburg; ob ersteres nicht eigentlich ein „Runingen“ bezeichnet? – Eine ähnlich große Gruppe wie die der Burgnamen stellt die der Hof-Namen in Schicht 12. Im unteren Teil dieser Schicht erscheinen hauptsächlich die Stellenbezeichnungen, die von Flurnamen abgeleitet sind, und im oberen solche, die im allgemeinen einen Personennamen als Bestimmungsteil haben. Der besondere Charakter der Namen in Schicht 13 ist ebenso klar wie die Bezeichnung in der letzten, obersten Schicht.

Wenn nun an Hand der Übersicht siedlungsgeschichtliche Überlegungen angestellt werden sollen, so muß vor allem gesagt werden, daß sich selbstverständlich die Besiedlung des Kreises Ludwigsburg zeitlich nicht so abgewickelt hat, wie die 14 Schichten der Namentypen im Schema übereinanderliegen. Man kann an ihm zunächst nur einmal ablesen, in welchem Maße das Gebiet an den einzelnen Siedlungsperioden beteiligt war. Dabei gilt der Satz, den Adolf Bach in seiner großen Namenkunde (Heidelberg 1952/1956) aufgestellt hat: „Fast jede neue Siedlungsperiode ist durch einen neuen Siedlungsnamentyp gekennzeichnet“. Wichtig ist, daß dieser Satz nichts darüber aussagt, wie lange die einzelne Siedlungsperiode dauert. Unser Material liefert dafür ein gutes Beispiel. Es erscheinen als gegründet bzw. urkundlich in Schicht 12: der Lehrhof im 13. Jahrhundert, der Dorneshof im 14., der Fuchshof im 15., der Neue Hof im 16., der Weißenhof im 18., der Schellenhof im 19. Jahrhundert. Es kann also gesagt werden, daß jene Siedlungsperiode, für die die Anlage von Einzelhöfen, die mit dem Grundwort -hof bezeichnet werden, Merkmal ist, ununterbrochen vom 13. bis 19. Jahrhundert andauert. Sie dürfte sich im 20. Jahrhundert sogar noch steigern; man denke an die Aussiedlung, wobei übrigens als interessant abzuwarten ist, wie sich die Namengebung hierbei entwickelt.

Damit ist bereits klargestellt, daß den einzelnen

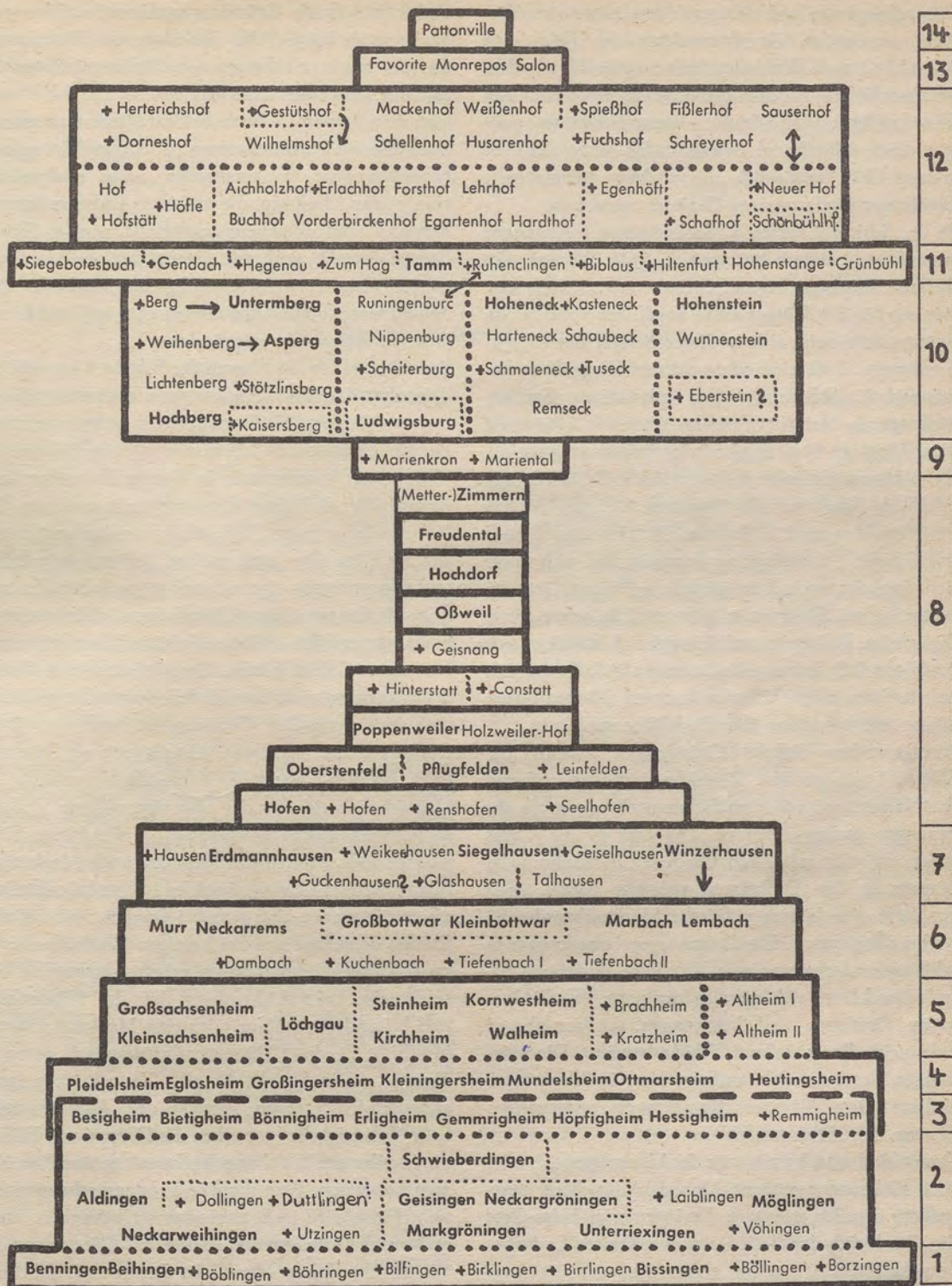
Schichten von Namentypen ein gewisser Zeitraum zuzumessen ist, innerhalb dessen die Orte der betreffenden Schicht entstanden sind. Dieser Zeitraum dürfte ganz verschieden groß sein können. Beispielsweise ist anzunehmen, daß die Orte der Schicht 1 während eines verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitts entstanden sind, weil die Namen nach Form und Inhalt auffällig *einheitlich* sind. Eine zeitlich ausgedehntere Siedlungsperiode dürfte auch einen entsprechend vielfältigeren Schatz von Ortsnamen erzeugen, wie dies bei der oben erwähnten -hof-Schicht der Fall ist. Aus dem bisher Gesagten geht schon hervor, daß es auch nicht notwendig der Fall sein muß, daß zwei verschiedene Siedlungsperioden in verschiedenen Zeiten liegen. Mehrere Siedlungsaktionen können sich zur gleichen Zeit abwickeln, hinter denen jeweils aber ganz verschiedene Initiatoren und Triebkräfte stehen. So können auch mehrere unserer hier betrachteten Namensschichten zur gleichen Zeit entstanden sein. Z. B. fallen in unserem Raum die Schaffung der Burg-Markungen zeitlich weitgehend mit den (wenigen) Klostergründungen, mit den Stadt- und mit den frühen Hofgründungen zusammen.

Die hauptsächlichlichen Gesichtspunkte, unter denen die Namentypen-Übersicht betrachtet werden kann, dürften folgende sein:

1. Wie stark ist der einzelne Typ vertreten? – So stark kann das Beobachtungsgebiet an der betreffenden Siedlungsperiode teilgenommen haben.
2. Hat sich die Gründung bis heute durchgesetzt? – Die Frage nach der Lebensfähigkeit einer Siedlungsgründung läßt Schlüsse auf wirtschaftliche, rechtliche und aufgabenmäßige Grundlagen der Niederlassung zu.
3. Hat die Siedlung eine eigene Markung besessen, hat sie diese heute noch? – Neben den unter 2. genannten Gesichtspunkten lassen sich hier Hinweise auf die Zeit der Gründung finden.

In der zusammenfassenden Betrachtung der Typen-Übersicht werden diese Gesichtspunkte einbezogen und führen zu folgenden Ergebnissen: Von den zehn Orten der Schicht 1 konnten sich nur drei halten, die alle eigene Markungen haben. Dieser auffällige Befund könnte sich vielleicht daraus erklären lassen, daß wir es bei diesem Namentyp vermutlich um alemanische Gründungen der frühesten Zeit zu tun haben dürften, um Gründungen, denen andere wirtschaftliche Bedürfnisse zugrunde lagen, als sie im Zuge der fortschreitenden Bodenkultur im Laufe der Zeit nötig wurden. Man könnte zum Beispiel daran denken, daß die B'ingen-Orte vorwiegend unter weidewirtschaft-







lichen Interessen und nicht nach den später erst wichtiger werdenden Gesichtspunkten der Feld- und Weinbau-, auch Waldwirtschaft ausgewählt wurden. Hieraus ließe sich der Abgang von 70 Prozent dieser Orte erklären. Man könnte in dieser Beobachtung sogar einen mittelbaren Beweis dafür sehen, daß die B'ingen-Orte tatsächlich die früheste germanische Siedlungsperiode unseres Gebietes ausweisen.

In der Schicht 2 stehen 8 Markungsorte 5 Abgängen gegenüber. Letztere betragen rund 40 Prozent. Ein Teil der Abgänge mag mit Gründen zu erklären sein, wie sie für die B'ingen-Orte angeführt wurden. Im ganzen aber zeigt sich in dieser Schicht der -ingen-Siedlungen doch eine schon wesentlich größere Beständigkeit. Schwieberdingen mit seiner Sonderstellung als Namentyp (siehe oben!) dürfte wohl einer jüngeren Siedlungsperiode zuzuweisen sein.

Der Abgangsquotient verringert sich in Schicht 3 ganz erheblich. Nur einer der insgesamt 8 -ingheim-Orte verödete, also rund 12 Prozent. Dabei ist im Hinblick auf Schicht 1 allerdings zu beachten, daß sich unter den -ingheim noch 3 ursprüngliche B'ingen-Orte erhalten haben. Sicher ist es nicht zufällig, wenn diese, Bietigheim, Besigheim und Bönnigheim, soweit es sich verfolgen läßt, immer eine bedeutende Rolle gespielt haben. Von allen bisher erkannten B'ingen-Orten wären also nur etwas über die Hälfte verwüstet.

Ausgesprochen sichere Gründungen scheint die Schicht 4 aufzuweisen. Sämtliche sind Markungsorte des Namentyps, von dem bisher noch keiner als abgegangen nachzuweisen ist. Lag dies in der Macht derer, die sich mit ihren durchweg zweistämmigen Namen in den Ortsnamen verewigt haben, oder fungierte eine höhere politische Macht über ihnen? Kaum allein nur dürfte die naturgegebene Lage ausschlaggebend gewesen sein. In dieser Beziehung gerade handelt es sich nämlich um ganz verschiedenartige Ortslagen und Markungen. – Fast ebenso haben sich die Orte der 5. Schicht bewährt. Die Markungen Brach- und Kratzheim sind in Markungen anderer Orte jüngerer Namentypen aufgegangen (Tamm bzw. Oberstenfeld).

Damit sind nun bereits von 56 Markungen 32 oder rund 57 Prozent genannt. Man sieht aus dieser Feststellung deutlich, wie stark die -ingen- und -heim-Orte die Geschichte der Besiedlung des Kreises Ludwigsburg bestimmen.

Von den Orten der Schicht 6, die nach Gewässern benannt sind, haben sich bemerkenswert viele erhalten. Es muß allerdings nochmals an die Besonderheit der beiden Bottwar (siehe oben!) erinnert und daran gedacht werden, daß sich in dieser Gruppe früheste

und relativ späte Gründungen sammeln. Man vergleiche zum Beispiel das alte Murr mit Neckarremms, das ein jüngerer Ableger von Neckargröningen ist, und mit (Hof und) Lembach.

Von den -hausen-Orten in Schicht 7 interessieren vor allem die mit Personennamen gebildeten Wohnplatzbezeichnungen. Weikershausen hatte nachweislich eine eigene Markung, die zwischen Erdmannhausen, Marbach und Steinheim aufgeteilt wurde. Siegelhausen besteht wohl mit eigener kleiner Markung, gehört aber verwaltungsmäßig zu Marbach. Talhausen war schon einmal abgegangen und wurde erst in neuer Zeit wieder gegründet.

Bezeichnend für die Namen der Schicht 8 ist wohl die Tatsache, daß hier Namentypen auftreten, die in anderen, jüngeren Siedlungsgebieten unserer weiteren Heimat bedeutende Rollen spielen, zum Beispiel die -dorf-, -statt-, -weiler usw. In diesem Zusammenhang ist auffällig, daß diese Namentypen in unserem Gebiet in sehr geringer Zahl, oft nur einmal, auftreten, sich als Orte aber zum großen Teil erhalten haben und dann zumeist eigene Markungen haben. Es handelt sich also um sichere Gründungen im Rahmen von Siedlungsperioden, die sonst keine größere Bedeutung für unser Gebiet hatten. Zwar sind von 4 -hofen 3 abgegangen, auch hat sich kein -statt-Ort gehalten, und der -wang-Ort Geisnang ist auch verwüstet. Demgegenüber bestehen 7 Einzeltypen als Orte und (z. T. bis in die neuere Zeit) als Markungen.

Deutlich läßt sich aus der Übersicht ablesen, daß die hochmittelalterliche Burgenbauzeit die letzte Siedlungsperiode darstellt, in der sich noch Markungen bilden. Schicht 10 weist 5 solche auf, wobei allerdings zu erwähnen ist, daß sich bei Burgen oder bei den Ruinen derselben und bei heutigen Gutshöfen bis in unsere Tage Teilmarkungen erhalten haben, so beispielsweise beim Lichtenberg, bei der Nippenburg und bei anderen. – Nur noch eine Markung entsteht in Schicht 11, das 1293 erstmals urkundlich genannte Tamm. – Die Schicht 12 gibt Zeugnis vom langandauernden inneren Ausbau der Altmarkungen. Sehr klar zeigt dies vor allem die Gruppe von Höfen, die in oder am Wald angelegt wurden, was ihre Namen ausweisen. Eine jüngere Tendenz scheint es zu sein, Einzelhöfe nach Personen zu benennen, wohl meist nach Gründern und Inhabern. – Die Namen der 13. Schicht lieferte der Geist des 17./18. Jahrhunderts, den der Schicht 14 das Schicksal unseres Volkes in jüngster Zeit.

Erblickt man auf einem jener gelben Verkehrsschilder an der Umgehungsstraße bei Kornwestheim die Aufschrift „Pattonville Aldingen“, so läßt sich zwischen



diese beiden Siedlungsnamen ein historischer Bogen schlagen, der heuer etwa 1700 Jahre überbrücken dürfte. Eine gute Hälfte dieser Zeit liegt, was die Geschichte der Masse unserer Ortsnamen anlangt, im Dunkel. Wege zu suchen und Hilfsmittel zu finden, um dieses Dunkel da und dort aufzuhellen, war

der Sinn und Zweck auch dieser Überlegungen. Es ist klar, daß das Ziel erst eigentlich in größerem Rahmen und unter Hinzuziehung archäologischer Erkenntnisse erreicht werden kann. Die subtile Betrachtung des Kleinraumes wird trotzdem immer eine Voraussetzung dazu sein.

## In Ludwigsburg vor 100 Jahren

Aus den Jugenderinnerungen der Tony Schumacher

Die Jugendschriftstellerin Tony Schumacher hat in ihren 1914 unter dem Titel „Mein Kindheitsparadies“ erschienenen Erinnerungen an ihre Vaterstadt Ludwigsburg\* ein reizvolles, vielfach dichterisches Bild Ludwigsburgs vor hundert Jahren gezeichnet. Tony Schumacher wurde dort am 17. Mai 1848 als jüngstes Kind des damaligen Generals und Militärgouverneurs von Baur-Breitenfeld geboren; die Mutter war eine geborene von Kerner, Justinus Kerner war deren Onkel, und dessen „Bilderbuch aus der Knabenzeit“ wollte die Großnichte „in bescheidener Weise eine Fortsetzung geben, fußend auf der gemeinsamen Abstammung, gemeinsamen Vaterstadt und gemeinsamer Liebe für unseren Geburtsort ...“ Reichten aber die Erinnerungen Kerners noch ins Rokoko, bis zu den Hoffesten Karl Eugens zurück, so beginnen die persönlichen, in lockerem Plauderton gehaltenen anekdotischen und unchronologischen Kindheitsreminiszenzen der Tony Schumacher etwa im Jahr 1853 und enden um das Jahr 1865. Das Erinnerungsbuch der Tony Schumacher schildert also nicht, wie schon gesagt wurde, das biedermeierliche Ludwigsburg, sondern die Zeit des Nachmärz, wenn freilich auch die Art der Verfasserin und manche Einzelheiten wie die straminstickenden Soldaten uns die Verhältnisse spitzwegisch-biedermeierlich erscheinen lassen. Im übrigen ist in dem sehr weiblichen Kindheitsbuch von den Erschütterungen der 48er Jahre, die ja auch in Ludwigsburg hohe Wellen schlugen, begreiflicherweise nichts zu spüren; zudem werden in der späten Rückschau der Verfasserin alle Menschen und Dinge in einem verklärten Lichte gesehen.

Im Herbst 1853 bezogen die Eltern das Dienstgebäude des Gouverneurs; es war der frühere „Gesandtenbau“ in der Vorderen Schloßstraße, zwischen dem alten Gasthaus zum „Waldhorn“ und der Artilleriekaserne. Gegenüber und über die Straße leicht erreichbar lag der große

Bezirk des verlassenen Schlosses mit seinen Höfen und Terrassen, seinen toten Räumen hinter verschlossenen Fensterläden und seinen verwachsenen Gartenanlagen. Der Raum um das Schloß war der Hauptspielplatz der Kinder und regte ihre Phantasie aufs eindringlichste an. Mit Herzklopfen erwarteten sie die „Weiße Frau“, die in dem toten Schloß umgehen sollte, oder einen „Prinzen“, der plötzlich zur Türe heraustreten könnte; verbotenerweise bissen sie auch in eine der Feigen, die an den Kübelbüschen auf der Schloßterrasse reiften, und genossen dabei das schauernde Gefühl einer Majestätsbeleidigung, da ihnen gesagt war, daß alle diese Früchte „dem König gehörten“. Oder sie spielten mit dem steinernen Hund, mit dem König Friedrich einem seiner Lieblingstiere ein Denkmal gesetzt hatte; es ging die Sage, in der Nacht höre man den Steinhund bellen, bei Tag aber rührte er sich trotz aller Bemühungen der Kinder nicht.

Dem Gouverneur stand die freie Benützung des sog. kleinen Schloßgärtchens zu; es lag auf der zur Schloßwache senkrecht abfallenden Terrasse und war, durch ein großes eisernes Tor zugänglich, mit seinen verwilderten Anlagen und Rokokospielereien ein märchenhafter Aufenthaltsort. Die Schilderung dieses romantischen Winkels gehört zu den poetischsten Kapiteln des Buches:

Die steinerne dreiseitige Terrasse lag etwa zwanzig Fuß hoch über einem anderen Teil des Gartens, und flache, breite Treppen führten hinauf, die an den Seiten, als Geländer, wieder kleine Stäffeldchen hatten, welche wir Kinder natürlich mit Vorliebe benützten. Hier, fest in den Stein eingelassen, befanden sich noch die eisernen Stäbe, an welchen einstens die Papageien, Affen und Kakadus befestigt waren. An den Ecken der Terrasse standen kleine Pavillons, zu welchen wir gleichfalls die Schlüssel besaßen. Der eine ist von gelben Tuffsteinen erbaut, innen gemalt, voll eigentümlichen Modergeruchs wenn man ihn öffnet, mit Fensterlein in die Wipfel der Bäume gehend. Der andere, das sogenannte Spiegelhäuschen, ist der echte

\* Quell-Verlag, Stuttgart. Der Inhalt ist nahezu wörtlich dem 1901 in der Deutschen Verlagsanstalt erschienenen größeren Erinnerungsbuch der Verfasserin „Was ich als Kind erlebt“ entnommen. Es enthält neben den Ludwigsburger Erinnerungen vor allem die interessanten Lebensschicksale des Vaters und Großvaters.



Vertreter seiner Zeit. Viel hundert zusammen-gesetzte, mit Goldranken übermalte Glasstücke bedecken die Wände, strahlen dem Eintretenden sein Bildnis in tausendfacher Spiegelung zurück, und wenn man in der Mitte steht und dann in die Hände klatscht oder mit dem Taschentuch winkt, so ist es, als ob in unabsehbaren Sälen unzählige Massen von Menschen sich bewegten. Dieser Pavillon soll ein Lieblingsaufenthalt König Friedrichs gewesen sein, von wo aus er, ungesehen, unten die Schloßwache mit den Offizieren, die Wachparade und manchen ahnungslosen Vorübergehenden beobachten konnte. Für uns Mädchen waren es zwei Puppenhäuser, wie wir sie uns nicht schöner denken konnten. Kleine Ampeln mit baumelnden Kristallstücken sahen auf unsere Lieblinge hinab. Alte, mürbe Rouleaus konnten heruntergelassen werden, wenn diese schliefen, und von den Fenstern aus ließ sich so herrlich auf die breite Balustrade hinaussteigen, die rings um die Terrasse lief, und auf der wir mit Vorliebe mit unseren Puppen herumwandelten, schon deshalb, weil es eigentlich verboten war. Eine senkrechte, etwa zwei Stockwerke hohe Mauer fiel gegen den Schloßhof ab, und jetzt gruselt mir, wenn ich an diese Unfolgsamkeit und an diesen Leichtsinn denke. Nicht ganz ungefährlich waren auch unsere Spiele unten im Garten an dem uferumwachsenen, grünschimmernden kleinen See. Wie oft kletterten wir auf das schlüpfrige künstliche Steinbergelchen hinauf, von wo aus der von dem berühmten Bildhauer Dannecker verfertigte Tritone seinen Strahl in einem Bogen schleuderte. Wir hielten ihm Mund und Nase zu und ließen die Wassermassen in ungeahnten Momenten und nach mutwillig berechneten Richtungen los, was stets einem vollständig durchnässenden Sturzbad der Betroffenen gleichkam, und welches Spiel deshalb bei meiner Mutter weniger beliebt war. In den See selber, der voll gieriger kleiner Goldfische war und auch manchmal Schwanengäste vom nahen großen See beherbergte, fielen wir merkwürdigerweise fast nie, nur einen kleinen befreundeten Knaben, der dies einmal im Gasteifer tat, vermochten wir an seinem schönen braunen Samtröckchen wieder glücklich herauszubekommen.

Im tiefsten Schatten, entlang einer Mauer, war eine vielleicht fünfzig Schritt lange Volière. In ihr sollen einstens Rehe und Hasen, Vögel und Schlangen gehaust haben. Manchmal versuchten wir vergeblich, den versandeten kleinen Springbrunnen freizubekommen oder setzten, in Ermangelung von Tieren, ein aus dem Neste gefallenes Vögelein hinein oder eine dicke Kröte oder eine kranke Katze, die aber

im ganzen ein einsames, unliebsames Leben führten. Drum stellten wir lieber selber die Tiere vor, indem wir Menagerie spielten, und unsere wilden Sprünge, Geheul und Geschrei waren wirklich oft sehr natürlich und fast zum Fürchten. Das Gruseln in allen Arten war vielleicht auch ein Hauptreiz dieses Gartens. In dichtem Gesträuch standen lebensgroße Statuen von allerlei griechischen Göttern. Manchmal, in schwülen Nachmittagsstunden, wenn die Sonne durch die Blätter schlüpfte und huschende Strahlen auf die verwitterten Steinmenschen fielen, da wurde es mir unbehaglich in ihrer Nähe und ich lief auf die freier gelegene Terrasse herauf.

\*

In dem Terrassengarten versammelte sich die Familie Baur-Breitenfeld an schönen Sommerabenden beim Schein eines Windlichts zum Abendessen; im Schloßhof unten brannte dabei ein rötliches Öllicht, ebenso über der Schloßstraße. Eltern und Kinder machten auch viel Spaziergänge und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, in den „Salon“, in dem es „massenhaft Champignons“ gab, in die Anlagen, in denen merkwürdigerweise die Emichsburg gar keinen Eindruck auf die kleine Tony gemacht zu haben scheint, durch den Favoritenpark nach Monrepos; am Sonntag wurde etwa in Oßweil, Neckarweihingen oder Hoheneck „eingekehrt“, und im Frühjahr wanderte die Familie regelmäßig zum Fürstenstand bei Bietigheim, wo es soviel Maiblumen gab, daß die Kinder von ihrem Duft „sekrank“ wurden. Besonders berühmt war das altwürttembergische Gasthaus zum „Löwen“ in Kornwestheim; dort trafen sich an Königs Geburtstag (27. September) die Frauen der Offiziere mit ihren Kindern zu einer Kaffeetafel, bis die Männer nach der Parade und dem anschließenden Festessen zu Pferde nachkamen.

Das Gouvernement war ein weitläufiges stattliches Gebäude, in dem neben den Diensträumen Raum für ein großes Hauswesen war. Im Haus gab es ständig einen Adjutanten und Ordonnanzen, dazu für den General einen verheirateten Diener, für die Mutter eine Hausjungfer, weiter eine Köchin und mehrere Mägde. Besonders reizvoll ist in den Erinnerungen der Tony Schumacher das patriarchalische Verhältnis zu diesen vielen Untergebenen einschließlich deren Angehörigen auf dem Lande beschrieben, aber trotz des großen äußeren Aufwands lebte die Familie für unsere heutigen Begriffe sehr bescheiden. Besonders gilt das für die Kinder, die zwar mit Liebe, aber streng und ohne Widerrede und fast karg erzogen wurden. Jahrelang erhielt die kleine Tony, weil ihr Milch widerstand, zum Frühstück nur einen trockenen Wasserwecken, und abends gab es für die Kinder wieder nur eine Milch oder eine aufgewärmte Suppe; nur „in ganz großen Ausnahmefällen wurde uns noch eine geschälte Kartoffel ins Bett gebracht, was eine unsagbare Wonne war“, schreibt Tony Schumacher. Diese Ernährung mag



auch die Schwindsucht gefördert haben, an der die drei Jahre ältere Schwester Elise starb; erschütternd ist die Schilderung, wie die Kranke zwei Tage vor ihrem Tode noch den funebren Prunk des nächtlichen Leichenzugs der Gemahlin des Grafen Wilhelm von Württemberg, Theodolinde, die in der Fürstengruft des Schlosses beigesetzt wurde, mitansehen wollte.

Mit fünf Jahren hatte die kleine Tony nach dem Brauch der Zeit schon Tanzunterricht, bei einer etwas abenteu-erlichen Französin; mit dem sechsten Lebensjahr be-gannen die Privatschulen und Privatstunden bei zum Teil recht originellen Lehrkräften. Gleich zu Beginn mußten Lebensweisheiten folgender Art abgeschrieben und auswendig gelernt werden: „Wer da wähnt, die Erde sei ein Rosenkanapee, der wird auf den Dornen der Weltlust erwachen!“

Die Erinnerungen der Tony Schumacher enthalten eine Fülle knapp profilierter, bedeutender Männer und Frauen, die zum elterlichen Hause in verwandtschaftlicher, freundschaftlicher oder gesellschaftlicher Beziehung standen. Meist handelt es sich um Offiziere, auch höhere Beamte; man staunt, wieviel Generale, Minister usw. damals, noch im Dienst oder im Ruhestand, vorübergehend oder dauernd in der kleinen Stadt gelebt haben. Viel bekannte württembergische Namen, vor allem aus dem württembergischen Adel, tauchen auf; auch Ausländer wie der Erstürmer von Sebastopol, der russische General von Todtleben. Bedeutende Schicksale, insbesondere Erinnerungen an die napoleonischen Kriege klingen an; mancher Sonderling ist unter den Genannten. Am besten gelingen der Tony Schumacher aber wohl die Frauengestalten, in ihnen wird viel Güte, Tatkraft und Kultur sichtbar. Auch hier erfreuen hübsche Anekdoten wie die von der „Frau Kameralverwalter Bilfinger“, die im 90. Lebensjahr ihren ersten Magdwechsel hatte und dabei von einem auf einen Tisch gestellten Stuhl stürzte, ohne weiteren Schaden zu nehmen.

Originale gab es natürlich auch sonst in der kleinen Stadt, und die Kinder kannten sie alle. Die Brezeln trug eine verwachsene „Brezelrike“ aus, die auf Verlangen mit schriller Stimme ein einziges Lied zum besten gab; sie stand in scharfem Wettbewerb mit einem „Brezeljakob“. Das „Ofengäbele“ war eine bemitleidenswerte hexenartige Person, die von der Jugend mit dem Ruf „Ofengäbele putz dein Schnäbele“ gereizt wurde bis sie wie eine Furie auf die Kinder losging. Der „Florle“ war ein Invalide aus den napoleonischen Kriegszeiten. Er hatte sämtliche Haare und Zähne verloren. Tony Schumacher erzählt:

Sein Verstand hatte sich verwirrt, als er seine drei Brüder nach und nach im Schnee hatte erstarren sehen, und er redete merkwürdigerweise nur mit Kindern, nie mit Erwachsenen, hingegen bewegten sich seine Lippen stets im Selbstgespräch. Wenn er auf

dem Marktplatz unter dem „Schopf“ auf einer Steinbank zur Zeit des Schulschlusses saß, so war er meist umringt von einer Anzahl Kinder, die sehnlichst auf den Moment warteten, wo der Florle seine einzige große Frage tat:

„Kinder, wollt ihr wissen, wie Moskau nach dem Brand ausgesehen hat? . . . So sah es aus,“ fügte er dann immer sofort gleich hinzu. Und mit einer unbeschreibbaren Gebärde warf er den Kopf mit dem pockennarbigen Gesicht zurück, öffnete den zahnlosen Mund so weit als möglich, und indem er mit dem Zeigefinger tief auf etliche schwarze Stummeln deutete, sagte er noch einmal: „So!“ – dann war die Vorstellung zu Ende, und stolz und triumphierend sah er sich im Kreise um, ob auch gewiß keinem der interessante Anblick entgangen wäre.

\*

Ein weibliches Gegenstück zum Florle war die „Nähkätter“ mit ihrem Courths-Mahlerhaften Schicksal:

Neben ihr stand ihr Nähschächtelchen, in welchem die Fäden auf gelbe Gansgurgeln gewickelt waren. Von Zeit zu Zeit griff sie mit der langen knöchernen Hand, noch tiefer sich bückend, nach dem Boden. Ihre Lippen bewegten sich, gleichfalls murmelnd, und sie machte Bewegungen, als wolle sie zärtlich einen nur in ihrer Idee da befindlichen Hund streicheln. Dies war der große Augenblick, wo die Nähkätter zu genießen war, und er konnte in einer halben Stunde sechsmal wiederkehren.

„Kätter, wie heißt dein Hund?“ fragte man da rasch, und ebenso rasch richtete sich die gebeugte Gestalt kerzengerade auf. In den fast versunkenen Augen flimmerte und blitzte es und mit einer hohlen, erloschenen Stimme wurde nur das eine Wort gesprochen: „Wahnsinn!“

Wer das der Kätter beigebracht oder ob sie selber auf diesen grausigen Namen verfallen, das wußte niemand. Das aber wurde erzählt, daß sie einstens, so wie jetzt häßlich, bildschön gewesen sei, daß sie einen Prinzen oder Grafen zum Freund gehabt, der sie betrogen habe, und daß man sie noch lange Jahre, nachdem ihr Sinn schon umnachtet war, mit einem Hund von seltener Rasse, einem Geschenk ihres einstigen hohen Freundes, habe gehen sehen.

\*

Das ganze liebevolle heraufbeschworene „Kinderparadies“ der Tony Schumacher steht vor dem Hintergrund der damaligen stillen Soldaten- und Beamtenstadt mit ihrem schlafenden Schloß, ihren „stundenlangen“ Alleén, „mit ihren schnurgeraden, nach den Windrichtungen gebauten Straßen, den breiten, oft menschenleeren Plätzen,



den meist einstöckigen, stillosen (!) Häusern“; seit der versunkenen Glanzzeit hatte sich das äußere Bild Ludwigsburgs wohl kaum verändert. „Auf dem Marktplatz unter dem ‚Schopf‘ – der um den halben Marktplatz herumlaufende offene Gang – oder auch sonst in den Straßen Ludwigsburgs saßen die Bürger mit ihren Familien an Sommerabenden auf den steinernen Bänken vor den Häusern, und rechts und links von den damaligen hohen Staffeln standen Oleander- und Lorbeerbäume!“ Durch alle Straßen floß noch „freundlich uneingedeckt“ das Wasser in den Kandel; wo und wie läßt die jetzige Kinderwelt wohl ihre Schiffelein schwimmen und ihre selbstgemachten Mühlen treiben, fragt Tony Schumacher wehmutsvoll. Es gab noch keine Wasserleitung; die Mägde holten das Wasser an den Brunnen und trugen es in kupfernen Gelten auf dem Kopf nach Hause. Nachts kündigte der Nachtwächter die Stunden mit dem Spruch „Hört ihr Leute, laßt euch sagen“ ab. In ganz Ludwigsburg standen nur drei Wagen zur Verfügung; nach den Gesellschaften leuchtete ein Diener mit einem sog. Glashauss oder „eine ehrbare Magd“ der Herrschaft nach Hause. Auch das Geschäftsleben stand noch ganz in den Anfängen. Nur der Großhändler Ruof zeigte seine

„Manufakturwaren“ in einem richtigen Schaufenster, alle andern Geschäftsleute stellten ihre Waren einfach hinter den Parterrefenstern aus, auch die Konditoren Eberle und Eichhorn „ihre Gläser voll Gerstenkugeln, Traubenzucker und Rahmbonbons“, die der kleinen Tony „das Höchste an Wohlgeschmack zu sein schienen, was es auf der Welt gab“.

Als Tony Schumacher ihre Erinnerungen niederschrieb, hatte die neuzeitliche Entwicklung Ludwigsburgs schon begonnen; „weiter draußen“ gehörte zu der Stadt, wie sich die Verfasserin in der Einleitung ihres Buches ausdrückt, schon „ein vom lebhaftesten Verkehr durchflutetes, segnen- und verdienstspendendes Fabrikviertel“. Seitdem hat sich die damals angebahnte Entwicklung überstürzt. Aber gerade für das veränderte Ludwigsburg der Gegenwart bedeutet das Kindheitsbuch der Tony Schumacher ein Vermächtnis. Vermittelt es doch über die persönlichen Erinnerungen der Verfasserin hinaus ein aus liebevoll bewahrten Einzelheiten zusammengesetztes Bild der Stadt Ludwigsburg und ihrer Menschen vor hundert Jahren. Aus einer altbürgerlichen Zeit, die für uns heute schon fast ebenso versunken ist wie die Periode der fürstlichen Residenz. L.

## In der Vaterstadt Ludwigsburg

### I

Das sind die alten Wege,  
Die schattigen Alleen,  
Des Parkes alte Stege,  
Felsburg und kleine Seen.

Das sind die alten Gassen,  
Der Marktplatz, leer und breit.  
Vollauf ist Raum gelassen  
Für Kinderlustbarkeit.

Das sind die Laubengänge,  
Die uns so wohl behagt,  
Durch deren luftge Länge  
Wir jauchzend uns gejagt.

Und hier am Hallenbaue,  
Hier steht das Vaterhaus.  
Ehrwürdig Haupt, o schau –  
Ich harre – schau heraus!

O Mutterbild erscheine!  
Geschwister, kommt ans Licht!  
Der teuren Seelen keine  
Darf fehlen. Säumet nicht!

### II

Ist mancher so gegangen  
Und hat zurückgedacht,  
Wie er mit Kinderwangen  
Hier einst gespielt, gelacht!

Wird mancher noch so gehen  
Und denken so zurück  
Und wird sich selber sehen  
In seinem Kinderglück.

Wird stehen, wie ich heute,  
An seinem Vaterhaus,  
Wo nun die fremden Leute  
Zum Fenster schaun heraus.

Wird suchen und wird spähen,  
Am hellen Tage blind,  
Wird meinen, er müsse sie sehen,  
Die alle nicht mehr sind.

*Aus Friedrich Theodor Vischer:  
„Lyrische Gänge“, 1882*



# Jugend-Erinnerungen

Von Oscar Paret

Meine Heimat war das Pfarrhaus Heutingsheim bei Ludwigsburg. Dorthin war mein Vater im Mai 1892 von meinem Geburtsort Dachtel Kreis Calw vom Patronats-herrn Freiherr von Brüssele-Schaubeck berufen worden. Ich war dreijährig, hatte eine ältere Schwester und zwei jüngere Brüder, zu denen später noch zwei Schwestern kamen. Noch erinnere ich mich an die zwei Schäf-lein, die mit roten Bändern geschmückt als Geschenk der Gemeinde im Garten auf uns warteten.

Das große Haus mit eingebauter Scheuer, mit der wohl-ausgestatteten Werkstatt des Vaters im ehemaligen Pferdestall, mit dem Hof hinter dem Haus, mit dem Garten, der durch buchsgesäumte Wege geteilt war, mit dem Gartenhaus auf einem Hügel und besonders mit der Fliederlaube an der Ecke der Kirchhofmauer – wahrlich eine wunderbare Umwelt für Kinder. Dazu kam die Stu-dierstube, wo der Vater, die lange Pfeife rauchend, am Stehpult arbeitete, auch den ersten Unterricht erteilte. Aber vorher gings in die Kinderschule. Auf den Spazier-gängen am langen Seil mit Schwester Marie, wobei ich gerne als letzter den Rest des Seiles trug, mich als Lenker eines großen Gespannes fühlend, lernte man die nähere Umgebung, insbesondere das heckenumsäumte Kasten-  
eck, die Stätte einer mittelalterlichen Burg, kennen. Auch unser Riekele von Eglosheim ging mit uns spazieren, gerne zum damals noch abseits gelegenen Bahnhof. Wenn dann das Zügle kam und wir der Lokomotive zuwinkten, pffif sie laut und der Führer winkte auch (oder galt dieser Gruß nur dem Riekele?).

Im Frühjahr 1895 kam ich in die Schule, die dem Pfarr-haus gegenüber lag. Als Lehrer Riedel bald darauf in den Ruhestand trat und auszog, saß ich stundenlang in sei-nem Zimmer zwischen alten Büchern und Zeitschriften und durfte mir Bilder mitnehmen. Bald konnte ich eine Klasse überspringen.

Unsere nächste Nachbarin war durch Jahrzehnte Frau Schwarz. Fast täglich waren wir bei ihr, etwa um Eier zu holen, oder im Stall und später auch zu einem Schwatz. Als ich ins Gymnasium gekommen war und ihr erzählte, daß ich Lateinisch lerne, meinte sie: „Wie isch denn des? Schwätz amol was!“ Ich kam dabei über *amo*, *amas*, *amat* nicht hinaus. Unsere Mutter besuchte zweimal ihre Schwester in New York, wo ihre Eltern schon gestorben waren. Sie hatte sie zehnjährig der Schule wegen ver-lassen müssen. Auf der Hinfahrt 1905 hatte sie einen Schnelldampfer benützt und war rascher am Ziel als auf der Rückreise. Frau Schwarz meinte dazu: „Da gehts eba bergabe.“ Das starke Erdbeben vom 16. November 1911 hatte sie verschlafen. Als Grund dafür gab sie uns an: „Drom schlof i hintanaus!“

Hier sei auch noch des im Armenhaus in der Nähe wohnenden Totengräbers Motz gedacht, den wir vom

Friedhof her kannten und in seinen alten Tagen öfters besuchten. Da er jedem Satz ein „Net ha?“ anfügte, hießen wir ihn so. In seiner Stube herrschte Ordnung, der Wandputz war allerdings zum Teil abgefallen und ein Fensterloch mit einem Lumpen verstopft. An der Wand hingen aber in bester Ordnung seine dreizehn Pfeifen, die er schon geraucht hatte, und seine ausge-dienten Kappen. „Da kammer en viel Häuser neikomma, sen net so viel Pfeifa dren, net ha?“ Säcke voll Tabak hatte er auf der Bühne, den laufenden Bedarf in einer Heringsbüchse. Er erzählte, daß er nach seiner Konfir-mation einige Jahre als Schweineknecht in Sigmaringen und 1854 in Ludwigsburg bei der Artillerie gedient habe. Dann war er Roßknecht, Feld- und Wengertschütz und drei Jahrzehnte Totengräber gewesen. Nun gefiel es ihm in seiner warmen Stube. Vor Einführung der Zündholz-steuer hatte er sich vorsorglicherweise noch 500 Schach-teln gekauft. Mit 78 Jahren sagte er zu uns: „Des Zemer bleibt äwel bei mer. Net ha?“ Und er hatte vor, noch lange zu leben: „I halt mei Maul net, na stirb i net. Net ha!“ Eines Tages, im Jahr 1912, ist er doch stille geworden.

Der Kirchturm, mit dem Pfarrhaus verbunden, spielte immer eine große Rolle. Er war ständig von Schleiereulen bewohnt, die wir im Nest und abends beim Ausflug be-obachteten. In der Dämmerung zählten wir die etwa hundert Fledermäuse, die unter dem Turmknopf woh-nen. Und in Sommernächten konnten wir zuweilen in unserem Hof junge Marder spielen sehen, die ihr Lager auf der Kirchenbühne hatten. Aber auch das Glocken-läuten, bei dem man sich so schön vom Seil hochziehen lassen konnte, und die Inschrift auf jener Glocke, die im Jahr der Entdeckung Amerikas gegossen worden ist, be-schäftigten uns.

Der Pfarrgarten war ein idealer Spielplatz. Wir sechs Geschwister hatten eigene Gärtchen. Der große Gras-garten, der bis zur Geisinger Straße reichte, war einem Nachbar verpachtet. Wir halfen beim Heuen und spielten um die Heuhaufen, im Frühjahr auch an der kleinen Quelle, die dort entsprang und der wir aus Schlamm ein Becken schufen. Bei einer solchen Arbeit war es, daß die Mutter uns rief und mitteilte, daß Bismarck gestorben sei.

Enger Verkehr bestand zwischen Pfarrhaus und Rent-  
amt. Der 1899 gestorbene Rentamtman Aldinger war ein ausgezeichneter Fachmann auf dem Gebiet der Land-wirtschaft und des Obst- und Gartenbaues. Der Rent-  
amtsgarten kam mir mit seiner Fülle von Blumen wie ein Paradiesgarten vor, und die Maulbeeren und Dür-litzen sind mir unvergeßlich. Hier hatte der 34jährige Friedrich Schiller im Herbst 1793 während seines Be-suchs in Ludwigsburg, bei dem er von Ludowike





Das Schloß in Heutingsheim

Simanowiz gemalt wurde, mit dem Freunde von Hoven den Amtmann Mader und seine große Bibliothek besucht. Auch mit dem Sohn Emil Aldinger, der dem Vater im Amt folgte, standen wir Buben auf gutem Fuß.

Winters wohnte der Schloßherr, Freiherr Felix von Brüssele-Schaubeck, im Schloß. Der Herr Baron zeigte mir seine Bibliothek, auch war ich manchmal mit meiner Schwester zum Tee bei ihm. 1906 hat er mich mit meinem Bruder in sein Schloß Schaubeck bei Kleinbottwar eingeladen und uns durch Schloß und Park geführt. Mit dem Diener Joseph warteten wir einmal am hochgezogenen Ziegel einer Scheuer mit der Schrotflinte auf Elstern, die zu zahlreich geworden waren. Kaum war ich auf Posten, als ich zum Schuß kam und mit ihm gleich zwei Elstern erlegte.

#### *Schulzeit in Ludwigsburg 1898–1905*

Herbst 1898 trat ich in das Gymnasium Ludwigsburg unter Rektor Erbe und Schuldienner Weingärtner (Wengerter) ein. Zu Ludwigsburg hatte meine Familie weit

zurückreichende Beziehungen. Als Hugenotte war mein ältester bekannter Vorfahre, Michael Paret, als markgräfllich badischer Tanz- und Exerzitenmeister von Durlach nach Tübingen gekommen. Die beiden Söhne blieben in Stuttgart und Ludwigsburg beim Beruf des Vaters. Der ältere ließ sich in Ludwigsburg am Kirchweihfest 1728 in der zwei Jahre zuvor eingeweihten Stadtkirche trauen, der andere, Karl Simon, in Stuttgart. Dessen Frau, die Enkelin des Hofpredigers und Probstes von Denkendorf, Zeller, lebte als Witwe in Ludwigsburg und starb hier 1754. Ihr Enkel wurde Pfarrer wie auch der Sohn, mein Urgroßvater, dessen musikalisches Pfarrhaus in Großbettlingen der junge Mörike schildert. Er brachte seinen Lebensabend in Ludwigsburg zu, ebenso der Großvater, der zuletzt Pfarrer in Dürrenz gewesen war, wie auch der Vater. So hatte ich als Schüler in Ludwigsburg immer auch ein Heim bei den Großeltern und Tanten, von denen Eugenie 33 Jahre Zeichenlehrerin an der Höheren Töcherschule war, und bei einer Großtante, die als Klavierlehrerin am Reithausplatz wohnte.



Auch die Vorfahren meiner Mutter waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Pfarrer, und zwar in hohenlohe'schen Diensten. Durch meine Großmutter väterlicherseits, geb. Wächter, läßt sich der Stammbaum über Theologen- und Beamtenfamilien bis zum Reformator Oslander zurückverfolgen.

In Ludwigsburg kam ich zunächst ein Jahr zu Bracher (später Professor in Ulm), in Obere Marktstraße 3, dann 1899–1901 zu Oberpräzeptor Belschner, ins Gebäude neben der Stadtkirche.

Im September 1898, als wir Kinder schon zu Bett lagen – erst von der Konfirmation an durften wir zum Abendessen der Eltern aufbleiben –, kam der Vater und erzählte, daß er römische Ausgrabungen bei Benningen gesehen habe. Scherben und Nägel hatte er von dort mitgebracht. Es war die Untersuchung des Benninger Kastells durch die Reichslimeskommission. Dies blieb mir unvergeßlich. So muß die Anlage zum Geschichtsforscher schon in mir gewesen sein. Mein Vater hat sich neben seiner Doppelpfarrei – auch Geisingen gehörte dazu – vor allem der Musik und dem Instrumentenbau gewidmet. Es war ein musikalisches Pfarrhaus mit Trios und Quartett. Bei größeren Unternehmungen mit Bekannten durfte alles mitmachen, auch Triangel und Trommel fehlten nicht. Als Orgelrevident hatte der Vater oft auswärts zu tun. Für die Emichsburg in Ludwigsburg fertigte er eine Aeolsharfe, einen Ersatz für die von Mörike genannte. Im Orgelbau Walcker in Ludwigsburg war er von Anfang an zuhause. Dadurch kamen auch manche Besuche in unser Haus, so der japanische Musikgelehrte und Physiker Dr. Shohé Tanaka. Er schenkte mir ein japanisches Spielzeug, das ich noch besitze. 1892 war er zu Walcker gekommen, um wegen des Baues einer von ihm durchdachten Orgel mit syntonisch reiner Stimmung zu verhandeln. Jede Oktave eines Registers umfaßt bei ihr 38 Tasten. Nach einjähriger Arbeit war das Werk fertig und wurde von Tanaka einem größeren Kreis von Interessenten vorgeführt. Nur unser Vater, der den Bau verfolgt hatte, konnte das sehr komplizierte Instrument spielen. Alles war über den Wohlklang erstaunt. Das Instrument kam nach Berlin, zwei weitere nach Saugau und Freiburg. Mehrmals mußte in späteren Jahren unser Vater diese beiden Orgeln stimmen. Weitere Verbreitung hat diese musikalisch interessante, aber sehr schwierig zu spielende enharmonische Orgel nicht gefunden. Mein Vater hat dann auch Lauten und Gitarren mit einer Vorrichtung zum reinen Spielen gebaut und dafür ein Patent bekommen. Mehrere Lautenkünstler haben sich solche Instrumente beschafft. Ich selbst erhielt einige Zeit Malunterricht bei Eberhard Walcker.

Belschner, der Historiker, gab mir viel. Er hatte das Jahr zuvor mit Oberbürgermeister Dr. Hartenstein und Hofbuchhändler Aigner den Historischen Verein und ein Heimatmuseum gegründet. 1899 hat die Stadt von der Museumsgesellschaft das Ratskellergebäude erworben. Davon überließ sie im Frühjahr 1901 zwei Räume im 1. Stock dem Historischen Verein für die erste Ausstel-

lung seiner Sammlung. Belschner hat sie mit seiner Klasse besucht und er hat im Unterricht seinen Stadtführer, den jeder Schüler in die Hand bekam, eingehend besprochen. Das war vorbildliche Heimatkunde. Nur einmal war ich enttäuscht. Er behandelte in der Erdkunde China und erzählte, daß dort der Löß in großer Mächtigkeit weite Länder bedecke. Löß gebe es auch bei Hohenek. Ich wanderte damals gleich nach Hohenek und suchte und suchte Löß, aber vergebens, denn ich hatte noch keine rechte Vorstellung von ihm. Dagegen besitze ich noch mein Schulheft mit einem Aufsatz vom Oktober 1900 über die Gründung Ludwigsburgs und von 1901 über das Thema: Ein Begräbnis in Schwaben vor 2500 Jahren. Da uns Belschner in der Ausstellung die Gräberfunde von den Ausgrabungen einiger Hügel bei Stammheim durch den Verein im September 1900 zeigen konnte, entstand in mir eine lebendige Vorstellung jener fernen Zeit.

All das hat mich stark angeregt zu eigenem Tun. 1902 verfaßte ich unter Heranziehung der Pfarregistratur eine Beschreibung von Heutingsheim: Lage, Geschichte, Rundgang und Ausflüge. Ich gab eine Karte und mehrere Federzeichnungen bei. Im folgenden Jahr schuf ich daselbe für das Filial Geisingen. Als ich eine Abschrift davon der Lehrerin von Geisingen schenkte, gab sie mir eine Mark, mein erstes Schriftstellerhonorar. Sodann gründete ich im April 1903 mit Geschwistern und Bekannten einen Altertumsverein und eine Sammlung. Wir sammelten im Dorf alte Bücher, ein Spinnrad, Münzen, und Versteinerungen in Steinbrüchen der Umgebung. Bei Hausumbauten auch alte Dachziegel mit Inschriften. Nach solchen durchforschte ich mit dem Fernglas des Vaters alte Dächer im Dorf. Dabei gelang mir die Bergung eines grünglasierten Ziegels von der Kapelle, die bis 1806 auf dem Platz der mittelalterlichen Burg Kasteneck gestanden hatte. Meine nette Briefmarkensammlung tauschte ich gegen eine spätrömische Münze (Kaufpreis 10 Pfennige) um.

Im Vereinswappen brachte ich zwei gekreuzte Mammutstoßzähne, ein altes Buch, eine Urkunde, eine Münze und einen alten Dolch unter. Die Sammlung enthielt wenigstens ein Bruchstück eines Backenzahnes vom Mammut, das Februar 1903 beim Ausheben eines Kellers gefunden worden war, auch mittelalterliche Scherben von dort. Bei der festlichen Gründungsversammlung am Ostermontag 1903 mit Vortrag des Vorsitzenden über den Zweck des Vereins und der Sammlung, mit Gedichtvorträgen der Brüder und Gesang, wie auch bei den folgenden Jahresversammlungen hielt ich Vorträge, so 1903 über die Ludwigsburger Fürstenhügel und 1904 über die Pfahlbaubewohner.

Ich war inzwischen Herbst 1903 in Klasse VII zu Professor Widmann gekommen, nachdem ich die Klasse V unter dem Prügelmeister Vischer, allgemein wegen seines häufigen Scheltwortes der Scheusäler genannt, wenn auch auf der hintersten Bank, wo die Besten saßen, mit hundert Tätzen und Klasse VI mit dem parteiischen Professor Renner durchgestanden hatte. Nun wurde man



mit Sie angeredet. Der Unterricht in Homer begeisterte mich so, daß ich viel in Hexametern dichtete, ja während mehrerer Homerstunden mit meinen Gedanken vollständig abwesend war, zwar auch im Altertum, aber nun nicht bei Odysseus auf seinen Mittelmeerfahrten, sondern bei den noch älteren Pfahlbauern am Bodensee. In einem langen Gedicht in Distichen schilderte ich einen Besuch in einem Pfahlbaudorf mit Ausblicken auf die Gegenwart mit ihrer leblosen Betrachtung der Natur. Vierzig Jahre danach erschien mein Nachruf auf die vorgeschichtlichen Pfahlbauten, in dem ich ihre Annahme als Irrtum nachwies.

Wenn ich an den verehrten Lehrer Widmann denke, von uns Zeus genannt, fällt mir immer ein, wie er einmal den Schulkameraden Berg zu einer Antwort bewegen wollte: „Sie stehen ja da, wie der Ochs vor dem Berg!“ und wie er sich auf das Gelächter hin rasch verbesserte: „Wie der Berg vor dem Ochs!“ Professor Krockenberger (Kakte) sagte uns einmal: „In einem deutschen Elaborat dürfen keine Fremdwörter vorkommen.“ In böser Erinnerung ist mir, wie sehr meine Augen bei dem flackern des Schnittbrennerlicht schmerzten.

Doch nochmals zurück zur Jahrhundertwende. Zwei Ereignisse im Jahr 1899 muß ich noch erwähnen. Im Juni war meine zwölfjährige Schwester, als sie mit uns zwei jüngeren Brüdern wie täglich von der Schule in Ludwigsburg auf der Straße heimging, in der Hohle von einem Verbrecher überfallen und im letzten Augenblick durch einen Bauern, der wegen des Regens unter einem Baum gestanden hatte, gerettet worden. Als Zeuge bei der Schwurgerichtsverhandlung in Stuttgart mußte ich vom Vorsitzenden beruhigt werden, da ich mich vor dem Verbrecher auf der Anklagebank fürchtete. Er erhielt wegen Mordversuch drei Jahre Zuchthaus. Lange noch lag der Schrecken in unseren Gliedern.

Da war es ganz günstig, daß es am Morgen des 13. September hieß, Kaiser Wilhelm II. komme aus Anlaß des Manövers. Wir drei Brüder eilten dem Bahnhof zu, sahen den Hofzug von Ludwigsburg her kommen und stellten uns am Dorfausgang auf. Als der Kaiser auf seinem Schimmel mit großem Gefolge an uns vorbeiritt, riefen wir Hurrah! Seine Majestät sagte uns: „So ist's recht, ihr Jungens.“ Wir folgten auf das Manövergelände südlich vom Ort beim Ochsensträßle, erhielten dort aber von einem Adjutanten einen scharfen Tadel, als wir fast in die Bahn des mit seinem Stab herangelopierenden Kaisers geraten waren.

Seit 1897 habe ich viel nach der Natur gezeichnet und gemalt, im Dorf und seiner weiteren Umgebung.

Wohl habe ich dann in Ludwigsburg bei Professor Gnant viel im Zeichnen gelernt, wesentlich mehr aber erst seit 1905 in der Friedrich-Eugens-Oberrealschule in Stuttgart durch den Unterricht von Professor Reinhold Schmidt, dem Vater meines späteren Kollegen Richard Schmidt. Mit zwölf Jahren begann ich Tagebuch zu schreiben, während der Schuljahre allerdings nur in den Ferien. Welch glückliche Zeiten waren das in der schönen Hei-

mat! Heutingsheim war damals noch ein Bauerndorf, doch arbeiteten schon viele in der Zichorienfabrik Franck in Ludwigsburg. Frauen von Geisingen und Heutingsheim trugen täglich das Essen für ihre Männer und Nachbarn in Körben auf dem Kopf in die Stadt. Wir Geschwister hatten Gelegenheit, bei der Heuet und Kartoffelernte zu helfen. Wie herrlich, am Feuer auf dem Acker Kartoffeln zu braten oder auf dem vollen Heu- oder Garbenwagen vom Feld bis zur Scheuer fahren zu dürfen! Auch die Pfarrscheuer wurde benützt. Bei Regen tummelten wir uns im Heu, wo sonst nur die Katze ihr Wochenbett hatte. Später zog ich gelegentlich in der Frühe mit Nachbarn hinaus zum Mähen oder lud Heu- und Garbenwagen selbst.

Ein Ereignis für das Dorf war es, als eines Tages – es wird um die Jahrhundertwende gewesen sein – mit einigem Lärm ein Automobil den Buckel bei der Kirche heraufgeschnauft kam. Alles rannte und in Gruppen stand man noch lange da und besprach das unerhörte Erlebnis. Ich höre noch den alten Schmied Bender sagen: „Dös isch a Waga wos Fuir treibt.“ Es war der Beginn einer neuen Zeit. Erregender war für mich, am 13. Oktober 1909 auf der Internationalen Luftfahrtausstellung in Frankfurt den Franzosen Blériot in seinem primitiven Flugzeug sich vom Boden lösen und fliegen zu sehen. Er hatte wenige Wochen zuvor als Erster den Ärmelkanal überflogen.

Auf den Dorfstraßen sah man meist nur Kuhfuhrwerke. Einige Bauern hatten auch Pferde. Das Spiel der Kinder auf den Straßen wurde dadurch kaum gehemmt. Allabendlich, wenn das Vieh zur Tränke an die Dorfbrunnen bei der Kirche und in der Schloßstraße getrottet kam, und an diesen Brunnen auch die Frauen und Mädchen sich zum Wasserholen und Schwätzen versammelten, kamen mit lautem Geschnatter die Gänse vom Gänsgarten ins Dorf, vom Buckel beim Schloß an fliegend. Wenn dann die Abendglocke geläutet hatte, nicht selten durch mich, wurde bald Stille im Dorf.

Und Friede und Ruhe herrschte auch im Tal, am Bach, der vom Monrepos-See nördlich am Dorf vorbei durch die Klinge mit ihrem Wäldchen nach Beihingen und zum Neckar fließt. Wie oft saßen wir stundenlang auf einem Steinblock am Hang der Klinge, lesend oder den Wiedehopf und viele andere Vögel beobachtend. Besonders mein 1914 gefallener Bruder Gerhard war ein großer Vogelkenner. Am Bach tummelten wir drei Brüder uns fast täglich, um Schifflin schwimmen zu lassen. Dichtes Gebüsch säumte den Bach von Monrepos an. Da konnte man in den Kreuzwiesen Hasen und Fasanen belauschen, auch die bunten Regenbogenforellen im durchsonnten Bach stehen sehen. Einmal sammelten wir viele Egel. Wir trugen sie gleich nach Ludwigsburg zum Verkauf in die Apotheke, um den Eltern mit einem Geschenk eine Freude zu machen, wurden aber sehr enttäuscht, als man sie als wertlose Roßegel bezeichnete.

Monrepos mit seinem See, mit Kapelle und Fehmgericht war unser liebster Ort, zum Kahnfahren und winters zum



Schlittschuhlaufen. Welch festliches Treiben auf dem gefrorenen See, wenn die Militärkapelle spielte und in Buden auf dem Eis Berliner, warme Würstchen und Glühwein zu haben waren, wenn auch nicht für uns. Wir sammelten sommers Teichmuscheln und Plankton und holten Sumpfgas zu chemischen Versuchen. In Sommernächten lauschten wir vom Kahn aus dem Tierleben. Wir standen ja mit dem Verwalter Kreuz auf gutem Fuß. Er erzählte uns gerne von seinen abenteuerlichen Meerfahrten, wobei er wohl viel Seemannsgarn einwob.

Auch das Brandholz gegen Bietigheim war damals noch eine Oase des Friedens. Es war das beliebte Ziel des sonntäglichen Spaziergangs der Familie. In dieser Richtung war auch Raum, um im Herbst Drachen fliegen zu lassen. Ich hatte einen großen zusammenlegbaren Drachen in Vogelform konstruiert, der ausgezeichnet flog. Auch Kastendrachen, deren Kenntnis unser Vater von der Wetterstation Friedrichshafen mitgebracht hatte, ließen wir, mehrere hintereinandergeschaltet, an einer bis 800 m langen Schnur steigen. Wiederholt rissen sie sich los und mußten bei Beihingen geholt werden. Wir planten auch, mit ihnen Photoaufnahmen aus der Luft zu machen. Doch war die Kamera, die mir Baron von Brüssel geschenkt hatte, für diesen Zweck leider zu schwer.

Im Tagebuch sind solche Ferientage genauestens aufgezeichnet. Mehrmals am Tage notierte ich die Wetterverhältnisse, bei den Spaziergängen die Zahl der beobachteten Hasen und Rebhühner, selbst auffallende Heuschrecken. Im Dorf war unser Interesse für die Natur bekannt, und so wurden uns nicht selten Totenkopfpuppen und nestjunge Vögel gebracht oder etwa ein auf dem Acker gefundenes Igelnest mit Jungen gemeldet.

Zum Kleinaspergle bin ich immer wieder gewandert, mit den Brüdern oder allein, auch bei mond heller Nacht. Als wir drei Brüder im Winter einmal querfeldein möglichst in Luftlinie dem Fürstengrab zustrebten, kam ein Landjäger auch querfeldein auf uns zu und wollte unsere Schußwaffe sehen. Hasen gab es damals noch viele. Bei den Treibjagden auf der Markung belief sich die Strecke wohl auf 200 und mehr. Davon schickte der Jagdherr immer einen ins Pfarrhaus.

Unser Vater bekam wegen einer Erkrankung von 1903/04 einen Vikar. Mit dem ersten, Fritz Medinger, waren wir Buben eng befreundet. Manchmal lagen wir mit unseren Schulbüchern und er mit seinem Predigttext im Wäldchen beim Schloß oder am Bachufer. Cäsar und Homer lasen sich auch auf der Kirchhofmauer in der Laube oder in der Krone eines Birnbaums im Garten ganz anders als im Schulzimmer. Einen Blick in die weitere Welt vermittelte der Vater meiner Schwester und mir 1901 bei einer Neckarfahrt nach Heidelberg.

Es war eine zwar kleine Welt, in der ich bis dahin gelebt hatte, aber es war eine ganze und eine reiche Welt gewesen.

#### *Schulzeit in Stuttgart 1905–1908*

Seit Herbst 1905 fuhr ich täglich nach Stuttgart in die

Schule. Ich kannte die Stadt etwas, hatte doch der Vater mit uns öfters Nills Tiergarten besucht, wo ich Löwen, Büffel und Eulen zeichnete. Ich trat in die Friedrich-Eugens-Oberrealschule in der Hohestraße ein. Wegen der ungünstigen Zugverbindung mußte ich winters um 1/26 Uhr aufstehen, sommers schon um 4 Uhr. Im benachbarten Brenzhaus konnte ich um 30 Pfennige mittagessen. Unter den Lehrern hatte ich ein engeres Verhältnis zu Professor Entreß, den ich schon am Gymnasium in Ludwigsburg in Chemie gehabt hatte. Nun gab er Biologie. Was er an der Wandtafel zeigte, prüfte ich zu Hause in der Laube beim Sezieren eines Igels. Ein ausgezeichnete Lehrer in Literaturgeschichte war Professor Schwend. Auch von Professor Max Diez, dem späteren Direktor der Staatsgalerie, und von Hofprediger Hoffmann hatte ich Unterricht. Von den Mitschülern seien etwa Willi Baumeister, der spätere Maler, und der Naturwissenschaftler Reinhold Lotze erwähnt. Nach dem Unterricht saß ich oft in der Bibliothek des Landesgewerbemuseums und machte Auszüge aus einem naturwissenschaftlichen Lexikon.

Von Anfang an zog mich das Naturalienkabinett in der Neckarstraße an. Ich brachte im Sommer 1906 fast jeden freien Nachmittag und die ganzen Sonntage in der Sammlung zu, später einmal eine ganze Woche. Dazu hatte mir Professor Eberhard Fraas die Schlüssel gegeben, so daß ich schon von 7 Uhr an bis zur Dämmerung im Museum arbeiten konnte. Besonders fesselte mich die geologische Sammlung. Ich habe viel hier gezeichnet und dadurch Anschluß an die benachbarte Altertümersammlung gefunden.

Als Knabe hatte ich jedes Jahr im Garten ein Loch gegraben, um zu sehen, was der Boden birgt. Die erste größere Forschungsgelegenheit bot sich im Sommer 1906, als Heutingsheim seine Wasserleitung baute. Der Hochbehälter kam auf die Höhe am Ochsensträßle südlich vom Ort, das Pumpwerk neben den Gänsegarten im Nordwesten, die Quellen lagen in den Kreuzwiesen nahe Monrepos. Bei diesen entdeckte ich durch einen Leitungsgraben ein römisches Gehöft, nahe dem Pumpwerk ein keltisches Skelettgrab und in der Nähe die zugehörige Siedlung. Mit einigen der oberitalienischen Grabarbeiter bildete sich rasch ein Freundschaftsverhältnis. Wir luden sie abends zum Singen ein oder man stand auf der Straße zusammen. Toffano blieb im Lande und betrieb in Ludwigsburg ein Südfrüchtegeschäft bis 1956.

Im August 1907 habe ich mit einer Landesfahrkarte das ganze Land bereist, mich auch an den Federsee, soweit die Bulten trugen, vorgewagt. Nach Rückkehr begann die Innenerneuerung der Heutingsheimer Kirche, wobei unser Vetter Martin Elsässer den Vater beriet. Ich übernahm zunächst die Aufdeckung gotischer Wandgemälde (schlecht erhalten) und im Beisein von Baron Brüssel die Untersuchung der Gräfte unter dem Chor. Dabei lud mich der Herr Baron nach Schaubek ein, diesmal zur Mitarbeit bei der Untersuchung einiger vorgeschichtlicher Grabhügel in seinem Wald beim Forsthof. Es



waren zunächst vier Mann eingesetzt. Dann aber grub ich noch mehrere Tage, soweit es die Schule zuließ, mit meinem Bruder. Längst ist das Waldstück gerodet, sind die Hügel eingeebnet. Doch ist der größere Teil der eindrucksvollen Gruppe im Wald nebenan noch erhalten. Am 7. Oktober 1907 ging ich mit meinen Heutingsheimer Funden und dem Plan der Kleinbottwarer Hügel zu Professor Eugen Gradmann in die Altertümersammlung in Neckarstraße 8. Er sagte mir, er habe jetzt einen Assistenten für die Altertümer, Dr. Peter Goeßler, und führte mich zu ihm ins Zimmer nebenan. Aus dieser ersten Begegnung ist eine lebenslange Zusammenarbeit geworden. Goeßler gab mir gleich den Auftrag, aus Großsachsenheim gemeldete römische Mauern zu untersuchen. Mein Bericht über die Grabhügel im Marbacher Postillon vom 14. Oktober war meine erste gedruckte Arbeit.

Ein paar Tage darnach begann ich mit Ausgrabungen in dem von mir kurz zuvor entdeckten Steinzeitdorf auf dem Hungerberg bei Hoheneck, zu dem Goeßler wiederholt kam. Der Abbau der Lehmgrube Hubele gab noch jahrelang Veranlassung zu Grabungen. Manchmal hatte ich mit meinem Vater auf dem Schubkarren schwere Scherbenkörbe nach Heutingsheim zu schieben. Auf der großen Bühne des Pfarrhauses richtete ich mir eine Werkstätte mit langen Tischen zur Reinigung und Ergänzung der Gefäße mit Gips ein. Die Funde bildeten eine wertvolle Gruppe im Landesmuseum. Proben habe ich 1909 dem Heimatmuseum Ludwigsburg gestiftet.

Im April 1907 war ich an Gelenkrheumatismus mit seinen Folgen fürs Herz erkrankt. So konnte ich an der Reifeprüfung nicht teilnehmen und auch später von der Bereitwilligkeit der Ministerialabteilung, mich allein zu prüfen, nicht Gebrauch machen. Nochmals mußte ich ein halbes Jahr auf die Schulbank. Doch konnte ich mich März 1908 der neu eingeführten außerordentlichen Reifeprüfung in Ulm unterziehen. Dadurch war es möglich geworden, daß mich Goeßler für drei Monate als Assistent bei der Aufdeckung des Kastells Cannstatt anstellen konnte. Die Mitwirkung bei diesem großen Unternehmen mit 60 Mann war für mich eine gute Schulung und wertvoll auch durch das Bekanntwerden mit vielen Fachleuten, die zu Besuch kamen. Obwohl bei 3,50 Mark Taggeld einschließlich Fahrt und Verpflegung nicht viel übrigblieb, konnte ich nach Abschluß doch eine Studienreise in die rheinischen Museen bis Köln und Trier und auf die Saalburg unternehmen. In diesem September wanderte ich zum erstenmal auf dem Limes, von Welzheim bis Murrhardt.

#### *Studium in Stuttgart und München 1908–1912*

Im Oktober 1908 begann ich das Studium der Architektur an der Technischen Hochschule Stuttgart. Das bedeutete, da ich in Stuttgart ein Zimmer nahm, eine gewisse Loslösung vom Heimatdorf. Ich hörte Geologie bei Sauer, Kunstgeschichte bei Weizäcker, Praktische Geometrie bei Hammer, Hochbaukunde bei Jassoy, Bau-

geschichte bei v. Reinhardt, hatte Aquarellieren bei Schmoll v. Eisenwerth, Aktzeichnen und Modellieren bei L. Habich, und Entwerfen bei Paul Bonatz und meinem Vetter Martin Elsässer. Auf meiner Bude arbeitete ich besonders Bau- und Kunstgeschichte. Die vorgeschriebene Baupraxis erwarb ich im Büro Friedrich Haußer und beim Bau des Schiller- und Mörike-Gymnasiums in Ludwigsburg, bei Handwerkern in Heutingsheim, als Steinhauer beim Neubau des Lehrerinnenseminars in Markgröningen, dessen Vorstand damals mein Onkel Dr. Fritz Paret war. Zeitweise täglich war ich bei Dr. Goeßler, der immer irgendwelche Aufträge für mich hatte, im Magazin, im Lande draußen, zum Zeichnen, zum Fertigen des Registers der Fundberichte aus Schwaben u. a. Dabei wurde ich auch mit Dr. Julius Baum bekannt. Regelmäßig besuchte ich die Ausstellungen des Kunstvereins in der Schellingstraße. Theater und Oper lernte ich jetzt auch kennen, spielte auch öfters als Statist mit, wofür man 1 Mark bekam.

Als im März 1909 der Bund für Heimatschutz gegründet wurde, trat ich ihm bei und saß oft im Lesezimmer des Bundes in Seestraße 6, wo ich mit dem Geschäftsführer Meyer-Jlschen gut bekannt wurde. Gleichzeitig war der Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz aufgestellt worden. Sekretär war Oberförster Eifert, der sein Zimmer beim Landeskonservatorium in der Landesbibliothek hatte. So kam ich auch mit dieser Stelle in Verbindung. Im Februar 1910 schrieb ich in der Ludwigsburger Zeitung über Heimatschutz allgemein und beklagte die Beseitigung eines Gehölzes in der Nähe von Monrepos. E. Gradmanns Buch über Heimatschutz und Landschaftspflege 1910 habe ich damals im Stuttgarter Neuen Tagblatt besprochen.

Im Herbst 1910 ließ der Schultheiß (Bürgermeister) von Heutingsheim die schönen alten Bäume im Friedhof fällen. Ich suchte dies mit meinem Vater vergebens zu verhindern. Beim Landesausschuß trug ich die Schädigung vor und gab einen eigenen Bepflanzungsplan für den Friedhof ab. Eifert gab meine Beschwerde weiter. Darauf schrieb der Staatsanzeiger vom 11. November: „Aus Anlaß eines bestimmten Falles, der durch den Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz zur Kenntnis des Kultministeriums gebracht wurde, hat sich dieses an das Ministerium des Innern mit dem Ersuchen gewendet, auf die Erhaltung und Mehrung des Baumschmucks der Friedhöfe sowie darauf hinzuwirken, daß bei der Neuanlage von Friedhöfen von Anfang an den Gesichtspunkten landschaftlicher Schönheit Rechnung getragen werde. In dankenswerter Weise hat daraufhin das Ministerium des Innern am 13. Oktober d. J. diese Angelegenheit zum Gegenstand eines eingehenden Erlasses an die Oberämter und Oberamtsärzte gemacht.“ Es folgen eingehende Anweisungen. Der Landesausschuß hat daraufhin meinen Bepflanzungsplan (u. a. eine grüne Wand als Abschluß gegen die vorüberführende Straße) ohne Verfasseramen dem Schultheißenamt Heutingsheim zugesandt, worauf der Friedhof so bepflanzt wurde.



Auf der Anhöhe nördlich vom Wilhelmshof stand auf Geisinger Markung bis in die 1860er Jahre ein prächtiger alter Eichenmischwald. In ihm lag in einer Senke ein einst 150 : 75 m großer See. Über seinem Ostufer war um 1802 das Boudoirschlößchen aus Herzog Karl Eugens Garten in Hohenheim, ein kreuzförmiger Pavillon, erbaut worden. König Friedrich benutzte es auf der Jagd als Frühstücksraum. Dieses Schlößchen wurde 1838 abgebrochen, der Wald in den 1860er Jahren gerodet, aber eine Gruppe großer Bäume mit Buschwerk rings um die Senke erinnerte noch an die Vergangenheit und war ein weithin die Landschaft beherrschendes Denkmal. Inmitten weiten, kahlen Ackerlandes bedeutete es ein Dorado für die Tierwelt. Oft war ich dort und beobachtete die Rehe, Hasen und Fasanen, die Vögel im Binsicht und den Horst des Bussard. Leider wurde diese schöne Baumgruppe im Winter 1909/10 gefällt, um die Seemulde als Ackerland benützen zu können. Dabei steht sie heute noch immer längere Zeit im Jahr unter Wasser, nun eine kahle Pfütze. Ich bemühte mich Februar 1910 beim Bund für Heimatschutz um Erhaltung wenigstens einiger Bäume. Vergebens. „Bei sinkender Nacht war ich noch einmal allein am See und sang eine Abschiedsode an den Baumkranz ringsum“ (Tagebuch).

Wieder wandte ich mich an den Heimatbund, als seit Januar 1912 die weithin sichtbare Pappelallee (Spitzpappeln) Favorite-Monrepos umgelegt wurde. Hier konnte ich wenigstens noch veranlassen, daß sie durch den Bund für Heimatschutz im Bilde festgehalten wurde. Den Nekrolog auf die Allee schrieb Meyer-Jlschen im Schwäbischen Heimatbuch 1913.

Im Frühjahr 1910 stand als wunderbare seltene Himmelserscheinung der Halley'sche Komet am Abendhimmel. Sein Schweif zog sich über einen großen Teil des Himmels hin. Nach antiken Angaben wurde er schon seit dem Jahr 240 v. Chr. etwa alle 75 Jahre beobachtet. Nun entdeckte unsere Mutter am 18. April ein fächerartig aufflackerndes Polarlicht, das ich mit meinem Bruder auf abendlichem Gang ins Brandholz auch sah. Auf meine Meldung an die Meteorologische Zentralstation in Stuttgart brachte diese in der Presse diese Beobachtung in Zusammenhang mit der am 19. April stattgefundenen größten Sonnennähe des Kometen. Nicht alle Menschen wurden von diesem beeindruckt. Als ein Freund auf der Straße das Schauspiel bewunderte und einen begegnenden Mann auf den Kometen aufmerksam machte, meinte dieser: „O wa, i han z'Haus Komede gnug!“ und ging seines Wegs. Im Jahr 1986 wird der gewaltige Komet wieder in Erdnähe kommen.

Die Jahre 1908 ff. brachten die Entdeckung zahlreicher Steinzeitsiedlungen. Die verbesserten Pflüge und der Einsatz des Motorpflugs holten bis dahin unberührte Bodenschichten an die Oberfläche, so daß das geschulte Auge oft schon von weitem auf den braunen Schollen den gelben Lehm des Untergrundes und, wo der Pflug über eine steinzeitliche Schuttgrube gefahren war, den schwarzen Kulturboden mit Gefäßscherben und Feuersteingeräten

erkennen konnte, den auffälligen Resten einer Siedlung des 3. Jahrtausends v. Chr. Inzwischen hat der Ackerbau diese Farbunterschiede der Schollen meist verwischt. Vor 1908, dem Beginn meiner Tätigkeit, war im heutigen Kreisgebiet nur eine einzige derartige Siedlung bekannt. An vielen solchen Plätzen habe ich, unterstützt von meinem Vater, gegraben, besonders umfangreich 1910 in der Flur Incher nördlich von Monrepos. Groß war das Interesse der Schulen, die aus der ganzen Umgebung und weiterher kamen. Sonntags strömten die Besucher aus Ludwigsburg und Stuttgart herbei und die Presse berichtete sogar in den USA darüber. Damals war so etwas noch recht neu. Der Schwäbische Merkur stellte mir eine ganze Seite seiner Sonntagsbeilage zur Verfügung, entsprechend die Ludwigsburger Zeitung.

Anfang 1910 hielt ich in der Architektenvereinigung Motiv an der T.H. mehrere Vorträge über die Vorgeschichte Württembergs. Dazu hatte ich zahlreiche farbige Wandtafeln geschaffen. Heute hat man es mit Farbdias einfacher. Gerne erinnere ich mich an die archäologische Studienfahrt im Mai 1910 unter Führung von Professor Dragendorf in die Schweiz und ins Elsaß, wobei ich der Jüngste der kleinen Gruppe war.

Als Professor Goeßler im Sommer 1910 für ein Vierteljahr zur Teilnahme an Dörpfelds Grabungen auf Leukas fuhr, bestellte mich das Kultministerium zu seinem ehrenamtlichen Stellvertreter. Auch im Herbst des Jahres vertrat ich Goeßler während seiner längeren Krankheit. So wuchs ich ganz in den Betrieb am Museum und in den Landesdienst hinein, wenn es auch neben dem Studium etwas viel war. Für Dienstreisen stellte sich gerne Oberingenieur Balz von den Daimlerwerken mit seinem Automobil zur Verfügung. Im Februar hatte ich mit ihm meine erste Autofahrt gemacht.

Von Anfang 1909 an war ich vier Jahre lang Berichterstatter des Württ. Anthropologischen Vereins für den Schwäbischen Merkur und den Staatsanzeiger. Ein Jahrzehnt später, 1919, wurde ich Schrift- und Geschäftsführer des Vereins bis zu seinem Ende 1945, damit auch Bearbeiter der Fundberichte aus Schwaben bis 1954. Als Pressevertreter nahm ich im August 1911 an der Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaften in Heilbronn und Stuttgart teil.

Als mich Belschner Anfang 1911 um einen Beitrag für seine Ludwigsburger Geschichtsblätter bat, behandelte ich die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg. Nach ihrem Erscheinen kam Herr Karl von Ostertag-Siegle von Hoheneck zu mir nach Heutingsheim, um mir die Untersuchung der in meiner Arbeit genannten römischen Villa beim Favoritepark zu übertragen. Ich führte sie im heißen August und September 1911 mit 12–18 Männern aus Hoheneck durch. Es ist bis heute die einzige vollständige Untersuchung eines solchen Gutshofes im Lande geblieben. Der eingehende Bericht erschien in den Fundberichten aus Schwaben. Anschließend war ich zum Studium der Museen in Berlin.



Im Sommersemester 1911 studierte ich an der T.H. München, und zwar bei v. Schmidt und bei Fr. v. Thiersch, der 1900–03 die Garnionskirche in Ludwigsburg (heute Friedenskirche) erbaut hatte. Baugeschichte des Altertums behandelte Ernst Fiechter, der bald darauf nach Stuttgart berufen wurde. An der Universität studierte ich Archäologie bei Wolters und hörte Ägyptische Geschichte bei v. Bissing, Kunstgeschichte bei Voll und Geographie bei v. Drygalski, der ein Jahrzehnt zuvor die deutsche Südpolarexpedition (1901–03) geführt hatte, an der mein Vetter Friedrich Bidlingmaier als Erdmagnetiker beteiligt war (gefallen 1914). Nebenher ging ausgiebiger Besuch der Museen, besonders auch des Deutschen Museums, zu Pfingsten eine Fahrt ins Salzkammergut zum berühmten Gräberfeld von Hallstatt. Im dortigen Museum kam ich mit einer Offizierswitwe von Wien in ein fachliches Gespräch, dem reger Briefwechsel und eine Einladung nach Wien folgte, der ich aber erst zwei Jahre später entsprechen konnte.

Als Anerkennung für meine Untersuchung des römischen Gutshofs und die Aufstellung der Funde und Modelle in seiner Villa in Hoheneck, wie auch zu meiner weiteren Förderung nahm Herr von Ostertag-Siegle mich mit, als er April bis Juni 1912 mit Frau und Tochter im Auto nach Italien fuhr. Eine solche Autoreise war damals noch etwas Besonderes, aber nicht immer so angenehm wie heute. So sah man beim Rückblick eine oft mehrere Kilometer lange Staubwolke über der Straße stehen, mußte auch in solchen fahren. Wir haben sehr viel gesehen, da sich Herr von O.-S. dort bestens auskannte. In Rom waren wir in diesen Wochen oft mit den Archäologen Professor Hülsen und Fr. Hauser zusammen. Manchmal saßen wir in kleinen Osterien bei Wein und Brot, an der Via Appia, in Tivoli, in Castel Gandolfo und in Ostia. Im übrigen aber war für mich der Tag voll angefüllt mit Studien in den Museen, Kirchen, Ruinen und Katakomben. Unter dem Petersdom konnten wir durch Hülsens Vermittlung die damals nicht allgemein zugänglichen Grotten sehen und ich stieg auf die Kuppel und kletterte bis in die Kugel unter dem Kreuz.

Im Oktober 1912 habe ich die Diplom-Hauptprüfung für Architekten an der T.H. Stuttgart gut bestanden. Damit endete für mich die sechsjährige Stuttgarter Zeit, denn ich begann sofort ein zweites Studium, das mir mein Gönner v. Ostertag-Siegle ermöglichte.

Es waren reiche Jahre in Stuttgart gewesen und ich denke noch heute gerne zurück an die Kameraden, an die regen gesellschaftlichen Beziehungen, etwa die schönen Abende bei Peter Goeßler, bei Julius Baum, bei H. O. Schaller und beim Vetter Martin Elsäßer, oft mit Künstlern zusammen wie Hölzel, Pellegrini, Kurz und Habich, auch an die großen Künstlerfeste, bei deren Vorbereitung wir Studenten mitwirkten.

#### *Studium in Tübingen und Berlin 1912–14 und 1919*

Es war eine große Freude, nun sorglos Klassische Archäologie und Alte Geschichte in Tübingen studieren zu

dürfen. Mein Plan war, mich einmal an den Grabungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Griechenland und Kleinasien zu beteiligen. So studierte ich Geschichte bei Kornemann und Gundermann, Archäologie bei Noack, und machte nebenher noch die Reifeprüfung in Griechisch und Latein. Im Dezember nahm ich an der 50-Jahr-Feier der Altertümersammlung in Stuttgart teil. In der Festschrift berichtete ich über die Aufdeckung eines römischen Bades bei Enzberg.

Im Frühjahr 1913 war es mir möglich, der Einladung meiner „Tante“ v. Scheicher in Wien Folge zu leisten. Am ersten Abend wurde ich zu einem großen Offiziersball im Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor mitgenommen. Außer mir waren unter den Hunderten von farbenprächtigen K. u. K. Galauniformen bis zu den höchsten Rängen nur noch zwei Zivilisten zu sehen. Als auffallender Gast wurde ich daher vielen hohen Herrschaften vorgestellt, fand auch, selbst ein guter Tänzer, netten Anschluß bei einer Generalsfamilie. Doch dann war ich viel in den Museen, besuchte Carnuntum und war mehrere Tage in Budapest. Drei Wochen später fuhr Professor Noack mit seinen Hörern – zusammen 16 Personen, dabei auch Repetent Th. Schlatter, später Prälat in Ludwigsburg – nach Südfrankreich: Avignon, Orange, Nîmes, wo ich über den römischen Tempel (Maison Carrée) zu referieren hatte und wir im antiken Amphitheater blutige Stierkämpfe erlebten. Wir besuchten u. a. auch Arles, Aigues mortes und Marseille. Die Kosten der Reise hatte Geheimrat Ernst v. Sieglin-Stuttgart für alle übernommen. Im Juli konnte ich dann noch an einem Archäologenkurs in Trier teilnehmen. In den Ferien war ich immer noch in der Heimat tätig, unternahm Grabungen, so in den Osterferien 1914 bei Hoheneck und Heutingsheim und fertigte daneben Wandtafeln und Modelle für die Gesundheitsausstellung in Stuttgart 1914.

Das Sommersemester 1914 erlebte ich in Berlin: Archäologie bei Loeschke, Alte Geschichte bei Eduard Meyer, Griechische Literatur bei v. Wilamowitz, Numismatik bei Regling. Vor allem aber arbeitete ich im Institut an meiner Doktordissertation über hellenistische Baukunst. Bei den Sitzungen der Archäologischen Gesellschaft kam ich u. a. mit Robert Koldewey, dem Ausgräber von Babylon, ins Gespräch. Viel wanderte ich in der Mark mit Fontane in der Tasche, segelte wiederholt auf dem Wannsee, traf mich mit meinem Bruder Walter in Hamburg und besuchte in den Pfingstferien Dresden, Prag, Breslau und Posen, ein andermal die Harzstädte und den Brocken. Der Schluß des Semesters war durch den drohenden Krieg getrübt. Mein für eine Studienreise nach Skandinavien gepackter Koffer mußte zurückbleiben, als ich im übvollen Zug in der Nacht nach der Mobilmachung heimfuhr.

#### *Der erste Weltkrieg und Eintritt ins Amt 1914–19*

Da ich als ungedienter Landsturmann nicht sofort eingezogen wurde, zwang ich mich im Oktober zur Fortsetzung des Studiums in Tübingen. Meinen Bruder Ger-



hard traf ich dort nicht mehr an. Er hatte eben sein Examen mit Auszeichnung bestanden und für eine wissenschaftliche Arbeit die Goldene Medaille bekommen, als er sich als Leutnant stellen mußte. Im September schon ist er in den Argonnen gefallen. Ich selbst wurde im Januar 1915 eingezogen und kam nach der Ausbildung in Ravensburg und einem Offizierskurs in Münsingen im Mai 1915 als Vizefeldwebel zum Landwehreinfanterieregiment 123 an die Front im Oberelsaß. Dort war Professor Gundermann, mein erster Kompanieführer, mir von Tübingen bekannt. Nach einigen Monaten kam ich zur Kompanie von Hauptmann Hegelmaier, dem späteren Staatsrat in Stuttgart. 1916 wurde ich Leutnant und stellvertretender Kompanieführer, Anfang 1918 Bataillonsadjutant.

Das Regiment lag vom März 1915 bis Oktober 1916 im Sundgau, dabei mein Bataillon im Winter 15/16 sieben Monate ohne Ablösung in dem Hexenkessel von Ammerzweiler und dem dortigen Sprengtrichter. Im Dezember hatte mir hier Major Hegelmaier das E. K. angeteilt.

Wie ganz anders war die Höhenluft, als mein Bataillon im Sommer 1916 für ein Vierteljahr aus dem Regimentsverband ausschied und in den Vogesen auf dem Sudel nördlich vom Hartmannsweiler Kopf eingesetzt wurde. Aus 900 m Höhe reichte der Blick weit über das Rheintal bis Straßburg und zum Schwarzwald und abends spiegelte sich die Sonne in den Villen des friedlichen

Basel vor den Alpengipfeln. Später hatte ich als Bauoffizier mit einer Kompanie den Schlüsselkopf auszubauen, wobei wir zum Sprengen flüssige Luft benützten, und war zeitweise Kampfkommandant dieses damals noch meist ruhigen Abschnitts. Nach einem nochmaligen Intermezzo im „Labyrinth der Hölle“ von Ammerzweiler wurde das Regiment Oktober 1916 in den Abschnitt Sennheim verlegt. Von da an lag mein Bataillon fast zwei Jahre lang auf der unruhigen Höhe 425 westlich vom zerschossenen Städtchen Sennheim. Emsig bauten wir an einem kilometerlangen Stollensystem.

Der Rückmarsch nach Kriegsende ging über das Höllental nach Ulm, wo sich das Regiment auflöste. Da mein Bruder Walter jahrelang an der Ypernfront und meine Schwester Hildegard beim Roten Kreuz in den Argonnen gedient hatten, gab es trotz allem Schweren ein freudiges Weihnachten 1918 im Elternhaus, zusammen mit meiner Braut, mit der ich mich in einem Fronturlaub verlobt hatte.

Nach vierjährigem Soldaten- und meist Schützengrabenleben fiel mir die geistige Arbeit in Tübingen zuerst recht schwer, um so mehr, als ich meine alten Lehrer nicht mehr antraf. Dafür hörte ich Wilhelm Weber über Alte Geschichte und vollendete meine Doktorarbeit bei Watzinger. Ende 1919 promovierte ich zum Dr. phil. Damit war die Jugend und die Vorbereitung auf den Beruf abgeschlossen.

## Das Schwabenland und seine Beziehungen zu Joseph Haydn und seiner Heimat

*Von Hermann Mall*

Am 31. Mai 1959 sind es 150 Jahre, daß Joseph Haydn in Wien gestorben ist.

Als Schöpfer der Melodie des Deutschlandliedes hat er sich im Herzen jedes Deutschen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Unser Schwabenland darf sich diesem Meister besonders verbunden fühlen durch die mannigfachen Beziehungen des schwäbischen Volkes zu ihm und seiner Heimat.

Wenn wir von Wien aus donauabwärts fahren, so kommen wir zwischen der Leitha und dem Neusiedler See durch eine musikgeschichtlich sehr bekannte Gegend, das sogenannte „Burgenland“. Außer dem Städtchen Raiding, dem Geburtsort des großen Weimarer Meisters Franz Liszt, finden wir noch Rohrau, Hainburg, Eisenstadt u. a. Orte, die uns an Joseph Haydn erinnern. Die Stadt Preßburg war für etliche Jahre Wirkungsstätte zweier Musiker, die später für längere Zeit das Schwabenland zur Heimat erwählt hatten. Es waren dies die beiden Kirchen- und Schulmusiker Samuel Friedrich Capricornus, zu deutsch „Bockshorn“ und Johann Kusser. Beide

haben sich während ihrer Studienzeit in Straßburg getroffen und sind von dort aus auf die Wanderschaft gegangen, um sich einen Wirkungskreis zu suchen. Sie landeten in der „Freien Reichsstadt“ Reutlingen, wo sie sich laut Ratsprotokoll vom 7. August 1646 als „zwei feine taugenliche Subjekts präsentierten“ und sich „in die Lateinische und Deutsche Schul auch zu der Musik gebrauchen zu lassen anbotten“. Um ihrer guten Zeugnisse willen wurden beide an der Lateinischen Schule als Cantores und Praeceptores angestellt. Die Reutlinger Ratsherren genehmigten ihnen auch gleich eine besondere Leistungszulage. Im Ratsprotokoll vom 15. August 1646 ist zu lesen, daß „zwei frembde Musikanten & Collaboratores scholarum jeder wöchentlich 45 Kreuzer Zulage bekommen soll und den Tisch im Spital haben soll“.

Der kurze Aufenthalt in Reutlingen – nur drei Jahre – könnte den Schluß zulassen, daß es ihnen dort nicht sonderlich gefallen hat. Eine Bestätigung dieser Annahme bezeugt die Stelle eines Briefs, den Capricornus später an den württembergischen Herzog richtete und der folgen-



dermaßen lautet: . . . . . „So ist zwar der Ort und die Stadt Reutlingen gering und nicht also beschaffen, daß man sich dadurch konnte hochberühmt machen.“

Laut Ratsprotokoll vom 5. März 1649 haben beide Musiker miteinander Reutlingen verlassen. Ob sie beide das gleiche Reiseziel hatten, wissen wir nicht. Johann Kusser finden wir 1657 als Kirchen- und Schulmusiker in Preßburg. Er mußte als Protestant von dort fliehen und wies im Jahre 1674 dem württembergischen Hof einen Geleitsbrief vor und wurde in diesem Jahr in Stuttgart als Schul- und Kirchenmusiker angestellt.

Sein Sohn war der berühmte Joh. Sigismund Kusser (Schüler von Lully in Paris), der einstens die Hamburger Oper auf ihre höchste künstlerische Höhe führte und auch in Stuttgart als Dirigent an der Oper tätig war, bevor er Kapellmeister des Vizekönigs von Irland wurde.

Von Capricornus erfahren wir, daß er sich von Reutlingen aus zunächst nach Wien begab, um dort mit großem Erfolg beim kaiserlichen Hoforganisten Johann Jakob Froberger (auch Schwabe!) zu studieren. Nach seinem Studium wurde Capricornus im Jahre 1651 vom Magistrat der Stadt Preßburg zum Direktor musicae und Praeceptor classicus ernannt. Daß er in diesem Amt Tüchtiges geleistet hat, beweist das Zeugnis, das er bei seinem Abgang im April 1657 erhielt. Es heißt dort, er habe „6 Jahre die Kirchenmusik dirigiert und derselben mit sonderbarem Nutzen und Ruhm vorgestanden, mit solchem Fleiß, daß man seiner Dienste noch ferner gerne hätte betragen können“.

Zu seinem Nachfolger wurde sein Freund Johann Kusser gewählt. Capricornus trat am 23. April 1657 eine Stelle als Hofkapellmeister in Stuttgart an. Leider wurde dem gelehrten und tüchtigen Musiker sein Stuttgarter Aufenthalt sehr vergällt durch Kämpfe und Ärgernisse, die ihm insbesondere sein Kollege, der Hoforganist Phil. Friedrich Böldeker, bereitere.

Am 10. November 1665 starb Capricornus und wurde am 13. November „vom Volke reichlich begleitet und in des Spitals mittlerem Kirchhof“ beigesetzt. Daß der Meister ein großer Könnner war, bezeugen seine Zeitgenossen Heinrich Schütz und Giacomo Carissimi, die seinen Kompositionen hohes Lob spendeten.

Noch ein weiterer Musikant ist in jener Zeit aus dem Burgenland nach Schwaben eingewandert. Es ist dies der 1636 in Breslau geborene Musikerzieher und Schriftsteller Daniel Speer, der nach einem sehr bewegten Leben im Jahre 1665 in Stuttgart eingetroffen ist. Er ließ sich am dortigen Pädagogium „bei der Musik gebrauchen“. 1675 finden wir ihn als Stadtpfeifer und 1682 als Kantor in Göppingen. Im Jahre 1688 verfaßte er eine Schmäh-schrift auf die württembergische Regierung, die sich gegenüber Melac's Raubhorden so feige benommen hatte. Für dieses Pamphlet wurde er 1½ Jahre auf dem Hohenneuffen eingekerkert und 1690 nach Waiblingen strafversetzt, durfte aber 1693 seine Ämter in Göppingen wieder übernehmen, wo er heute noch in hohem Ansehen steht.

Der berühmteste der burgenländischen Musiker war Joseph Haydn, der am 31. März 1732 in Rohrau a. d. Leitha geboren wurde. Sein Vater, Mathias Haydn, Wagnermeister, stammt aus Hainburg a./Donau. Beide genannten Ortschaften sind alte Schwabensiedlungen. Schon in frühester Zeit sind wanderlustige Schwaben auf einer „Ulmer Schachtel“ die Donau hinuntergefahren, um sich neues Siedlungsgebiet zu erobern. So kam es, daß sich schon in der Zeit von 1630–1657 in Hainburg Schwaben ansiedelten. Es kam die Türkennot des Jahres 1683, wo die Stadt zerstört wurde und die Bürgerschaft auf einen schmählischen Rest zusammenschmolz. Wiederum waren es schwäbische Siedler, die sich daranmachten, die verwüsteten Städte wieder aufzubauen. Diese Zugewanderten stammten, wie die Hainburger Pfarregister berichten, meist aus dem württembergischen Oberland und aus den angrenzenden Gebieten Bayerns, z. B. aus Wangen im Allgäu, Ochsenhausen, Scheer, Riedlingen, Kaufbeuren, Donaueschingen. Aber auch die Schwäbische Alb, das Unterland und der Schwarzwald haben Zuzug geschickt, z. B. Geislingen, Ellwangen, Marbach, Rottenburg, Bendorf (am „Schwartz Wald“).

Schon die Namen Koch, Müller, Kaufmann, Keller, Eberle, Nägele u. a. lassen auf schwäbische Abstammung schließen.

In der Zeit als der Großvater Haydns, Thomas Haydn, in Hainburg seinen Hausstand gründete, war Hainburg eine fast vollkommene schwäbische Stadt. Daß die Schwaben schon damals begeisterte Raucher waren, zeigt ein Erlaß des Rates der Stadt, der aus Gründen der Feuergefahr von den „schwäbischen Räuchen“ nicht begeistert war. Es wurde verfügt: „Wenn ein Schwabe oder jemand anderer auf der Gassen Toböck trinken soll, daß derselbe durch den Diener soll eingesperrt werden.“

Aus dem Gesellenbuch der Hainburger Wagnerzunft ist zu entnehmen, daß in der Zeit von 1706–1754 viele Schwaben „auf der Walz“ Hainburg berührten, aus Stuttgart, Hechingen, Eislingen, Biberach, Schussenried u. a. Orten. Viele der wandernden Gesellen gründeten in Hainburg ihren Hausstand. Auch bei dem ehrsamem Wagnermeister Thomas Haydn (Großvater des Komponisten) arbeiteten schwäbische Gesellen. Er mußte sogar einmal Trauzeuge sein für einen Martin Michler aus Haslach, der sich mit einer Maria Gabler aus Altdorf verheiratete im Jahre 1691. Auch Rohrau a. d. Leitha, der Geburtsort Joseph Haydns, wurde im Türkenjahr 1683 schwer heimgesucht. Das herrliche Land wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Schwaben waren es, die das zerstörte Gebiet wieder aufbauten. Sie stammten vor allem aus den oberschwäbischen Gebieten, z. B. Ochsenhausen, Riedlingen, Weingarten, Zwiefalten u. a. Orten. Schon damals fielen die Schwaben auf durch ihre Eigenart und mußten sich allerlei Neckereien gefallen lassen. In einem humoristischen Volksstück, verfaßt von Gregor Werner, dem Amtsvorgänger Joseph Haydns als Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy, heißt es über die



„Schwäwerle“: „Wists denn nit, daß d'Suppen Schwaben müssen's lötzi Wort all haben“.

Die Beziehung zum schwäbischen Wesen sind demnach in der Familie Haydns sowohl von seiten des Vaters als auch der Mutter sehr stark gewesen. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Musik Haydns auch allerlei schwäbische Züge abbekommen hat. Erwähnt muß auch noch werden, daß Haydn in seiner Wiener Zeit einen guten Schwaben als Freund hatte, Georg August Griesinger, geb. 8. Januar 1769 in Leonberg, Legationssekretär bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien. Als Griesinger nach Wien kam, war Haydn schon 67 Jahre alt. Ein kleiner Zufall war die Veranlassung, daß die beiden Männer sich kennenlernten und von da ab gute Freunde wurden. Im Jahre 1799 hatte Griesinger für eine im Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienene chemische Zeitschrift einige Aufsätze aus dem Französischen übersetzt und war dadurch mit dem Verlag in persönliche Berührung gekommen. Gerade in diesem Jahre wollte Breitkopf und Härtel ein Musikwerk von Haydn in seinen Verlag bekommen. Da Haydn in Geldangelegenheiten schwer zugänglich war, so wurde Griesinger beauftragt, bei Haydn einen Vermittlungsversuch zu machen, der tatsächlich auch gelang. Ein reicher und interessanter Briefwechsel ist Zeugnis für das gute Einvernehmen, das zwischen Haydn und Griesinger herrschte. Eines seiner letzten Werke, „die 10 Gebote“, widmete Haydn seinem Schwabenfreund und schenkte ihm sogar die Handschrift der Partitur. Griesinger hatte die erste Biographie über Haydn herausgegeben, und zwar im Auftrag des genannten Leipziger Verlags. Schon von 1799 ab hat Griesinger alles, was er aus dem Munde Haydns erfahren konnte, gewissenhaft aufgeschrieben und nach dem Tode Haydns in der „Allgemeinen Musikzeitung“ eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die er im Jahre 1810 bei Breitkopf gesammelt herausgab unter dem Titel „Biographische Notizen über Joseph Haydn“. Diese genaue Lebensbeschreibung, die viele interessante Einzelheiten aus dem Leben des Meisters enthält, bildet heute noch eine gute Grundlage für alle Forscher, die sich mit Haydn beschäftigen wollen.

Leider konnte Griesinger seinem Freund nicht einmal das letzte Geleite geben, da er vier Wochen vor Haydns Tod aus politischen Gründen Wien verlassen mußte. Griesinger starb am 9. April 1845 in Wien.

Die schönste Beziehung Haydns zum Schwabenland soll zum Abschluß noch ein Ausschnitt aus seinem Stammbaum zeigen, dessen Verästelungen hereingreifen bis in die Stadt Reutlingen. Haydns Lieblingschwester, Anna Maria, heiratete einen Hufschmied Frölich. Der einzige Sohn dieser Ehe, Mathias Frölich, heiratete eine Katharina Winkler. Eine der beiden Töchter dieser Ehe, Franziska, wurde die Frau des Wundarztes Anton Höcher. Die Tochter dieser Ehe verheiratete sich mit Rudolf Buhl aus Preßburg. Der Sohn dieser Ehe, Kornelius Buhl, ist 1934 in Reutlingen gestorben. Seine Frau, Berta Emma, geborene Aikele, hatte längere Zeit in Reutlingen ein

Ladengeschäft. Ihre Tochter Amanda verheiratete sich mit dem Kaufmann Karl Herrmann aus Genkingen (jetzt in Reutlingen, dieser ist 1942 gefallen). Die vier Kinder dieser Ehe, Ruth Elisabeth, geboren am 9. Mai 1927, Siegfried Adolf, geboren am 8. Juli 1932, Horst, geboren am 13. Mai 1934 und Gudrun, geboren 14. Juli 1939 sind die jüngsten Sprosse der Familie Haydn.

## Theodor Haering

Zu seinem 75. Geburtstag

Theodor Haering – alle Welt und nicht bloß die württembergische verbindet mit dem Namen das freudige Gedenken an das Tübinger Volksbuch „Der Mond braust durch das Neckartal . . .“. Es ist mit Ausnahme der „Rede an den Geist“ (1936) das einzige von Dutzenden von Büchern des Jubilars, das mehrere Auflagen erlebt hat (die letzte 1949). Gewiß verbirgt sich in dem „Mond“ eine hintergründige, höchstbesinnliche Philosophie nebst allerlei Gedanken über Gott, Welt, Leben und Auferstehung. Gleichwohl im Schaffen des Tübinger Philosophen, der am 28. April 75 Jahre alt wurde, bedeutet es so viel wie Allotria, eine Art schriftstellerischen Schwabenstreichs vom Tübinger Kirchturm aus. Die Philosophiegeschichte wird kaum Notiz von ihm nehmen. Abschnitte daraus, etwa der Traumspaziergang von der Wurmlinger Kapelle bis zu den Riesensauriern im Paläontologischen Institut, stehen als Zierden in den schwäbischen Blütenlesen neuerer Zeit. Den Jubilar selbst überschleicht jedoch immer ein ungutes Gefühl, wenn er unter den Dichtern und Essayisten erscheint, als ob sein philosophisches Werk so gut wie nichts gelte und unbekannt sei . . . Dasselbe ist natürlich auch über Haerings spekulierenden „Schwabenspiegel“, einer kurzweilig erzählten Anekdotensammlung zu sagen.

Nun aber meine ich, habe Stuttgart, die Geburtsstadt des Jubilars, – der Großvater Geheimer Kommerzienrat Haering wohnte Marktplatz 8 – die Pflicht, sich eines neben Hegel (der 1770 nicht weit weg vom späteren Haeringhaus geboren wurde) doch immerhin bedeutenden schwäbischen Philosophen ein wenig zu erinnern. Sagt man doch den Schwaben insbesondere nach, sie seien grüblerische Leute. Ich möchte darum den Anlaß des 75. Geburtstags benützen, auf Haerings international bekannte Hegelforschung hinzuweisen, der er die besten Jahrzehnte seines Schaffens gewidmet hat. Seit seinen zwei großen Reden auf dem Hegelkongreß in Rom 1931 über den „werdenden Hegel“ und über die Entstehung von dessen genialischem Erstling, der „Phänomenologie des Geistes“ (1806), kennt die wissenschaftliche Welt einen anderen Hegel als den Meister, der mit einem starren dialektischen Schema von Satz-Gegensatz und höherer Einheit von beiden die logische, die stoffliche (Natur), die geschehende (Geschichte) und die religiöse Welt durchleuchtet hat. Ich kann das hier nicht näher



ausführen. Haerings Forschungen zeigen keinen Panlogisten oder Begriffspantheisten, sondern einen Denker, der gar nie fertig war, gar nie ein System parat hatte (hätte diesen Karl Marx gekannt, wäre er nicht auf den historischen Materialismus gestoßen), sondern in stets neuen Ansätzen versucht hat, Sein und Werden der Welt von einer einheitlichen überindividuellen Geisteskonzeption aus zu erkennen, zu verstehen.

Zum andern: Haering hat, sicher unter dem Einfluß der klassischen deutschen idealistischen Systeme, eine eigene Wissenschaftslehre ausgearbeitet, die auf Grund von scharfsinnigen Begriffstheorien die gesamte Problematik der Natur- und Geisteswissenschaften des 20. Jahrhunderts einheitlich zu erfassen gesucht hat. Will man dafür eine schlüssige Formel finden, könnte man von einer geistbestimmten Vermittlungsphilosophie reden, die im Schatten der Hegelschen Metaphysik steht. Ist das richtig, dann müßten wir Haerings Philosophie als die letzte systematische Bastion betrachten vor der großen Wende (um 1927) in die heute das Feld beherrschende Existenzphilosophie. Alles Gute – dem Kündler deutschen Wesens – dem trotz äußerlicher Blindheit im Innern Erleuchteten.

E. M.

## Willy Hornschuch 70 Jahre

Senator Willy Hornschuch, Schorndorf, feierte am 31. März seinen 70. Geburtstag. Wie kann man die vielseitig schillernde Persönlichkeit, den aufrechten Charakter dieses Mannes in wenigen Zügen zeichnen?

Seine Gedanken und all sein Sorgen gelten dem Unternehmen – den drei Werken der Konrad Hornschuch AG. in Urbach, Weißbach und Hedelfingen –, dessen Geschicke er seit dem Tode seines Gründers leitet und als befähigter, kluger Steuermann lenkt: verantwortungsbewußt gegenüber der Wirtschaft von Land und Bund, ebenso aber auch gegenüber dem Ergehen jedes Betriebsangehörigen. Er ist sich bewußt, daß die besonderen Leistungen, nach denen er strebt und die erreicht werden, nur in einem gesunden Klima und bei einer Arbeit möglich sind, die dem einzelnen die gebührende Anerkennung bringt. Die führenden Angestellten und die Meister kennen den unerbittlichen Chef, der sich bis ins Kleinste um alle Fragen kümmert. Zäh und rastlos müht er sich, der erfolgreichen Weiterentwicklung der Werke und dem sozialen Fortschritt zu dienen. Seine Weitsicht, die sich auf eine reiche Erfahrung und auf die Erkenntnisse stützt, die er in jungen Jahren in England und später bei einem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten gewann, bewährt sich gerade jüngst, da viele Betriebe der Textilindustrie von einer ernsten Krise bedroht sind.

Seine Liebe gehört der historischen Forschung und der Wissenschaft. Es beginnt damit, daß er in den zwanziger Jahren, zusammen mit dem 1947 verstorbenen Vetter, Oberarchivrat Dr. Friedrich Hornschuch, München, der Geschichte und den Geschicken seines Ge-

schlechtes nachspürt. So entsteht das Familienarchiv Hornschuch. Die Ahnentafel, gar mühselig zusammengetragen, umfaßt heute über 3000 Personen aus 777 Familien und 778 Orten. Zahlreiche Veröffentlichungen über die Familie sind seiner Feder oder seiner Anregung zu verdanken, zuletzt eine reich illustrierte Zusammenfassung der Geschichte des eigenen Hornschuch-Zweiges in dem Jubiläumsband „50 Jahre Konrad Hornschuch“ und eine Schrift über „Die ersten Hornschuch's im Thüringer Wald“.

Dazu treten, mit nicht weniger Hingabe und Ehrgeiz verfolgt, Untersuchungen über Unter- und Oberurbach, die der Heimatgeschichte wichtige neue Ergebnisse liefern. Dabei gerät er mehr und mehr in den Bann des Rittergeschlechtes der Herren von Urbach, das bis dahin, obwohl es einst im Remstal und darüber hinaus eine bedeutsame Stellung innehatte, von den heimatkundlichen Forschern ziemlich stiefmütterlich behandelt worden war. Durch seine Initiative und Opferbereitschaft entstehen höchst bemerkenswerte Veröffentlichungen über das Geschlecht, vor allen Dingen auch ein Regestenband (Heft 5 der „Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg“), dem bald ein zweiter Regestenband folgen soll, der neues Licht auf die Schicksale derer von Urbach wirft. Den gedruckten Zeugnissen gesellt sich als glückliche Frucht der steten, bewundernswert eifrigen Bemühungen bei, daß Überreste der Ritterburg gefunden und freigelegt werden.

Die Universität Tübingen wird von ihrem Ehrensensator durch namhafte Stiftungen und Spenden tatkräftig gefördert. Dieselbe Unterstützung läßt er zahlreichen Institutionen, u. a. dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, angedeihen. Es gibt nur wenige Unternehmer, die wie er von dem verpflichtenden Wissen getragen sind, daß ihnen eine wahrhaft „königliche“ Aufgabe zugefallen ist: Mäzen der Wissenschaften und der Forschung zu sein.

In aller Bescheidenheit nimmt er die Ehrungen entgegen, die ihm von vielen Seiten entgegengebracht werden: das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik, der Titel eines Ehrensensors der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen, die Ehrenbürgerschaften von Weißbach, Unterurbach und Oberurbach, die Ehrenplakette der Industrie- und Handelskammer Stuttgart, das Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes in Gold. Sie alle sind äußere Zeichen für ein segensreiches Wirken, das meist in aller Stille erfolgt.

Man glaubt es kaum, daß der rege und rüstige Mann, der nichts anderes sein will als ein gütiger, väterlicher Mensch, dessen Taten vor seinem Gewissen bestehen können, nun ein Siebziger geworden ist. Der Festtag selbst mag ihn für einen Augenblick geruhsam in der Tätigkeit haben innehalten lassen. Dann aber ist er zurückgekehrt zu dem Schaffen, dem er all sein Denken, Sorgen und Lieben widmet: mitten in sein Werk, das die Zuneigung zur Historia so freundlich umrankt.



*Aus grauer Vorzeit*

Robert Wetzel, *Die Bocksteinschmiede*. Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichte des Lonetals und zur geschichtlichen Morphologie des Menschen. Mit eigener Bearbeitung besonderer Sachgebiete durch Paul Filzer, Tübingen, Ulrich Lehmann, Hamburg, Rudolf Mosebach, Gießen, und Elisabeth Schmid, Freiburg. I. Teil. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1958. DM 39.-.

Als Robert Wetzel im Frühjahr 1932 zum Landesamt für Denkmalpflege kam und nach eingehender Besprechung in meinem Beisein von P. Goessler die Erlaubnis erhielt, im Lonetal nach noch unbekannten Wohnhöhlen des Eiszeitmenschen zu forschen, konnte er nicht ahnen, daß er erst nach 26 Jahren den ersten Band der geplanten Reihe von Veröffentlichungen über Lonetalforschungen vorlegen werde. Von 1939–1953 hat der Krieg mit seinen Folgen die Arbeit unterbrochen, und dann hat Wetzel nicht nur mehrere, in den letzten hundert Jahren schon wiederholt angegrabene Höhlen (Bärenhöhle am Hohlenstein, Bockstein) nochmals mit der Peinlichkeit des heutigen Ausgräbers mit Erfolg untersucht, er hat auch neben der alten Bocksteinhöhle seine „Bocksteinschmiede“ gefunden, deren örtliche Verhältnisse am felsigen Hang unerwartet schwierige und zeitraubende, sich über viele Sommer hinziehende Grabungen erforderten.

Solche Verzögerung ist dem Ergebnis wie der vorliegenden Veröffentlichung nur zugute gekommen. Es muß ja jeder Vorgeschichtsforscher bei jeder Grabung neue Erfahrungen sammeln und gerade Wohnhöhlen bieten mit ihrem Vorplatz immer wieder ein anderes Bild, das man dem kleinen, auf die Spur führenden Dachsloch noch nicht ansehen kann. Von unserer Schwäbischen Alb kennt man Hunderte von Höhlen und wohl ebenso viele sind noch durch Hangschutt verdeckt. Von Dutzenden der zugänglichen Höhlen weiß man, daß sie vom Altsteinzeitmenschen bewohnt waren, von den Höhlen im Oberen Donautal und bei Veringenstadt, dem Hohlefels und Sirgenstein, dem Rosenstein und den Lonetalhöhlen, der Heidenschmiede bei Heidenheim und der Irpfelhöhle bis hin zur Ofnet. Die Brillenhöhle bei Blaubeuren ist durch die Grabungen von G. Riek erst jüngst dazu gekommen.

Wir stehen in der Altsteinzeitforschung in Mitteleuropa noch ganz am Anfang. Die Höhlengrabungen von R. R. Schmidt, E. Peters, G. Riek brachten immer wieder ganz neue, überraschende Ergebnisse. Aber wie wenige Arbeiten über die Altsteinzeit der Alb sind etwa seit R. R. Schmidt's zusammenfassendem Werk: *Die diluviale Vorzeit Deutschlands*, 1912, erschienen! Wollen wir in unserer Erkenntnis rascher vorankommen, wäre etwas umfangreichere Grabungstätigkeit nötig, wenn auch wegen der Aussicht auf bessere Untersuchungsmethoden der Zukunft eine gewisse Zurückhaltung nötig ist. Zu wissenschaftlichen, oft über Jahre sich hinziehenden Höhlenuntersuchungen gehören aber nicht nur entsprechende Mittel, sondern vor allem Forscherpersönlichkeiten, die neben der Kenntnis der Probleme die nötige Leidenschaft und Ausdauer für eine solche Arbeit mitbringen.

Wetzel als Anthropologe, der schon von Jugend auf sich auch auf dem Gebiet der Geologie betätigte, besitzt das Zeug dazu. Wenn er im vorliegenden Buch gelegentlich sich gewissermaßen entschuldigt, daß er als Nichtspezialist sich der Altsteinzeitforschung verschrieben habe, so gilt dies für jeden Spezialisten, denn jeder muß einmal anfangen, um vor allem durch eigene Erfahrung sich zum

Meister zu entwickeln. Und wie viele Pioniere der Wissenschaft sind gerade auch im Schwabenland sozusagen nebenberuflich zu solchen geworden. Glücklicherweise das Land, das solche Männer besitzt!

Natürlich ist hier ein vollständiger Überblick über Wetzels Grabungsergebnisse noch nicht möglich, da der zweite Teil seines Werkes mit den Einzelergebnissen noch nicht vorliegt. Aber wer seine im Museum Ulm ausgestellten Funde, die nur einen kleinen Teil der gesamten Fundmasse darstellen, kennt, ist erstaunt und erfreut über die Menge der Urkunden aus der Altsteinzeit unserer Alb, die Wetzel verdankt werden. Sinn und Ziel der Forschung ist, die Entwicklung des Menschen und seiner Kultur während des Diluviums kennen zu lernen, damit das Gesamtbild seines Lebens immer deutlicher vor uns steht. Wetzels Einführung in die vielseitigen Probleme beschränkt sich daher nicht nur auf die Bocksteinschmiede oder das Lonetal, nicht nur auf die Funde aus unserem Schwabenland, sondern behandelt die Entwicklung des Menschengeschlechts überhaupt. Wetzel lehnt die rein naturwissenschaftliche Betrachtung der Urgeschichte ab und stellt sie als geschichtliche Anthropologie und morphologische Kulturwissenschaft zu den Geisteswissenschaften. Von diesem hohen Standpunkt aus behandelt er die Menschwerdung und die menschliche Gestalt und ihre einzelnen Glieder in ihrer Bedeutung und ihrem Unterschied von den Tieren bis hin zu den geistigen Fähigkeiten. Dann die Kultur als Ausdruck der menschlichen Natur und – beim Altsteinzeitmenschen besonders wichtig – die Entstehung des Werkzeugs. Er weist auf die Schwierigkeiten hin, die bisher geläufigen Bezeichnungen der großen vorgeschichtlichen Kulturperioden in den verschiedenen Ländern zeitlich zu parallelisieren und für Werkzeugformen eine feste Entwicklungsreihe zu finden. Schon die Art der überlieferten Urkunden setzt solcher Erkenntnis Grenzen. Auch zeigt sich gerade im Lonetal, daß selbst ganz nahegelegene Höhlen ganz verschiedene Profile der Kulturschichten ergeben, so daß eine Verbindung nicht ohne weiteres möglich ist. Nur die Suche nach bestimmten Wechseln verschiedener beschaffener Schichten möglichst vieler und möglichst vielgliedriger Profile kann hier weiter führen.

Tatsächlich verlief die Entwicklung auch innerhalb der Schwäbischen Alb viel entwickelter, als man vor einigen Jahrzehnten glaubte, wohl schon deswegen, weil sich ja die ergrabenen Kulturschichten auf die fast unvorstellbaren Zeiträume von hunderttausend und mehr Jahren verteilen. Nach dieser allgemeinen Einführung folgt ein Überblick über die Urgeschichte des Lonetals, seine Entstehung durch die Urlone und das Lonetal als Schauplatz der Urgeschichte, wobei schon die Ergebnisse der Grabungen zur Schilderung eines Lebensbildes verwendet werden, das durch die bekannte große Zeichengabe des Verfassers deutlich vor Augen gestellt wird. Hier darf angefügt werden, daß auch alle anderen Zeichnungen des Bandes, auch die bis ins Feinste ausgearbeiteten Profile der Grabungen von Wetzels Hand stammen.

Eingehend wird dann an Hand der Tagebücher die Geschichte der Untersuchungen am Bockstein von 1932 bis 1956 geschildert. Karten und zahlreiche Grabungsprofile sind beigegeben. Der Leser gewinnt einen tiefen Eindruck von der Schwierigkeit und Vielseitigkeit der Forschungen, von den Irrtümern, Fehlschlüssen und Enttäuschungen, aber auch von den Erfolgen, glücklichen Funden und Überraschungen.

Hier wie sonst im Buch freut man sich immer wieder über den Humor des Verfassers. Trotz seines gelehrten Inhalts



ist das Buch ja nicht nur für Fachleute geschrieben, sondern für alle Freunde der Schwäbischen Heimat.

Im Vorwort gedenkt der Verfasser dankbar seiner zahlreichen Mitarbeiter, unter denen sein Vorarbeiter Anton Bamberger aus Stetten ob Lontal an erster Stelle genannt werden muß. Dann der wissenschaftlichen Mitarbeiter, deren Beiträge im 2. Teil erscheinen werden. Weiter der vielen Förderer von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft bis zu den Stiftungen seitens der Industrie der Kreise Ulm und Heidenheim. Sein letzter Dank gilt einem stillen Mitarbeiter, Grimbart dem Dachs, der zur Entdeckung mehrerer Lonetalhöhlen geführt hat und dessen Porträt (wie der Umschlag von der Tochter Friederike des Verfassers gezeichnet) daher mit Recht den Einband des Buches ziert.

Mit großem Interesse darf man dem 2. Band, der in Vorbereitung ist, entgegensehen. Er wird die Funde und die Einzelergebnisse bringen.

Oscar Paret

### Romanische Baukunst und gotische Plastik

*Romanische Baukunst und Plastik in Württemberg.* Ein Kapitel Kunstgeschichte in Bildern von Emil Bock. 256 Seiten mit 334 Bildern. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Ganzleinen DM 28.-. Lic. Emil Bock hat sich in dankenswerter Weise die Aufgabe gestellt, ein Bildwerk zu gestalten, das den an Denkmälern so überaus reichen Bestand der romanischen Architektur und Bauplastik in Württemberg inventarmäßig erfassen will. In Bildern von seltener Ausdruckskraft entsteht erstmals eine Gesamtchau jenes Baustils, der sich in ruhig aufsteigender Entwicklung, von außen wenig beeinflußt, zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert entfaltet hat.

Die romanische Periode der Kunstentwicklung in Schwaben ist eine Zeit der Kirchen und Klöster. Im Mittelpunkt stand vor allem Hirsau, das durch die Ausbreitung der „Hirsauer Bauschule“ entscheidend über Schwaben hinaus gewirkt hat. Vom Beginn der romanischen Bauperiode an steht die Kunst fast ausschließlich im Dienst der Kirche; diese wird zur Trägerin der Kultur, ihre klösterlichen Ansiedlungen werden zu Heimstätten der Kunst, und in einer Zeit wilder Gärung und roher Kämpfe fand die Kunst in den Klöstern Schutz und Pflege. Daneben wuchs aus der germanischen Wehrhaftigkeit das Rittertum, das durch die Kirche eine religiöse Weihe erhielt. All diese Elemente prägen der romanischen Epoche einen hierarchisch-aristokratischen Charakter auf. Mit der Publikation will der Verfasser, wie er ausdrücklich sagt, keine wissenschaftlich-kunstgeschichtlichen Ziele verfolgen. Auch wird beim Aufbau des Werkes keine konsequente Systematik angestrebt. Vielmehr sollen die Bilder in einer lebendigen Abfolge zum „unbeschwert-wandernden Anschauen“ einladen. In 9 Kapiteln, beginnend mit den Michaelsbergen und unterirdischen Krypten, baut sich der Stoff auf; dabei ist die Plastik, die als dekorative Skulptur fest mit dem Bau verbunden ist, im wesentlichen an den Anfang des Buches gestellt, denn sie ward zum Mutterschoß der ganzen romanischen Kunst. Bei dem Abschnitt Türbogenfelder werden alle romanischen Tympana des Landes gezeigt. An besonderer Plastik wird das Wichtigste herausgegriffen, in erster Linie kompositorisch Zusammengehöriges, während die Metall- und Holzplastik nur in wenigen Beispielen, darunter dem berühmten Freudenstädter Lesepult, zu Wort kommt. Im Kapitel Türme werden uns wahre Turmindividualitäten nahegebracht. Nach Landschaften aufgereiht, von der Reichenau, der Schwäb. Alb, über den Schwarzwald zur Mitte des Landes und zum Taubergrund entsteht mehrmals ein Gesamtbild des reichen Denkmälerbestandes der romanischen Zeit in Schwaben, ein Werk, das uns Heutige unmittelbar anspricht, weil wir in keiner

anderen Stilepoche als gerade in der romanischen – um mit den Worten Dehios zu sprechen – „Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut“ erkennen.

Walter Weber

Eduard Krüger, *Von spätgotischer Plastik in Schwäb. Hall*, Sonderdruck aus württembergisch Franken, Band 42/1958. Die Regel, keine Sonderabdrucke zu besprechen, darf in diesem Falle ihre Ausnahme haben. Der Heimatpfleger von Schwäb. Hall, Eduard Krüger, hat darin das Haller Werk von Hans Beuscher behandelt. Auf Grund der beiden beglaubigten Werke des Meisters (Schrein der Sakristei von St. Michael 1509 und Figuren am Haller Marktbrunnen 1511) kommt er zu folgenden Zuschreibungen, denen man seine Zustimmung nicht wird versagen können: Ölberg an St. Michael und Wappentafel am Unterwöhrdtor. Wahrscheinlich ist die von Krüger vertretene Urheberschaft Beuschers auch für den Tüngentaler Altar und den Grabstein des Caspar Eberhart an St. Michael, während man beim hl. Michael am Chorpfeiler derselben Kirche – vor allem in Anbetracht der Faltensprache – zögert, von ganzem Herzen der Gradmannschen Zuschreibung zuzustimmen; hingegen verraten Konsole und Baldachine dieselbe Hand, welche im Ornamentalen am Marktbrunnen tätig war. So tritt eine weitere künstlerische Persönlichkeit der heimischen Spätgotik greifbar in Erscheinung. Wichtig sind die denkmalpflegerischen Vorschläge, welche der Verfasser mit seiner wissenschaftlichen Darlegung verbindet. Wir weisen bei dieser Gelegenheit noch einmal auf seine viel zu wenig bekannte gute Monographie über Schwäb. Hall hin, deren Preis den Erwerb durch jedermann möglich macht.

A. Schahl

### Die Welt des Barock

Werner Fleischhauer, *Barock im Herzogtum Württemberg*, 346 Seiten, 204 Abbildungen auf 120 Kunstdrucktafeln, DM 48.-.

Fleischhauers Buch ist eine Überraschung. Es behandelt einen Zeitraum, von dem nur Eingeweihte wesentliche kunstgeschichtliche Aufschlüsse erwartet hatten. Anders als die vorangehende Zeit des Manierismus oder der „Deutschen Renaissance“, anders auch als die anschließende Zeit Herzog Karl Eugens galt die hier behandelte Epoche vom Ende des 30jährigen Kriegs bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als ein Wellental in der Geschichte der Kunst in Württemberg, deutlich erkennbar auch beim Vergleich mit dem überlegenen künstlerischen Schaffen des südlichen und östlichen Schwaben.

Nicht als wollte Fleischhauer bislang Verkanntes neu bewerten oder Württemberg zum Land des Barock stempeln. Bestimmend war für ihn die enge Bindung an das erreichbare, größtenteils unbekannte und stets genau zitierte Urkundenmaterial, das er in ungeahnter Fülle ausbreitet. Die Urkunden selbst und die knappen, sachlichen „Verbindungstexte“ des Autors enthüllen aber einen so spannenden Vorgang, daß sich das Buch an manchen Stellen wie ein Roman liest.

Berichtet wird in zwei großen Abschnitten – die Zeit bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts und die Zeit bis etwa 1740/1750 – die Geschichte des Widerstandes der württembergischen Bevölkerung gegen die ihm gänzlich fremde Kunst des Barock und die Geschichte seiner allmählichen Aufnahme auf dem Wege über die Hofkunst. Berichtet wird von den geistigen Voraussetzungen für die glanzvollen künstlerischen Vorhaben vornehmlich im Zusammenhang mit dem Bau von Ludwigsburg, von den Schwierigkeiten bei der Verwirklichung der künstlerischen Absichten, z. B. angesichts des Mangels an geeigneten Kräften im Lande von nicht ausgeführten oder nicht



mehr vorhandenen Bauten, von der fanatischen Werkbesessenheit der Auftraggeber und Künstler, von dem raschen Rhythmus, in dem sich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts der künstlerische Geschmack entsprechend dem höfischen Lebensstil wandelte. Dabei fällt manches Streiflicht auf amüsante Nebensächlichkeiten, wie Kleiderordnungen, Festarrangements, fürstliche Privatliebhabereien, Künstlerintrigen usw.

Erst bei diesem Buch vergegenwärtigt man sich, wieviel Bedingungen doch zusammentreffen mußten, damit in unserem Lande überhaupt ein Barock entstehen konnte: Ein souveräner Herrscher – Eberhard Ludwig – mit weltmännischen Ansichten, unbeirrbarem Selbstbewußtsein und rücksichtslosem Repräsentationswillen, ein absolutistisches Staats- und Gesellschaftsgefüge, das Verlangen nach großartigen Festen, Aufzügen, Empfängen, Bällen, nach Komödien und Opern, ferner importierbare Künstlertruppen mit sämtlichen notwendigen Sparten vom entwerfenden Architekten bis zum letzten Marmorierer, ungewöhnliche Geldquellen und bedenklöse Finanzleute. Im 17. Jahrhundert fehlten die meisten dieser Voraussetzungen. Ein selbstbegnügter, in der Tradition erstarrter und alles Neuartige befeindender Handwerksbetrieb, ein provinzieller, kulturell uninteressierter Hof, eine anspruchslose, kleinbürgerliche Gesellschaft von betont amüsicher Grundhaltung blockieren für lange Zeit den Anschluß Württembergs an die sinnfreudige Kunst des Barock. Um so staunenswerter hebt sich vor diesem Hintergrund die plötzliche Blüte und Leistung der Kunst im 18. Jahrhundert ab.

Doch das ist mehr eine Quintessenz des Buches als sein Inhalt. Den größeren Raum nehmen vielmehr die Nachrichten über die einzelnen Künste, Künstler und ihre Werke ein. Reiches Abbildungsmaterial veranschaulicht das Gesagte, ausführliche Register ermöglichen die Verwendung als Nachschlagewerk. Dem Kunsthistoriker werden manche neue Erkenntnisse vermittelt, so die engen künstlerischen Beziehungen zwischen dem Stuttgarter Hof und der österreichisch-böhmisch-italienischen „Reichskunst“, die verhältnismäßig lockere Anlehnung an die französische Kunst, neue Werkzuschreibungen oder vorsichtig formulierte Thesen, wie die über den wahren Baumeister des Rathauses zu Schwäbisch Hall.

Bruno Busbirt

Alfons Kasper und Wolfgang Strache, *Steinhausen, ein Juwel unter den Dorfkirchen*. Strache-Verlag Stuttgart, 1957. DM 24.– Eine dem Wunderwerk von Steinhausen angemessene Veröffentlichung! Es scheint zu den Eigentümlichkeiten der geisteswissenschaftlichen Sphäre zu gehören, daß sie Erkenntnis werden läßt, was im schöpferischen Raum Gestalt ward und wird. Das Gefühl der intellektuellen Befriedigung, die solche nachschaffende Tätigkeit gewährt, vermittelt das vorliegende Werk auf jeder Seite. Alfons Kaspers bekannte gewissenhafte und treue, von archaischem Beleg zu archaischem Beleg fortschreitende Forschungsmethode bewährt sich auch hier vollauf. Dies gilt vor allem für die gebotene Genesis der Ovale mit Freistützen, die Ausführung des Baues selbst, die Dekoration, die Ausstattung, die ikonographische Behandlung. Dabei wird überall deutlich, daß der Verfasser nicht nur Kenner ist, sondern den Weg zurückfindet zu der Stelle, von der er seinen Ausgang nahm: dem künstlerischen Erlebnis selbst. Stärke und Kraft dieses Erlebnisses werden durch die prachtvollen Aufnahmen von W. Strache gewährleistet. Hier ist es endlich einmal gelungen, was vielfach versucht und kaum erreicht wird: einen Bildband herauszubringen, der sich sehen lassen kann und dessen Text zugleich eine originalwissenschaftliche Arbeit von Rang darstellt.

A. Schabl

## Bildhauer des Klassizismus – Maler der Idylle

Adolf Spemann, *Johann Heinrich Dannecker, Das Leben, das Werk, der Mensch*. 33 Seiten Text und 61 Kunst-drucktafeln. F. Bruckmann, München. Ganzleinen DM 18.–.

Vor genau 50 Jahren hatte der Stuttgarter Verleger Dr. Adolf Spemann seine große Dannecker-Monographie herausgegeben, die an Gründlichkeit heute noch gültig und längst zur antiquarischen Seltenheit geworden ist. In der Zwischenzeit ist das Andenken an den Meister der schwäbischen Plastik der Goethe- und Schillerzeit auffallend vernachlässigt worden, so daß es zu begrüßen ist, daß Dr. Spemann zum vergangenen 200. Geburtstag Danneckers seine Monographie über des Meisters Leben und Schaffen in völlig neuer Bearbeitung erscheinen läßt. 150 Jahre trennen uns von den Jahren, da Danneckers Ruhm seinen Höhepunkt erlangte und seine beiden Hauptwerke, die Kolossalbüste Schillers und seine Ariadne auf dem Panther, den Großmeister des deutschen Klassizismus, dem man mit Recht den Beinamen „Der Grieche“ gab, berühmt machten und seinen Namen weit über Deutschland hinaustrugen.

Das im Verlag F. Bruckmann München in vorzüglicher Ausstattung erschienene Werk zeigt in 60 ganzseitigen Tafeln die Hauptwerke, die Danneckers Überlegenheit vor allem im Bildnis dokumentieren und deutlich aufzeigen, daß er im Porträtfach sogar sein Vorbild Canova überragte. So entsteht in einer gut getroffenen Auswahl ein Gesamtbild des Schaffens Danneckers mit seinen unvergänglichen Schöpfungen, auch der vernichteten, unter denen viele einst dem Stuttgarter Stadtbild seine künstlerische Note verliehen. In einem 33 Seiten umfassenden Textteil entsteht ein trefflich gezeichnetes Lebensbild des großen schwäbischen Meisters. Spemann setzt sich mit dem künstlerischen Werdegang Danneckers auseinander, behandelt auch diejenigen Werke, die nicht abgebildet sind und sagt abschließend zu der Wertung Danneckers als Künstler, Mensch und Persönlichkeit: „Die Kunst Danneckers ist nicht zu trennen von seinem Menschentum. Wie dieses strahlt sie eine beglückende Harmonie aus und ihr inneres Gleichgewicht wird sich stets im Kampf der Stile und Anschauungen behaupten, mag auch die Wertung in der öffentlichen Meinung und in der Fachwelt Schwankungen unterworfen sein.“

Der Gedenkband erscheint im geeignetsten Zeitpunkt, da die Staatsgalerie zur Ehrung Danneckers als des großen schwäbischen Vertreters des deutschen Klassizismus im Rahmen des Schillerjahres eine Gedächtnis-Ausstellung innerhalb der Ausstellung „Die Kunst der Hohen Karlsschule“ vorbereitet. W. Weber

Max Zengerle, *Johann Baptist Pflug, ein Maler schwäbischer Idylle*, Silberburg-Verlag Stuttgart, 1957 Preis: DM 25.–. Es gehört zur Eigenart der nachromantischen Malerei, daß ihr „Ideen“ zu Bildern werden. Dies braucht durchaus nicht bewußt zu geschehen. Man merkt es den Gemälden Pflugs nicht an, daß jener Satz auch für sie gilt. Sie sind ganz naiv gemalt: berichterstattend abbildlich. Aber auch hier versteht sich, in Abwandlung eines Wortes von Vischer, „das Künstlerische von selbst“. Es fließt, ohne Bewußtsein, in die Form hinein, sei es in die an den Niederländern geschulte räumliche oder in die von der Münchner Schule beeinflusste farbige Einheit. So wird all das Viele, in dessen Welt sich die Bilder Pflugs bewegen – sei es in Natur und Landschaft, in Sitten und Bräuchen, in geschichtlichen Geschehnissen, im Soldatenleben, Gaunerwesen, Zigeunertum – doch übergelbt von einer geheimen „Poesie“, ja sogar einem Hauch der echt romantischen „Universalpoesie“, in der man die Gegenwart des „Volksgeistes“ Oberschwabens



zur Pflug-Zeit zu gewahren meint. Denn dies ist Pflug: der malende Genius des oberschwäbischen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kein Mann der „hohen Kunst“ – er liebte unter allen Musikinstrumenten bezeichnenderweise die Zither –, aber ein Mann der „charakteristischen Kunst“ eines Goethe. So schildert Max Zengerle Johann Baptist Pflug in seinen Jugendjahren, auf seinem Weg vom Bortenweber zum Münchener Kunstjünger, in seiner Tätigkeit als Biberacher Zeichnungsmeister und seiner Arbeit als Portraitist, Soldaten- und Schlachtenmaler, Landschaftler, aufmerksamer Bildberichterstatter des oberschwäbischen Volkslebens. Der Bildanhang gibt eine lebendige Vorstellung vom Gesamtwerk, dem ein Katalog gewidmet ist und auf das sich ein Abschnitt „Bildbeschreibungen“ bezieht. Vielleicht könnte bei einer zweiten Auflage das Volkskundliche („Pflugs Bilder als Quelle der Volkskunde“) mehr betont werden. Auch die Schüler Pflugs, Franz Xaver Müller, Karl Martini, Karl Friedrich Göser, Markus Eberhard Emminger, Hermann Volz, Karl Martin Gramm und Anton Braith finden wir behandelt. Wir empfehlen dieses Buch warm allen Liebhabern der „Erinnerungen eines Schwaben“, darüber hinaus den Freunden der heimatischen Kunstgeschichte, vor allem aber den Freunden Oberschwabens – und den Oberschwaben selbst.

A. Schahl

### Die Herren von Urbach

*Regesten zur Geschichte der Herren von Urbach*, hrsg. vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart, bearbeitet von Robert Uhländ, 1958, 161 Seiten, W. Kohlhammer Stuttgart, 12 DM. – Im Auftrag des Fabrikanten und Ehrensensors der Universität Tübingen Willy Hornschuch, der einer der eifrigsten Förderer der Landesgeschichte ist, hat Staatsarchivrat Dr. Robert Uhländ ein staufisches Ministerialengeschlecht untersucht, das seinen Stammsitz in Urbach (b. Schorndorf) hatte, also in unmittelbarer Nähe des staufischen Hausklosters Lorch. Für die Erforschung der Feudalherren unterhalb des Ranges des Hochadels in unserem Gebiet in der Zeit vom späten 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bedeuten die von Uhländ aus Archivquellen erhobenen Hunderten von Regesten dieses Geschlecht betreffend einen bedeutsamen Schritt in unbekanntes Land. Die Regestentabelle macht deswegen den Hauptteil aus. Sie ist chronologisch angeordnet. Die Uhländsche Einleitung meistert in großen Zügen eine Erläuterung zu den Regesten in Form einer Geschichte der Herren von Urbach. Hier das Wichtigste: Dem Geschlecht gelingt keine geschlossene Territoriums-bildung. Es teilt das Schicksal vieler staufischer Dienstleute. Es setzt sich nicht gegen die Ausdehnungs- und Erwerbspolitik der hochadeligen Anrainer durch: die Württemberger, die Hohenloher, die Schenken von Limpurg usw. Zwei Schwerpunkte: die Stammgüter und Erwerbungen zwischen Rems und mittlerem Neckar mit Mittelpunkt Mundelsheim vermögen sie nicht zu einem Ganzen zu vereinigen. Im 15. Jahrhundert sitzen sie nicht mehr in Urbach. Dagegen treten sie in den Reichsstädten Ostschwabens auf oder zur Zeit der Fehden der Herren mit den Städten auf der Seite der Fürsten als sehr gefürchtete Städtehasser. Wieder andere sind in den Dienst der badischen Markgrafen getreten. Ein Urbacher amtiert als Vogt von Altensteig, dem badischen Besitz im nördlichen Schwarzwald. Als im 15. Jahrhundert die Fehden nachlassen, bedürfen Städte und Fürsten der Kriegsdienste der Ritter nicht mehr. Die Zeit des Ausverkaufs der Güter ist gekommen.

Wir wünschen solchen Einzeluntersuchungen, wie sie Uhländ durchgeführt hat, eine systematische Nachfolge.

Ernst Müller

### Deutsche Reichsstädte

*Deutsche Reichsstädte*, Herausgegeben von Richard Schmidt, 128 Seiten mit vielen Stadtplänen und Stadtansichten nach Stichen, 200 Kunstdrucktafeln nach Original-Aufnahmen von Helga Schmidt-Glaßner. Hirmer-Verlag München. DM 38.–.

Prof. Richard Schmidt, der frühere württ. Landeskonservator, beleuchtet die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Deutschen Reichsstädte und gibt dabei ein Abbild ihrer inneren Struktur, der Sonderstellung ihrer Bauten, der Rathäuser, Kirchen und Wohnhäuser, ihrer wirtschaftlichen und sozialen Zweckbauten.

Ein allgemeiner Teil behandelt die gemeinsamen Probleme, die rechtlichen Voraussetzungen und den Vorgang der Stadtgründungen, ihre Träger u. v. a. Sowohl Gesichtspunkte bei der Wahl des Standortes einer Stadt, als auch Finanzierung, Rechte und Privilegien der Stadtbürger, der Ausbau der städtischen Verwaltung, Rechtspflege und städtische Verfassung sind in die gründlich fundierte Darstellung einbezogen. Als Beispiele reichsstädtischen Städtebaues vom 10.–17. Jahrhundert werden die Stadtorganismen besonders charakteristischer Städte wie Augsburg, Rothenburg, Rottweil, Eßlingen u. a. an Hand der Stadtpläne analysiert. Vollständig neue Bautypen werden geschaffen, an ihrer Spitze die Rathäuser, geradezu als Sinnbild der Ratsverfassung und damit der städtischen Selbstverwaltung, aber auch auf dem Gebiet der sakralen Baukunst übernahmen die Reichsstädte die Führung. Der Hauptteil des Werkes aber bleibt der Geschichte der einzelnen Städte, beginnend mit Augsburg und Ulm, vorbehalten. Zahlreiche alte Städtebilder nach Stichen sowie eigens für das Werk neu gezeichnete Stadtpläne ergänzen die Ausführungen.

Von hohem Wert und eigenem Reiz ist der von der Meisterphotographin Helga Schmidt-Glaßner, der Frau des Verfassers, geschaffene großartige Bildteil. In 200 vollendeten großformatigen Kunstdrucktafeln werden die besprochenen Reichsstädte, wovon die meisten ihr mittelalterliches Gesicht noch bewahrt haben, dabei den Leser von Süden nach Norden führend, gezeigt. Wie einst zeugen noch heute von dem Glanz und der geschichtlichen Größe der Städte ihre Kunst- und Baudenkmäler profaner und sakraler Art, Rathäuser, Stadtbefestigungen, Torbauten, Kapellen, ihre stolzen Dome, die malerischen Brunnen und vieles mehr.

Die Reichsstädte waren der Ausgangspunkt des deutschen Städtewesens. In der Schaffung eines freien Bürgertums und einer städtischen gehobenen Kultur liegt ihre geschichtliche Bedeutung. Kann hier keinesfalls Aufgabe sein, der geschichtlichen Entwicklung der Reichsstädte und ihrer Sonderstellung im deutschen Städtewesen nachzugehen, so sei wenigstens angedeutet, daß sich die Häufung der Reichsstädte gerade bei uns im schwäbischen Raum ausschließlich aus dem hier dicht angehäuften staufischen Reichsgut erklären läßt, das mit dem Untergang der Hohenstaufen erhalten blieb. So wurden die königlichen Städte mit dem Wegfall des staufischen Hauses, das weit mehr als die Welfen und Zähringer die treibende Kraft in der Entwicklung war, Stadtrepubliken oder freie Reichsstädte im späteren Sinn: Ulm, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Eßlingen, Weilderstadt, Reutlingen, Rottweil, Biberach, Wangen, Leutkirch, Buchhorn sind ihre Namen, zu denen bald noch Isny, Buchau und Aalen traten, während Markgröningen und Weinsberg im 14. und 15. Jahrhundert wegfielen. Auf die meisten dieser württ. Städte wird jeweils in einem den Werdepfeil nachzeichnenden geschichtlichen Umriss eingegangen, während die restlichen Städtebilder den übrigen deutschen Gauen eingeräumt sind.

W. Weber



## Herz unseres Landes

Gustav Wais, Stuttgart vor der Zerstörung, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1958, mit 134 Abbildungen.

Hans Hildebrandt, Stuttgart wie es war und ist, W.Kohlhammer Stuttgart, 3. Aufl. 1959, mit 134 Abbildungen. Stuttgart, herausgegeben von Job. Jak. Häßling, Prestel Verlag München, 1958, reich illustriert.

Der Rückblick auf ein halbes Jahrhundert führt gerade im Kreise eines Heimatbundes ständig zu Bildern und Gestalten, die einstmals waren. Die Erfahrung ist wohl jedem gegenüber seinen Kindern beschieden: daß die junge Generation sich so manchen Bericht der älteren gar nicht zu vergegenwärtigen vermag, weil nicht nur dessen Stätten seit dem Hagelschlag 1944 so grundstürzende Veränderungen erfahren haben, sondern weil sich gerade in dieser kurzen Spanne Leben und Treiben des Alltags in jeder Hinsicht so völlig gewandelt hat, in wenigen Jahrzehnten stärker als in ebensoviel Jahrhunderten zuvor.

Diese Erkenntnis wird uns selbst an uns Zeugen anderer Tage bewußt, wenn wir, bald wehmütig, bald belustigt, und nicht zuletzt mit freudigem Dank an den Verfasser, Prof. Gustav Wais, den letzten seiner Bildbände über unsere Landeshauptstadt durchblättern: „Stuttgart vor der Zerstörung“. Das ist mehr als eine umsichtige Zusammenstellung typischer Bilder von einst mit den klaren Erläuterungen des berufenen Sachkenners, von denen zumal die verdienstvollen Wiedergaben der Innenräume des „Neuen Schlosses“ zu nennen sind; in der Hauptsache wirkt es wie ein liebes altes Märchenbuch von „Märchen aus uralten Zeiten“, die doch erst fünfzig, ja kaum vierzig Jahre zurückliegen und so unvorstellbar dahin sind. „Königsstraße, meine Wonne, o, was wär' ich ohne Dich ...“

hier ist sie noch einmal wieder heraufgezaubert, wie Eduard Paulus sie geliebt hat: selbst im Höchststand damaliger „Belebtheit“ für heutige Begriffe geradezu verkehrtsarm, wenn auch ein paar automobilistische Frühtypen nicht fehlen; noch beherrscht die Straßenbahn das Bild (Pferdebahn bis kurz vor der Jahrhundertwende), Milchkärre vor dem Königsbau und, nicht zu vergessen, der Heerwurm der Grenadiere auf der ganzen Länge bis zur Rotebühlkaserne, und die „Parade“, die bekanntlich kein militärisches Schaustück, sondern ein bürgerliches Treffen an Königsbau und Schloßplatz bedeutete. Marstall und Botanischer Garten (am Platz des heutigen Theaters), malerische Altstadtwinkel und unmögliches Holperpflaster selbst in Straßen „erster Ordnung“, baumgrüner Charlottenplatz und Aufmarsch der ländlichen Botenfahrzeuge in der Hauptstätter Straße, der trauliche Akademie-Hof und der pompöse Festsaal der Liederhalle mit seinen unbequemen Marterstühlen – es fehlt weder die Halle des alten Bahnhofs mit dem berühmten Treffpunkt „unter der Uhr“, noch Friedrichsbau und „Royal“ (später Banzhaf) und so manches „Etablisement“, das vom Begriff des alten Stuttgart untrennbar war. Da finden wir schiefe Giebel von einst und stattliche Neubauten aus der ersten „Stuttgart-empor“-Periode, dazu viele alte Bürgernamen und Firmenschilder, die dem Wissenden von Fleiß und Tüchtigkeit berichten, die dem Allen die Grundlage verliehen.

Laßt es uns angesichts eines solchen Buchs bekennen: Heimatliebe und Jugend-Erinnerungen, beide verschwistert, grenzen von je dicht an das Sentimentale, wie es sich ja im Volkslied am fühlbarsten ausdrückt. Keiner, der die vergangene Stuttgart noch erlebt hat, wird dabei nicht diese Saite angeschlagen fühlen. In einer Zeit, die mit übertriebener Sachlichkeit gerade dies Empfinden verneinen und verspotten zu dürfen glaubt, danken wir dem Verfasser, daß er uns mit so manchem fast ver-

gessenen Bild die Erinnerung an die Jugend neu belebt und einer künftigen Zeit einen so sprechenden Eindruck des Gewesenen überliefert.

Im Aufbau ähnlich wie der hochverdiente Nestor der stadtgeschichtlichen Biographie, doch auf eine individuell verschiedene, stets die Brücke vom Gewesenen zur Gegenwart und Zukunft suchende Weise hat Hans Hildebrandt seine Aufgabe angepackt. Sein „Stuttgart wie es war und ist“ hat schon seit 7 Jahren in vielen schwäbischen Hausbüchereien seinen verdienten Platz; heute legt es der Verlag in 3. Auflage vor, die ein besonderes Wort verdient: Zu früh wurde der zukunftsbejahende und in seinem Schaffen doch bewußt auf dem Überlieferten fußende Verfasser, dessen Rat in manch wirren Gestaltungs-Streitigkeiten unserer Tage von so hohem Wert hätte sein können, einem Leben voll Sichten, Planen und Wägen entrissen. In seinem Geist hat Frau Lily Hildebrandt die Arbeit des Gatten mit 134 sorgsam ausgewählten Bildern wieder herausgegeben, wahrlich ein Gedenkbuch mit seinem umfassenden einleitenden Überblick, der über das rein Künstlerische hinaus auch dessen politische und kulturelle Voraussetzungen in ihren einzelnen Epochen umspannt und dabei auch schon dem Ausblick, der gestalterischen Entwicklung des neuen Stuttgart den gebührenden Raum läßt. Wie nichtig erscheinen angesichts der von einem aufgeschlossenen Künstler dargelegten Entwicklungsgeschichte die Tagesstreitigkeiten, in denen jede Berufung auf das Überkommene als senile Rückständigkeit in Verruf gebracht wird!

Mit besonderem Dank vermerken wir an dieser hervorragenden Zusammenstellung, daß sie auch das nahe Ludwigsburg mit seiner Schloß- und Stadtgründung als Teilstück fürstlicher Planung in die Zusammenhänge um die alte Residenz einbezieht, eine historisch wie städtebaulich völlig konsequente, über heute noch wirksame Kirchturmshorizonte weitschauend erhabene Betrachtungsweise! So dürfen wir jedem Heimatfreund und jedem Gast diese Arbeit als Kunst- und Heimatbuch gleichermaßen ans Herz legen.

Geist und Gestalt in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit sprechen zu uns aus der bunten Sammlung zahlloser Bekundungen aus vielhundert Jahren, die Joh. Jakob Häßlin unter dem ebenso schlichten wie hehlingen anspruchsvollen Titel „Stuttgart“ vorlegt. Etwas über Stuttgart zu schreiben ist eine Aufgabe, auf die der Herausgeber dieses entzückenden Büchleins unendlich viel Mühe und Wissen aufwenden mußte: Bücher, Briefe, Tagebuchblätter – Fürsten, Dichter, Künstler, Zeitgenossen, Bodständige, Reingeschmeckte und fremde Besucher sprechen von Erlebnissen und Eindrücken, die alle Wissensgebiete schwäbischer Umtriebigkeit und die ganze Reichhaltigkeit unserer heimatlichen Schönheiten umfassen. Neben den an dieser Stelle unlängst gewürdigten „Schwabenköpfen“ aus Alt-Württemberg bietet diese auf den Mittelpunkt konzentrierte, nie ermüdende Schau aus immer neuen Blickpunkten, von den Gründungstagen der frühen Grafenzeit bis zu Lichtwark und Th. Heuß einen Querschnitt schwäbischer Art in ihrer Beharrungs- und Wandlungsfähigkeit, die beide mit Fug und Recht den typischen Ausdruck in der Landeshauptstadt finden.

Man mag auch in diesen Blättern auf manches Bedenken gestoßen sein, ob solche Eigenschaften im Herzstück des Landes gelegentlich wohl zu bedenklichen Verkrampfungen geführt haben; doch wer richtig zu lesen versteht, wird finden, daß das auch früher nicht anders war. Warum „unser Stuttgart“ doch jedem ans Herz gewachsen bleibt, mag, soweit dergleichen überhaupt in Worte zu fassen ist, schwerlich sprechender ausgedrückt sein als in dieser kunst- und mühevollen Mosaik-Arbeit, die wir gerne neben die mit gutem Grund gerühmten Bildwerke stellen.

W. Kohlhaas



Hermann Bausinger, Markus Braun und Herbert Schwedt, *Neue Siedlungen*, Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. W. Kohlhammer-Verlag 1959. 193 Seiten mit 39 Abbildungen im Text und 40 Tafeln. Leinen DM 19.60. Wenn das Ludwig-Uhland-Institut Untersuchungen über neue Siedlungen herausgibt, so darf man erwarten – und diese Erwartung wird nicht enttäuscht –, daß das Siedlungswesen der Gegenwart nicht formalistisch behandelt, sondern vom Kern aus angefaßt wird: den Beziehungen zwischen räumlicher und menschlicher Ordnung. Es sei darum jedermann empfohlen, das Schlußkapitel „Heimat“ zuerst zu lesen, dann vielleicht das zweitletzte Kapitel „Planung“, bevor er sich an das Studium der einzelnen Siedlungen bestimmtem Abschnitten macht. „Die heimatlichen Bindungen und ihre Ausdrucksformen stehen in räumlichen Zusammenhängen“: dies ist die klare Sprache von Forschern, die zugleich scharf und tief sehen. Am Anfang der so bewirkten Beziehungen zwischen Raum und Mensch stehen Familie und Wohnung. In den meisten Fällen aber ist die Wohnung – glücklicherweise! – nicht das Haus. So kommt es zu den nächsten Kreisen: der Hausgemeinschaft der im Häuserblock beschlossenen Nachbarschaft, den Bezügen innerhalb der Bewohner von Straßen und Vierteln. Gewiß, Betriebs-, Vereins-, Genossenschafts- oder Konfessionszugehörigkeiten vermögen übernachbarschaftliche Bindungen zu schaffen (auch der Rundfunk und das Fernsehen könnten unter Umständen ähnlich wirken). Aber: innerhalb der Siedlung gibt es „immer Bewohner von Teilen, Vierteln oder Straßen oder Wohnblocks, die mehr oder weniger gemeinsam empfinden und in gemeinsamen heimatlichen Bindungen stehen“; hierin kommt etwa auch den Kindern eine Bedeutung zu. Sogar das Einkaufen in denselben Geschäften vermag Beziehungen zu verschaffen. Schließlich lesen wir folgenden Satz: „Heimatliche Fixpunkte, an die sich die Bewohner der ganzen Siedlung halten, sind Kirchen, Schulen, Kindergärten, Gebäude mit öffentlichem Charakter, in besonderen Fällen auch Betsaal, ein Vereinsheim, ein Jugendhaus oder ein Kindertagheim“ (Kino, Gasthaus mit Saalbau, allenfalls Festhalle wären hinzuzufügen).

Die Bedeutung dieses Satzes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sind es doch einzig und allein die den gemeinsamen Zwecken der Siedlungsbewohner dienenden Bauten, welche eine Siedlung zu mehr machen können als einer verkehrsmäßig aufgeschlossenen Häusermasse mit „Dominanten“: nämlich zu einem Gemeinwesen, einer Körperschaft, welche nicht nur in der äußeren Zusammengehörigkeit da ist, sondern in den Beziehungen mehrerer sich überschneidender innerer Kreise lebt. Dies kann so weit gehen, daß dazu auch alles gehört, was mit der Pflege des Heimatelebnisses zusammenhängt, sei es einem herkunftsmäßig ausgerichteten, manchmal pseudoreligiösen Heimatkult oder einer Sublimierung des Heimatelebnisses ins Transzendente christlicher Prägung (nicht nur also im Sinne der „bisher ungelungenen Heimat“ von Ernst Bloch). Dabei treten die Bezüge zur alten Heimat – bei den Heimatvertriebenen – oder zur „Betriebsfamilie“ zunehmend zurück, ist ein Gemeinschaftsbewußtsein, das sich etwa auf Stammliches oder Landsmannschaftliches gründet, im Schwinden. Für den Planer ist dies alles nicht unwichtig. „Weitschauende Planung vermag Haltepunkte und Kristallisationsmöglichkeiten zu schaffen, auf die sich ein Gemeinwesen stützen kann...“ Der „Begriff der Planung kann nicht auf die architektonische Planung eingeschränkt werden“. Verhältnis zu Natur und Landschaft, räumliche Beziehungen zur Altgemeinde (Randbebauung

oder abgesetzte Neusiedlung), Hausformen, Anordnung der Straßen- und Platzräume, Stellung der für das gemeinsame Leben bindenden Bauten und manches andere mehr: sie sind im Rahmen der Raum-Mensch-Beziehung von höchster Wichtigkeit und keine Angelegenheit einer isolierten Architekturformen-Sphäre. Die Gliederung der neuen Wohnstätten läßt sich vom inneren Ordnungsgefüge der Bewohner nicht trennen. Alles Bauen dient menschlichen Beziehungen, mehr als dies: es formt solche. Es ist eine Lust, von solchen Gesichtspunkten aus die verschiedenen Siedlungen zu überblicken und Näheres über ihre Planung und Erbauung zu hören: Stuttgart-Rotweg, Stuttgart-Giebel, Kaufbeuren-Neugablonz, Arwasiedlung Unterrot, Neckarsulm-Amorbach, Schwäb. Gmünd, Eberhard-Wildermuth-Siedlung bei Reutlingen-Beztingen, Plattenwaldsiedlung Backnang, Wangen i. A., Rottenburg Heimbachsiedlung Schwäb. Hall, Calw-Wimberg, Eichenau bei Riedlingen, Siedlungen von Baiersbrunn und Niedernhall, Pfäffingen, Mössingen-Belsen, Schussenreute, Sindlingen, Heidhöfe bei Böhmenkirch. Wem es um die äußere und innere Gestalt der neuen Heimat geht – und darum sollte es jedermann gehen, dem „Heimat“ mehr als eine Frage der Erhaltung einstiger Heimat ist, nämlich eine Frage der Gestaltung künftiger Heimat –, wer die Verantwortung spürt, die er gerade darin gegenüber allem heute Werdenden hat, der muß es besitzen. A. Schabl

Heinrich Winter, *Das Bauernhaus des südlichen Odenwalds vor dem Dreißigjährigen Krieg*. Burkhard-Verlag E. Heyer, Essen o. J. (1958). Preis 12.80 DM. – Wir zeigen hiermit ein Werk an, das für die Bauernhausforschung der Zukunft unentbehrlich sein wird, wenn es einmal gelten sollte, eine vergleichende Hausgerüstbetrachtung durchzuführen. Denn eben dies will die Arbeit, in ihrem Raume, sein. Ihr Verfasser, Baurat und Dr.-Ing., – den Lesern der „Schwäbischen Heimat“ durch seinen Aufsatz „Das Hausgerüst im unteren Neckartal“ in Heft 6/1954 bekannt – ist für die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, vorbestimmt, wie überhaupt dankbar begrüßt werden darf, wenn Fachleute sich spezialistisch mit den verschiedenen Teilforschungsgebieten der so zusammengesetzten Erscheinung des Bauernhauses befassen. Besonders wichtig ist, daß der Verfasser die Auseinandersetzung zwischen dem Firstständerhaus mit Pfettendach und dem Rahmenbinderhaus mit Sparrendach sorgfältig verfolgt und sie zeitlich in das 17. Jahrhundert setzt. Konstruktionswissenschaftliche Untersuchungen über Firstpfettenscheuern und Speicherbauten ergänzen die dem Wohnstallhaus gewidmeten Abschnitte. Ein besonderer Abschnitt ist der Hofanlage – bestehend aus Wohnstallhaus, Scheuer und „Bau“ (Speicher) – gewidmet. Auch das kaminlose Rauchhaus wird eingehend gewürdigt; der Begriff „Rauchstube“ für den über der Küche gelegenen Räucherraum sollte vermieden werden, da er für solche Stuben belegt ist, die Ofen und offenen Herd miteinander verbinden. Überhaupt sei es an dieser Stelle einmal ausgesprochen, wie sehr es zu wünschen ist, daß sich die deutsche Bauernhausforschung auf gemeinsame einheitliche termini technici einigt. Wichtig ist sodann, daß sich in Winters Arbeitsgebiet unter den Gehöften der geschilderten Art nur offene Haufenhof-Anlagen finden. In den durchaus jüngeren -hausen, -hof, -bach und etwa -hain – Orten, die keine nennenswerten Verdichtungserscheinungen aufweisen, kam es nicht zur Ausbildung von geschlossenen Drei- oder Vierseitgehöften, ebensowenig zur Stelzung: der Stall befindet sich stets jenseits des Flurküchenraums. Daß sich der Verfasser – als Bauwissenschaftler – auf diese Zusammen-



hänge nicht einläßt, ist sein gutes Recht. Auch über die Erbsitten würde man gerne – gerade in dieser Verbindung – einmal Näheres erfahren. 50 wertvolle Bauaufnahmen und 99 Abbildungen vermitteln die nötige Anschauung. Ergänzend sei auf die ausgezeichnete Untersuchung des Verfassers „Das alte Hausgerüst im Unterraumgebiet“ im Aschaffener Jahrbuch, Bd. 3, 1956, hingewiesen. – Gerade von dem zuletzt angedeuteten Sachverhalt aus gesehen ist für den südwestdeutschen Raum die in der Lautensach-Festschrift (Stuttgarter Geogr. Studien, Bd. 69, 1957) erschienene Arbeit „Zur Entstehung des gestelzten Bauernhauses in Südwestdeutschland“ von K. H. Schröder von der größten Bedeutung. Zunächst ist sie das Musterbeispiel einer methodisch einwandfreien ganzheitlichen Untersuchungsmethode. Auf Grund umfassender Literaturkenntnis entwickelt der Verfasser ein Bild von den verschiedenen Möglichkeiten der Entwicklung des südwestdeutschen Einhauses aus dem Gehöft. Völlig richtig wird die gestelzte Variante mit dem Stall unter dem Wohnabschnitt auf „die durch die Realteilung bewirkte Betriebs- (und Bevölkerungs-) Vermehrung und die ihrerseits durch die Ettergrenze bedingte Raumenge“ zurückgeführt. Offen bleibt hingegen die Herkunft eines gestelzten Quereinhauses, wobei der Stall an den Wohnabschnitt anstößt, wenn auch Kammern über ihn hinweggezogen sein können. Sicher hat Boßler, dessen wichtige Dissertation leider immer noch ungedruckt ist, recht, wenn er hier gesteigerte Wohnraumbedürfnisse als Ursache der Stellung anführt. Von hier aus ergäbe sich übrigens zwanglos die Beziehung zum ein- und zweigeschossigen Einhaus Oberschwabens. Alles in allem: wir kommen weiter in der Bauernhausforschung! *A. Schabl*

*Günther Pacina, Agrarfabriken oder Bauernhöfe.* Das Landvolk im Zeitalter der industriellen Gesellschaft. – Holsten-Verlag, Hamburg, 1958. DM 18.50. – Ein wichtiges Buch, das in erster Linie den Bauern, darüber hinaus jeden angeht, der mit Anteilnahme die tiefgreifenden Strukturveränderungen unserer Landwirtschaft verfolgt. In einer sorgfältigen geschichtlichen Betrachtung schildert der Verfasser zunächst den Weg des deutschen Bauerntums, von der Bauernbefreiung bis zu der durch den europäischen Markt geschaffenen Situation. Wichtige Kapitel befassen sich mit der Freiteilbarkeit und Realteilung, den Versuchen der Bodenreform, der Flurbereinigung usw. Auch in den rein geschichtlichen Kapiteln ergeben sich schon anregende aktuelle Ausblicke. Die deutsche Landwirtschaft oder im Sinne des Buchs besser gesagt, das deutsche Bauerntum, befindet sich heute zwangsläufig in einer kritischen Umwandlung, sowohl in betriebswirtschaftlicher Hinsicht wie in der Frage der sozial-wirtschaftlichen Stellung innerhalb der modernen Industriegesellschaft. Die strukturellen Veränderungen des Bauerntums wirken sich unvermeidlich auch auf das Land und damit das Gesicht der Landschaft aus. Extreme Rationalisierungen der Landwirtschaft anderer Länder (z. B. die amerikanische Farmwirtschaft, die Kollektivfarmen östlicher Prägung) können nach Pacina nicht Vorbild für den Weg des deutschen Bauerntums sein; der Automation, Agrarchemie und Agrartechnik sind im deutschen Raum und für das deutsche Bauerntum von Natur und von den seelischen Grundlagen der Menschen her Grenzen gesetzt, die ohne Schaden nicht überschritten werden können. Grundlage des deutschen Bauerntums muß die Einheit von Familieneigentum, Familienarbeit und dem an die Erhaltung der Bodenkraft gebundenen Berufsethos bleiben. Sachlich ergibt dies entsprechend den heutigen Verhältnissen neu organisierte Bauernhöfe (keine „Agrarfabriken“) in einer naturnahe geformten Wirtschaftslandschaft. Wer immer mit Sorge

um das Bauerntum selbst und in Sorge um die Landwirtschaft gewisse Richtungen und Übertreibungen beim im Gang befindlichen Umwandlungsprozeß unserer Landwirtschaft beobachtet, wird das mit größter Sachkenntnis geschriebene, mit einer ungemeinen Materialfülle belegte, gedankenreiche und verantwortungsbewußte Buch von Pacina aufs wärmste begrüßen. *O. Linck*

### Natur und Heimat

*Otto Feucht, Erlebter Naturschutz.* Eine Rückschau aus Württemberg. Verlag des Schwäbischen Albvereins. Für Mitglieder 5 DM, im Buchhandel 8 DM. – Zu seinem 80. Geburtstag erschien, eingeleitet von Georg Fahrbach, dieser Rückblick des Altmeisters Otto Feucht auf 60 Jahre Naturschutzarbeit. Nach einer einführenden „Vorgeschichte“, die bis ins 15. Jahrhundert zurückgreift, verflechten sich persönliche Erinnerungen des Verfassers auf glücklichste mit einer allgemeinen Schilderung des Naturschutzgedankens und der Organisation und Durchführung des Naturschutzes in Württemberg von den Anfängen bis zur Gegenwart. Niemand anders als Feucht hätte eine solche „Geschichte des Naturschutzes in Württemberg“ schreiben können: er war von Beginn an dabei und steht heute noch im Glied! Er hat alle Etappen der Entwicklung mitgemacht und mitbestimmt; er hatte auch Anteil an der Ausweitung der Aufgabe vom bloß konservierenden „Schutz“ zur umfassenden „Landschaftspflege“. An vielen Beispielen wird in dem Buch auch sichtbar, wieviel in der beschriebenen Zeit im Sinne des Naturschutzes doch „getan“ und auch erreicht wurde. Sehr schön würdigt Feucht in seiner Rückschau auch die vielen Männer, die von Anfang an bis heute mit ihm den Naturschutz im Lande verwirklicht haben, Persönlichkeiten von Rang und Gewicht sind darunter; daß sie in solcher Zahl sichtbar werden, macht diese Geschichte des Naturschutzes in Württemberg so lebendig und persönlich. 48 sehr sorgsam ausgewählte Fotografien, von Feucht selbst und aus dem Kreis der Mitarbeiter stammend, ergänzen den Text vorzüglich. *O. Linck*

*Hans Fein, Heimat, wir sind alle dein.* 70 Seiten mit vielen Bildern, Verlag Frech, Stuttgart-Botnang. DM 3.20. – Mit diesem reizvoll ausgestatteten Büchlein will der bekannte Stuttgarter Unternehmer Dr.-Ing. Hans Fein seinen Verwandten, Freunden und Bekannten in nah und fern einen heimatlichen Gruß entbieten. Sinn und Ziel der Zusammenstellung von Gedichten, Sprüchen, Schnurren, Betrachtungen und Bilder werden aus dem Geleitwort deutlich: „Die große Sehnsucht des Lebens zieht in die Ferne! – Glück, Reife und Trost liegen im Zuhause! – Wohl dem, der auch als Flüchtling oder Fremder sich und den Seinen ein Daheim zu schaffen weiß. Drum bleibe stets der Heimat dir bewußt, dort liegt deine Kraft zum Leben!“ – Der Reigen beginnt mit dem vielleicht schönsten und innigsten Heimatgedicht unserer deutschen Sprache: „O Heimat, wir sind alle dein“ von Hans Heinrich Ehrler. Dann folgen Gedichte und Lieder bekannter und weniger bekannter Dichter, alle getragen von tiefer Heimatliebe und glühender Heimatsehnsucht. Daran schließen sich Volksweisen aus den verschiedensten deutschen Landschaften. Der Hauptteil ist unserer schwäbischen Heimat gewidmet. Sprüche von schwäbischer Eigenart wechseln mit lustigen Anekdoten. Wir hören von den Schwabenmädchen, vom schwäbischen Sauerkraut und von Spätzle, vom schwäbischen Most und Wein und Haus-Schnaps; auch die lieben Schwaben fehlen nicht. – Das lebenswürdige Büchlein ist ein echter, warmer Heimatgruß, an dem jeder wahre Heimatfreund seine helle Freude haben muß. *O. Rühle*



Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Geschäftszeit 8–16.30 Uhr (samstags geschlossen)

Fernruf 24 13 98 · Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

## 50 Jahrfeier des Schwäbischen Heimatbundes vom 30.-31. Mai 1959 in Ludwigsburg

In Ergänzung zu der allen Mitgliedern persönlich zugegangenen Einladung geben wir hiermit die Festfolge allgemein und öffentlich bekannt, indem wir zugleich darauf aufmerksam machen, daß für folgende Veranstaltungen Kartenbestellungen nötig sind: Schloßkonzert, Mittagessen und Abendimbiß, Fahrten.

Samstag, den 30. Mai:

11.00 Feierstunde im Ordenssaal des Schlosses

13.00 Gemeinsames Mittagessen im Ratskeller (5 DM)

14.30 Gelegenheit zu folgenden Besichtigungen:

- a) Schloßmuseum
- b) Ausstellung „Alt-Ludwigsburger Porzellan“
- c) Gartenschau „Blühendes Barock“
- d) Naturschutzausstellung im Schloß Favorite

16.00 Vortrag von Dr. Ernst Müller „Pietismus in der Dichtung des jungen Schiller“ im Musiksaal des Goethe-Gymnasiums

17.15 Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes im Musiksaal des Goethe-Gymnasiums

18.15 Gemeinsamer Abendimbiß im Ratskeller (3.50 DM)

19.30 „Musik aus der Zeit Herzog Karl Eugens“ im Rahmen der Ludwigsburger Schloßkonzerte unter Leitung von Prof. W. Kraemer.

✶Karten zu 5, 4, 3 DM.

20.15 Geselliges Zusammensein im Ratskeller

Sonntag, den 31. Mai:

8.30 ab Karlsplatz Stuttgart

9.30 ab Marktplatz Ludwigsburg

Ausfahrten:

a) Zabergäu (Michelsberg, Bönningheim, Meimsheim, Brackenheim, Güglingen).

Führung: Oberforstmeister Dr. h. c. Linck.  
7.50 DM.

b) Bottwartal (Schaubeck, Kleinbottwar, Großbottwar, Oberstenfeld, Lichtenberg, Beilstein).  
Führung: Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden. 7.50 DM.

Abschließend findet für alle Teilnehmer an beiden Fahrten 18.00 in der Gaststätte des Hauses des Handwerks Heilbronn ein kurzes geselliges Zusammensein statt; Rückkunft in Ludwigsburg bzw. Stuttgart 20.30–21.00 Uhr.

Die Geschäftsstelle in Stuttgart bleibt am 29./30. Mai geschlossen. Ein Tagungs-Büro wird über diese Tage in Ludwigsburg geführt und in der Anmeldebestätigung noch bekanntgegeben werden.

## Veranstaltungen im Sommerhalbjahr 1959

Wir verweisen auf die Bekanntgabe in Heft 1/1959 der „Schwäbischen Heimat“.

Zur Teilnahme an den „Schwarzwald-Tagen“ in Nagold vom 25. bis 31. Juli laden wir unsere Mitglieder und Freunde nochmals herzlich ein; es sind Plätze aller Preisklassen verfügbar. Wir bitten, auch im Kreise der Bekannten für den Besuch unserer Ferienwoche zu werben.

Von den ab Stuttgart durchgeführten Studien- und Lehrfahrten sind bis jetzt besetzt: „Basel und Ronchamps“ (13.–14. Juni) „Graubünden“ (27. Juni bis 1. Juli),

„Bayrischer Wald“ (19.–23. September) und „Kirchen, Burgen und Schlösser am Neckar (II)“ vom 11. Oktober; für sämtliche vier Fahrten sind jedoch Wiederholungen geplant, weshalb wir Interessenten – auch in Anbetracht etwa frei werdender Plätze – um Anmeldung zwecks Vormerkung bitten. Die Fahrt „Kirchen, Burgen und Schlösser am Neckar (I)“, die am 19. April durchgeführt wurde, wird am 28. Mai und zu einem noch nicht feststehenden Termin wiederholt; wir bitten auch hierfür um Anmeldung zwecks Vormerkung. Für alle anderen, hier nicht genannten Fahrten sind noch Plätze frei.